Georg Ebers
Gesammelte Werke



Per Aspera

III. Band.

3.50

48
562 (24

Georg Ebers

Gesammelte Werke.

Vierundzwanzigster Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

48
562 / 24

PER ASPERA.

Historischer Roman

von

Georg Ebers.

Dritter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

A 47/574

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen und der Dramatisierung, vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Frau Euryale wurde in ihrem stillen Gebet durch die Rückkehr Alexanders unterbrochen. Er brachte die Kleider, die er von der Gattin des Seleukus für Melissa erhalten. Jetzt schon trug er sein bestes Gewand und war bekränzt wie alle Besucher der vornehmen Ränge des Zirkus; doch der festliche Schmuck paßte schlecht zu dem schmerzlichen Ausdruck seiner Züge, von denen jede Spur der übermütigen Daseinslust geschwunden war, die sie noch heute morgen verschönte.

Er hatte Dinge erfahren, die es ihm nicht mehr als ein Opfer erscheinen ließen, das Leben für die Rettung der Schwester einzusetzen.

Wie dunkle Fledermäuse hatten ihm trübe Gedanken schon den heitern Sinn gekreuzt, während er vorhin mit Melissa und ihrer Beschützerin verkehrte; denn auch er wußte, wie unendlich schwer es dem Vater fallen würde, sich von Alexandria zu trennen; und floh er selbst mit der Schwester in die Ferne, so galt es, von dem Kampf um die schöne Agathe zu lassen.

Ihr christlicher Vater hatte ihn zwar freundlich empfangen, doch ihm deutlich genug zu erkennen gegeben,

daß er ihm, dem übermütigen Heiden, nie und nimmer gestatten würde, um seine Tochter zu werben. Dazu waren ihm Demütigungen widerfahren, die sich wie eine scheidende Mauer zwischen ihm und der Geliebten, das einzige Kind eines reichen, angesehenen Mannes, erhoben.

Er hatte das Recht eingebüßt, als Freier vor Zeno zu treten; denn er war heute in der That nicht mehr derjenige, der er noch gestern gewesen.

An die Nachricht, der Kaiser gedenke sich mit Melissa zu vermählen, hatten Lästerzungen die Versicherung geknüpft, daß er, Alexander, sich durch Verräterei und Spionendienste die Gunst Caracallas erschlichen. Keiner hatte ihm dies offen erklärt, doch während er im Auftrage der Frauen auf dem Wagen des Kaisers die Stadt durcheilte, war es ihm nur zu deutlich in verschiedener Weise kundgegeben worden. Ihm, dem sonst jeder, an dessen Wohlwollen ihm etwas lag, die Hände entgegenstreckte, waren wackere Leute aus dem Wege gegangen, und was er sonst noch auf dieser Fahrt erfahren hatte, war kränkend genug gewesen, um eine Wandlung seines ganzen inneren Wesens hervorzurufen.

Die Empfindung, als weise man bald verächtlich, bald zornig auf ihn mit dem Finger, hatte ihn auf dem ganzen Wege nicht verlassen. Und er war von keiner Täuschung befangen gewesen; denn als er dem alten Bildhauer Lysander begegnete, der ihm und Melissa gestern so freundlich von der Mutter des Kaisers erzählt hatte, und Alexander ihm vom Wagen aus zuwinkte, war sein Gruß unerwidert geblieben, und der wackere Künstler hatte dabei die Hand in einer Weise geschwenkt, aus der jeder Alexandriner

die Erklärung: „Ich kenne Dich nicht mehr und wünsche auch nicht mehr, von Dir gekannt zu sein," herauslesen mußte.

Diodor hatte er von Kind an wie einen Bruder geliebt, und er war in einer der Nebenstraßen, deren der Wagen sich bediente, um sich dem Menschengetümmel auf der kanopischen Straße zu entziehen, an ihm vorbeigefahren. Da hatte Alexander dem Lenker die Rosse aufzuhalten befohlen und war auf das Pflaster gesprungen, um mit dem Freunde zu reden und sich hier der Aufträge Melissas an ihn zu entledigen; er aber hatte ihm unwillig den Rücken gekehrt, und auf des Künstlers traurig bittenden Ruf: „So höre mich doch!" herb erwidert: „Je weniger ich noch von euch vernehme, desto besser für mich. Fahre nur fort auf dem Wagen des Kaisers!"

Damit hatte er ihm den Rücken gewandt und den Klopfer an der Thür eines Baumeisters erhoben, der ihnen beiden befreundet; Alexander aber war, von den peinlichsten Empfindungen gequält, weiter gefahren, und zum erstenmal hatte sich seiner der Gedanke bemächtigt, daß er sich zum Spion herabgewürdigt, als er dem Kaiser hinterbracht, wie der Witz der Alexandriner seiner gedachte. Zwar durfte er sich sagen, daß er eher Tod und Gefangenschaft auf sich genommen, als Caracalla den Namen eines der Spötter verraten haben würde; er mußte sich aber bekennen, daß er dem Cäsar ohne die Hoffnung, Vater und Bruder vor Tod und Gefangenschaft zu retten, kaum welchen Dienst auch immer geleistet hätte. Die Gnade, die den Seinen widerfahren war, glich immerhin einer Zahlung, und die eigene Handlungsweise erschien ihm nun hassenswert und abscheulich. Seine Landsleute

hatten recht, ihm zu grollen, die Freunde, ihm aus dem Wege zu gehen.

Das Gefühl, das ihm bisher das fremdeste von allen gewesen, bittere Selbstverachtung, überkam ihn, und zum erstenmal begriff er, wie Philipp dazu kommen konnte, das Leben eine Last und ein tückisches Danaergeschenk der Gottheit zu nennen.

Als endlich in der kanopischen Straße, dicht vor dem Hause des Seleukus, ein fremder Bursch dem Wagen, der sich langsam durch die Menge Bahn brach, höhnisch nachrief: „Der Tarautas-Schwager!" mußte er an sich halten, um nicht abzusteigen und den Schreier die starken Fäuste fühlen zu lassen.

Auch er wußte, daß Tarautas der Name eines häßlichen, blutdürstigen Gladiators war, den man schon zu Rom dem Kaiser als Spitznamen angehängt hatte, und als er wahrnahm, daß der Ruf des frechen Buben Aufnahme fand unter den Leuten und man: „Der Tarautas-Schwager" schrie, wo er sich zeigte, war es ihm, als bewerfe man ihn mit Kot und Steinen.

Hätte die Erde sich geöffnet und ihn samt dem Wagen verschlungen, um ihn den Blicken der Menge zu entziehen, es wäre ihm damit ein Gefallen geschehen. Am liebsten hätte er geweint und Thränen vergossen wie ein geschlagenes Kind.

Als das Haus des Seleukus ihn endlich aufgenommen hatte, war er ruhiger geworden; denn hier kannte man ihn, hier ward er verstanden. Frau Berenike sollte wissen, was er von der Werbung des Kaisers dachte, und angesichts ihres gesunden und redlichen Hasses hatte er sich zugeschworen, die Schwester, und müßte er dabei den

qualvollsten Tod sterben, den begehrlichen Händen des Tyrannen zu entreißen.

In kurzen Sätzen erzählte er nun, während er sich mit der Wahl eines Gewandes für den Schützling beschäftigte, Frau Euryale, was ihm auf der Straße und im Hause des Seleukus begegnet war.

Man hatte ihn durch die Soldaten im Vorsaal und Impluvium zu der Hausfrau geführt, und in ihrem Gemache war er Zeuge eines heftigen ehelichen Streites geworden. Seleukus hatte der Gemahlin schon früher den Befehl des Kaisers überbracht, unter anderen vornehmen Frauen der Stadt im Zirkus zu erscheinen. Ein bitteres Lachen und die Versicherung, nur in Trauergewändern den Zuschauerraum zu betreten, war die Antwort gewesen. Dagegen hatte der Gatte, indem er auf die Gefahr hinwies, die solche Kundgebung nach sich ziehen würde, Einspruch erhoben und sie endlich auch scheinbar zum Nachgeben bewogen.

Als Alexander nun bei der Matrone eingetreten war, hatte er sie in einem kostbaren Gewande von strahlendem Purpurbrokat, mit einem Kranze von roten Rosen und einem glänzenden Diadem auf dem kohlschwarzen Haare gefunden. Eine Rosenguirlande umzog ihr die Brust, der köstlichste Edelsteinschmuck prunkte ihr an Hals und Armen. Kurz, sie war gekleidet wie eine frohe Mutter am Hochzeitstage der Tochter.

Bald nach dem Künstler war auch Seleukus bei der Gattin erschienen, und der auffallende, blendende Putz, der so wenig zu dem Alter und der sonstigen Art der Matrone paßte, und den sie sicherlich nur gewählt hatte, um die Ungeheuerlichkeit der Zumutung, die der Cäsar

ihr stellte, in das grellste Licht zu setzen, erregte den Unwillen ihres Gemahls.

Deutlich genug hatte er auch seiner Unzufriedenheit Ausdruck gegeben und abermals auf die Gefahr hingewiesen, die solche überkühne Kundgebung heraufbeschwören könnte; diesmal aber war Frau Berenike nicht zu bewegen gewesen, auch nur eine Rose von ihrem Putz zu entfernen. Nach ihrer feierlichen Versicherung, entweder gar nicht, oder wie sie es für gut hielt, im Zirkus zu erscheinen, hatte der Gemahl sie grollend verlassen.

„Die Thörin!“ unterbrach Frau Euryale den Jüngling. Dann wies sie ihm das weiße Gewand von herrlichem, auf der Insel Kos gewobenem Bombyx, das sie für Melissa ins Auge gefaßt, samt dem Peplos, den eine Borte von zartem Meergrün umrahmte, und Alexander schenkte dieser Wahl Beifall.

Die Zeit drängte, und ungesäumt begab Frau Euryale sich mit dem neuen Festkleide zu Melissa. Noch einmal nickte sie ihr freundlich zu und bat sie, während sie selbst einiges mit Alexander zu bereden habe, sich von der Zofe ankleiden zu lassen. Es war ihr, als überbringe sie einer Verurteilten das Gewand, worin sie auf den Richtplatz geführt werden sollte, und Melissa nahm es hin wie ein solches.

Endlich begab sich die Matrone zu dem Maler zurück und forderte ihn auf, seinen Bericht zu beenden.

Frau Berenike hatte der Christin Johanna sogleich befohlen, die besten Festgewänder der verstorbenen Korinna für Melissa zusammenzupacken. Dann war Alexander ihrem Winke gefolgt und hatte sie auf einen Hof im Sklavenquartier des weitausgedehnten Hauses begleitet, wo eine häupterreiche Schar von Männern ihrer wartete.

Es waren die Führer der Schiffe des Seleukus, die gegenwärtig im Hafen lagen, die Vorsteher seiner Kornspeicher und Schreibstuben, im ganzen wohl hundert freie Männer im Dienste des Kaufherrn.

Was sie hier sollten, schien ein jeder zu wissen.

Ihre laute Begrüßung hatte die Matrone mit einigen dankenden Worten beantwortet und dann bitter hinzugefügt: „Seht hier die trauernde Mutter, die ein Ruchloser zwingt, sich so — so — blickt mich nur an — geputzt wie ein Pfau — zu einem Freudenfest zu begeben.“

Da hatte die bärtige Versammlung ihren Unwillen laut zu erkennen gegeben, Berenike aber war fortgefahren: „Für die Plätze sorgte Melampous; sie liegen indes mit gutem Bedacht nicht zusammen. Ihr seid sämtlich freie Männer, und ich habe euch nichts zu befehlen. Wenn aber die Schmach und das Herzeleid, das dem Weib eures Brotherrn angethan wird, euren Unwillen erregen, so gebt ihn im Zirkus demjenigen zu erkennen, der dies über sie brachte. Der Jugend seid ihr ja sämtlich entwachsen und werdet euch vor Unvorsichtigkeit hüten, die euch verderblich werden könnte. Die rächenden Götter mögen euch beistehen und schützen!“

Damit hatte sie den Versammelten den Rücken gewandt, doch der christliche Sachwalter Johannes, der vornehmste Freigelassene ihres Hauses, war zu rechter Zeit in den Hof geeilt, um sie zu beschwören, von dieser unseligen Kundgebung abzustehen und das Feuer zu löschen, das sie soeben entzündet. So lange der Kaiser den Purpur trage, sei die Auflehnung gegen ihn, den die Gottheit selbst mit der Herrschaft betraut, ein Verbrechen. Was sie hier ins Werk setzte, solle eine Strafe für denjenigen

sein, der ihr wehe gethan habe; sie vergesse aber, daß es den braven Männern, den Gatten und Vätern, die hier versammelt waren, Leben und Freiheit kosten könnte. Die Rache, die sie jene zu üben aufrufe, solle Balsam sein auf die Wunden ihres eigenen Herzens; wenn aber die Macht des empörten Cäsar ihre unschuldigen Werkzeuge ins Verderben stürze, würde der Balsam sich in ätzendes Gift verwandeln.

Diese mit der Wärme der aufrichtigsten Ueberzeugung geflüsterten Worte waren nicht ohne Wirkung geblieben. Eine Zeit lang hatte Frau Berenike düster zu Boden geschaut, dann aber war sie den Versammelten noch einmal näher getreten, um die Warnung des Sachwalters, den alle ehrten und durch den einige zur Taufe bewogen worden waren, vor ihnen zu wiederholen: „Johannes hat recht," schloß sie. „Das mißhandelte Herz ließ sich nur fortreißen, seinen Schmerzensruf vor euch zu erheben. Lieber noch sich in der Weise der Christen von dem Feinde mit Füßen treten lassen, als Unschuldige, die treu an uns hängen, schwerem Mißgeschick anheimfallen sehen. Uebet also Vorsicht. Haltet euch von lauten Kundgebungen zurück. Meide den Zirkus jeder, der sich zu schwach fühlt, den Ingrimm zu zähmen, und wer ihn besucht, der verhalte sich still, wenn er in meinem Sinne zu handeln begehrt! Nur eins ist euch gestattet. Verbreitet, was mir angesonnen wurde, in so weiten Kreisen, wie es nur angeht. Was andere dann thun, das haben sie selbst zu tragen."

Der Christ war dem letzten Satze mit lebhafter Mißbilligung gefolgt; Frau Berenike aber hatte seiner nicht mehr geachtet und mit Alexander den Hof verlassen.

Das Geschrei der empörten Männer war ihnen nachgeklungen, und es hatte sich trotz ihrer Warnung angehört wie eine furchtbare Drohung. Freilich war der Sachwalter bei ihnen zurückgeblieben, um sie durch neue Vorstellungen zur Mäßigung zu bewegen.

„Was haben die Verblendeten im Sinne?“ unterbrach die Matrone sorgenvoll den Jüngling; er aber fuhr hastig fort: „Sie nennen den Cäsar nur noch ‚Tarautas‘; jeder Mund fließt über von Spott und Ingrimm wegen der neuen unsinnigen Steuern, der Einquartierung und des frechen Uebermutes der Soldaten, den Caracalla freventlich anschürt. Bis aufs tiefste verletzte seine schmachvolle Mißachtung der Häupter der Stadt. Und sein Werben um die Schwester! Jung und Alt zerbricht sich darüber die Zunge.“

„Es wäre ihrem Wesen angemessener, sich dieser Wahl zu freuen,“ fiel ihm die Matrone ins Wort. „Eine Alexandrinerin im Purpur, auf dem Throne der Cäsaren!“

„Ihr Zujauchzen hätte ich auch erwartet!“ rief Alexander. „Es lag ja so nahe. Doch wer begreift diese Menge? Jedes Weib hier, dachte ich, müßte den Kopf höher tragen bei dem Gedanken, eine alexandrinische Jungfrau Kaiserin werden zu sehen; doch gerade von den Frauen vernahm ich die hämischsten, schändlichsten Reden. Und übergenug bekam ich zu hören; denn je mehr wir uns dem Serapeum näherten, desto langsamer mußte der Wagen sich den Weg durch die Menge bahnen. Da gab es Dinge zu vernehmen! — Die Fäuste ballen sich mir noch, wenn ich nur daran denke. Und wie wird es im Zirkus werden? Was wird Melissa über sich ergehen lassen müssen!“

„Der Neid,“ murmelte die Matrone vor sich hin.

Doch sie verstummte schnell; denn die Jungfrau trat aus dem Schlafgemach den anderen entgegen. Ihr Putz war vollendet. Das kostbare weiße Gewand kleidete sie herrlich. Der Rosenkranz mit dem schimmernden Diamanttau schwebte ihr leicht auf den Locken, die schlangenförmige Spange, die der kaiserliche Freier ihr gesandt, umgab ihr den weißen Arm, und das leicht vorgeneigte Köpfchen, das liebe, blasse, anmutige Gesicht und die großen, beschämt und fragend gesenkten Augen boten einen so liebenswürdig bescheidenen, unsagbar rührenden Anblick, daß die Matrone zu hoffen wagte, auch im Zirkus werde sich nur in verhärteten Herzen eine feindselige Empfindung gegen diese holdselige, reine, von stillem Leid leicht gebeugte Blume erheben.

Sie konnte auch dem Drange nicht widerstehen, Melissa zu küssen, und dabei reifte in ihr die schwankende Absicht, das Aeußerste für den Schützling zu wagen, zum festen Entschluß.

Zu der Liebe hatte sich in ihrem guten Herzen das Mitleid gesellt, und als sie das holdselige Geschöpf, bei dessen bloßem Anblick die Seele ihr aufging, den herrlichsten Schmuck, mit dem andere Mädchen glückselig geprunkt hätten, gebeugt und des Trostes bedürftig tragen sah wie die schwerste der Lasten, wollte es ihr plötzlich wie eine heilige Pflicht erscheinen, dem unglücklichen Liebling diesen schweren Gang zu erleichtern und Melissa, so weit es an ihr lag, vor Schimpf und Demütigung zu schützen.

Seit vielen Jahren hatte sie sich den blutigen Metzeleien im Zirkus, die ihr ein Greuel waren, ferngehalten; heute aber gebot ihr das Herz, den alten Widerwillen

zu besiegen und die Jungfrau in das Amphitheater zu begleiten.

Hatte sie ihr nicht in ihrem Herzen die Stelle der verlorenen Tochter eingeräumt? War sie, Euryale, nicht die einzige, die, wenn sie sich neben Melissa zeigte und sich freundlich gegen sie erwies, dem Volke die Versicherung erteilen konnte, daß sie, die das Wohlgefallen eines Ruchlosen und Verhaßten der Verkennung und Mißbilligung aussetzte, rein war und wert der Liebe?

Unter ihrem Schutze, an ihrer Seite war die Jungfrau — sie wußte es — vor Verkennung und Beleidigung geschützt, und sie, die ältere, die Christin, sollte sie der ersten Gelegenheit aus dem Wege gehen, ein Kreuz auf sich zu nehmen in der Nachfolge des Erhabenen, zu dem sie sich freudig, doch aus Menschenfurcht nur im geheimen bekannte?

Blitzschnell war das alles ihr durch Geist und Seele geflogen, und der Ruf „Doris!", der der Zofe galt, scholl ihr so laut und unerwartet von den Lippen, daß die gereizten Nerven Melissas zusammenschraken.

Erstaunt schaute sie auf die Matrone, als sie ohne ein Wort der Erklärung der Dienerin, die schnell herbeigeeilt war, befahl: „Das blaue Festgewand, das ich bei der Adonisfeier trug, das Diadem von meiner Mutter und die große Gemme mit dem Serapishaupte für die Schulter! Mein Haar . . . Ein Schleier soll es bedecken. Was kommt darauf an, wenn man alt ist? Und Du, Kind! Warum Du mich nur so verwundert anschaust? Welche Mutter ließe die junge, schöne Tochter denn allein in den Zirkus? Nebenbei darf ich wohl hoffen, daß es Dir den Mut stärken wird, mich an Deiner Seite zu

wissen. Vielleicht nimmt es die Menge auch ein wenig für Dich ein, wenn das Weib des obersten Priesters ihres höchsten Gottes Dich begleitet."

Doch sie konnte die letzten Worte nicht beenden; denn Melissa war ihr mit dem Rufe: „Das wolltest Du für mich thun?" an die Brust geflogen, und Alexander küßte ihr, tief ergriffen von Dank und Freude, den hageren Arm und den Saum des einfachen Peplos.

Während Melissa der Matrone beim Ankleiden im Nebenzimmer half, ging Alexander ruhelos und mit langen Schritten auf und nieder.

Er kannte die Alexandriner, und es unterlag keinem Zweifel, daß die Begleitung der allverehrten Frau sie veranlassen werde, mit günstigeren Augen auf die Schwester zu schauen.

Nichts anderes hätte ihrem Gang in den Zirkus den Stempel des Ziemlichen so kräftig aufdrücken können.

Je banger er gefürchtet hatte, Melissa werde durch rohe Kundgebungen des Volkes bis ins tiefste verletzt und beleidigt werden, desto dankbarer schlug ihm das Herz, ja, sein leichter Sinn sah in dieser That der Matrone das erste Lächeln des neu erwachenden Glückes.

Er wollte wieder hoffen, wollte eingedenk so vieler Mahnungen der Philosophen und Dichter des Augenblicks genießen, sich der glänzenden Vorstellung im Zirkus, vielleicht seines letzten Vergnügens, freuen und die Zukunft vergessen.

Sein Antlitz gewann auch den alten, sonnigen Glanz zurück, doch verschwand er bald wieder; denn während er sich im Geiste das Amphitheater betreten sah, kam ihm in den Sinn, daß ihm dort frühere Genossen den Hand=

schlag verweigern und nichtswürdige Buben das widrige „Tarautas-Schwager“ oder „Verräter“ nachrufen könnten, das ihn auf der Straße verfolgt. Dabei überlief es ihn kalt, und ganz unvermittelt trat ihm das Bild der hübschen Ino vor die Seele, die an seine Liebe glaubte, und der er allen voran das Recht gegeben hatte, ihn der Treulosigkeit zu zeihen.

Da überkam ihn wieder ein peinliches Mißbehagen und jene quälende Unzufriedenheit mit sich selbst, die er, der bis dahin Selbstquälerei, Reue und Buße für einen frevelhaften Lebensverderb gehalten, heute zum erstenmal empfunden hatte.

Aus dem schönen, sonnigen Herbsttage war ein schwüler, trüber Abend geworden, und Alexander trat an das Fenster, um sich den Seewind über die perlende Stirn streichen zu lassen, doch bald wurde es hinter ihm laut; denn Frau Euryale und Melissa, und mit ihnen zugleich der Hausmeister, betraten das Zimmer. Dieser überreichte der Matrone ein verschlossenes Doppeltäfelchen, das der Leibsklave des Philostratus soeben gebracht.

Die Frauen hatten im Schlafgemach von dem Gelübde der Jungfrau geredet, und die Matrone Melissa verheißen, falls das Schicksal gegen den Kaiser entschied, sie an einer Stelle in Sicherheit zu bringen, deren Unzugänglichkeit ihr gestattete, der Zukunft ruhig entgegenzuschauen.

Dann hatte sie ihr ans Herz gelegt, wenn es anders bestimmt war, auch das Unerträgliche geduldig und als treues, gehorsames Weib zu tragen, als Herrscherin aber sich immer des Ernstes und der segnenden Macht ihres neuen Berufes bewußt zu bleiben.

Das Täfelchen enthielt die Entscheidung, und Kopf an Kopf überflogen beide Frauen die Mitteilung, die Philostratus mit der feinen, deutlichen Handschrift, die ihm eigen, in das Wachs des Täfelchens gegraben. Sie lautete also:

„Die Verurteilten sind nicht mehr. Dein Gesuch hatte keine andere Wirkung, als die Vollstreckung des Urteils zu beschleunigen. Der Cäsar wünschte Dich auch gegen den eigenen Willen von Widersachern zu befreien. Vindex und sein Neffe sind nicht mehr; ich aber besteige zeitig genug das Schiff, um dem Zorne dessen zu entgehen, dem die höchste Gnade des Glückes zu teil geworden wäre, wenn er es verstanden hätte, Gnade zu üben."

„Gott sei gelobt; doch der arme Vindex!" rief die Matrone, während sie die Tafel sinken ließ; Melissa aber küßte sie und rief dann dem Bruder zu: „Nun ist es aus mit jedem Zweifel! Ich darf ihm entrinnen. Er selbst hat die Entscheidung getroffen."

Dann fuhr sie leiser, doch dringlich fort: „Sorge Du für den Vater und Philipp und auch für Dich selbst, Alexander. Mich will Frau Euryale verbergen. O, wie dankbar ich bin!"

Dabei wandte sie den Blick mit heißer Inbrunst nach oben; die Matrone aber flüsterte den Geschwistern zu: „Mein Plan ist gemacht. Nach der Vorstellung führt Alexander Dich, Kind, in das Haus Deines Vaters. Es muß auf einem Wagen des Kaisers geschehen. Später kehrst Du mit dem Bruder hieher zurück, und ich erwarte Dich unten. Aber wir fahren ja zusammen in den Zirkus, und unterwegs können wir das alles näher erwägen. Geh jetzt, junger Freund, bestelle die Sänfte des Kaisers

ab und trage dem Hausmeister auf, meine eigene bedeckte Harmamaxa anspannen zu lassen. Sie hat reichlich Platz für uns drei."

Als Alexander bald darauf zurückkehrte, begann das Tageslicht schon zu erbleichen, und man hörte das Rasseln der ersten Wagen, die das Gefolge des Kaisers in den Zirkus führten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das große Amphitheater des Dionysos lag im Bruchium, das schöne Palästeviertel der Stadt, in der Nähe des großen Hafens zwischen dem Choma und der Landzunge Lochias. An die weite und hohe Rotunde, die Zehntausende faßte, schlossen sich die ansehnlichsten Ring- und Rennbahnen. Diese festen Bauten, zu denen schon die ptolemäischen Könige den Grund gelegt, und die später mancherlei Erweiterungen und Ausschmückungen erfahren hatten, bildeten mit den Annexen, unter denen die Gladiatoren- und Tierkämpferschulen, sowie die Ställe für wilde Bestien aus allen Teilen der Erde den breitesten Raum einnahmen, für sich einen eigenen kleinen Stadtteil.

Jetzt glich das Amphitheater einem Bienenkorbe, in dessen Innerem schon jede Zelle gefüllt zu sein scheint, und in dem doch noch ein ganzer Schwarm, der ihm entgegenwimmelt, Raum zu finden erwartet.

Schon am Morgen hatten sich die Stehplätze für das gemeine Volk und die billigen Sitzreihen der oberen Stockwerke gefüllt. Am Nachmittag waren auch besser gestellte Bürger gekommen, denen die Plätze nicht gesichert werden konnten, und was jetzt, bei Sonnenuntergang, kurz vor

dem Beginne der Vorstellung erschien, stieg größtenteils aus Wagen oder Sänften und gehörte zum Hofstaat des Kaisers, zu den höchsten Beamten, zum Senat, zu den Vornehmsten und Reichsten der Stadt.

Schon mischte sich rauschende Musik in das Geschrei und laute Gespräch der Zuschauer und der Tausende, die den Zirkus umgaben, ohne auf Einlaß zu hoffen. Auch für sie gab es genug zu sehen, zu thun oder zu gewinnen. Welch ein Vergnügen, die geputzten Frauen und bekränzten Großen und Reichen aussteigen, die berühmten Gelehrten und Künstler erscheinen zu sehen und sie, je nach der Wertschätzung, die man ihnen zollte, mehr oder weniger beifällig zu begrüßen.

Den glänzendsten Anblick bot der große Zug der Priesterschaft, an deren Spitze Theophilus, der Oberpriester des Serapis, und ihm zur Seite der Alexanderpriester unter einem herrlichen Baldachin, würdevoll dahinschritten. Sie begleiteten die vor der Vorstellung zu schlachtenden Opfertiere, sowie die Bilder der Götter und vergöttlichten Kaiser, die gleichsam als vornehmste Zuschauer in der Arena aufgestellt werden sollten. Theophilus trug den großen Ornat seiner Würde, der Alexanderpriester den Purpur, der ihm, dem Idiologen und Haupte aller Tempel Aegyptens, als Vertreter des Kaisers zukam.

Das Erscheinen der Cäsarenbilder rief ein kleines Totengericht hervor; denn dem Julius Cäsar jauchzte die Menge begeistert zu, Augustus empfing sie mit unwilligem Murmeln, beim Erscheinen Caligulas wurde sogar gepfiffen, während die Bildsäulen des Vespasian, Titus, des Hadrian und der Antonine laute Beifallsrufe erweckten. Auch die Statue des Septimius Severus, des

Vaters Caracallas, dem die Stadt manchen Vorteil verdankte, wurde freundlich empfangen. Aber auch die Bilder der Götter hatten sich eine sehr verschiedene Aufnahme gefallen zu lassen. Den Serapis und den göttlichen Stadtheros Alexander hieß man laut willkommen, während sich beim Nahen des Zeus-Jupiter und Ares-Mars kaum eine Stimme erhob; galten sie doch für die Hauptgötter der ungeliebten Römer.

Die Abteilungen der kaiserlichen Leibwache, die in der Nähe des Amphitheaters aufgestellt waren, fanden, so lange es Tag war, keinen großen Unterschied zwischen dem Treiben vor dem alexandrinischen Zirkus und vor denen am Tiber.

Was ihnen auffiel, war höchstens die größere Menge der dunkelgefärbten Gesichter und der phantastisch gekleideten Magier. Auch das nackte, nur mit dem Schurz gekleidete gemeine Volk, das sich hier neugierig und zu allerlei Diensten bereit, unter die auf den Zirkus zuströmenden Zuschauer drängte, fehlte in der Hauptstadt. Doch je später es wurde, desto mehr fanden die Römer es wert, hierher gekommen zu sein.

Zu Rom gab es, wenn eine große Tierhetze mit Gladiatorenspielen und dergleichen angesagt war, wohl auch barbarische Fürsten und Gesandte aus entlegenen Teilen der Erde in sonderbaren, glänzenden Trachten zu sehen, auch dort wurde vor dem Amphitheater und in seiner Umgebung mit allerlei Dingen Handel getrieben, auch am Tiber veranstaltete man, besonders beim Feste der Flora, nächtliche Vorstellungen mit glänzender Beleuchtung; hier aber gab es, als die Sonne zur Rüste ging und der Anfang der Spiele immer näher rückte, Unvergeßliches zu schauen.

Welche unerhörte Kleiderpracht trugen viele Frauen zur Schau, die den kostbaren Sänften entstiegen, in wie sonderbarem und reichem Putz erschienen auch die Herren, denen eine Schar von eigenen Dienern aus den goldnen und silbernen Wagen half. Ueber welche Schätze mußten diejenigen gebieten, die ihre Sklaven in gestickte Brokate zu kleiden und mit goldenem und silbernem Schmuck zu zieren vermochten. Die Vorläufer, die auch mit den schnellsten Rossen Schritt hielten, Lungen von Stahl mußten sie haben!

Die Prätorianer, denen lange nichts begegnet war, was sie veranlaßt hätte, der Vorschrift des größten Lebenskünstlers unter den Dichtern, nichts anzustaunen, entgegen zu handeln, stießen hier oft überrascht und von Bewunderung ergriffen einander an; ja, der Centurio Julius Martialis, der neulich den Besuch von Weib und Kind, entgegen der Vorschrift, im Lager empfangen hatte und dabei vom Kaiser selbst beobachtet worden war, schlug mit der Faust auf den beschienten Schenkel und wies die Kameraden mit einem lauten: „Daß euch!“ auf das Fuhrwerk des Seleukus, dem vier Vorläufer in langärmeligen Jacken von reich mit Silber geschmücktem meergrünem Bombyx den Weg bahnten.

Die barfüßigen Jungen mit den flinken, hageren Gazellenbeinen waren ja alle hübsch genug und wie aus einer Form gegossen. Was aber dem Centurio und seinen Nachbarn am bemerkenswertesten an ihnen vorkam, war das Funkeln und Blitzen, das von ihren zarten Fußknöcheln ausging, als die scheidende Sonne einmal flüchtig blendende Strahlen durch einen Riß des finsteren Gewölkes zur Erde sandte. Jeder dieser Bursche trug

goldene Reifen, die mit kostbaren Edelsteinen besetzt waren, an den Beinen, und die Rubinen, die am Geschirr der Rosse des Seleukus funkelten, hatten noch weit höheren Wert.

Er war als Festordner zeitig gekommen und der Vorbote ähnlicher Schaustellungen des Reichtums, von denen eine der andern schnell folgen sollte, sobald die kurze Dämmerung Aegyptens der Finsternis gewichen und die Beleuchtung des Zirkus in Angriff genommen worden war.

Da erschien eine schön geputzte Frau in einer großen Sänfte, über die sich ein breites Dach von lauter weißen Straußenfedern breitete, die der Abendwind wie ein Dickicht von Farnkräutern hin und her bewegte. Zehn schwarze und zehn weiße Mädchen trugen diesen Thronsitz, und ihnen voran ritten zwei liebliche Kinder auf gezähmten Straußen.

Der stattliche Sohn eines vornehmen Hauses, der, wie der Kaiser zu Rom, zu den Blauen gehörte, lenkte die herrlichen vier Schimmel vor seinem Wagen selbst, und dieser war über und über mit Türkisen besetzt, das Geschirr der Rosse aber mit geschliffenen Saphiren.

Der Centurio Martialis schüttelte in stummer Bewunderung den Kopf.

Sein Antlitz war in den vielen Kriegen, an denen er im Osten und Westen, ja auch im fernen Schottland teilgenommen hatte, tief gebräunt worden, doch deutete die schmale Stirn, die schlaffe, niederfallende Unterlippe und der glanzlose Blick seiner Augen auf geringe geistige Begabung. Trotzdem fehlte es ihm mit nichten an Willenskraft, und er galt unter den Kameraden für ein gutes Lasttier, das sich manches aufbürden und gefallen ließ,

bis es ihm zu viel ward. Dann konnte er wüten wie ein reißendes Tier, und er wäre schon vor Jahren zu einer höheren Stellung aufgerückt, hätte er nicht in einem solchen Ausbruche des Zorns einen Kameraden beinahe erdrosselt.

Wegen dieses schweren Vergehens war er hart bestraft worden und hatte zum andernmal von unten anfangen müssen.

Daß er den Centurionenstab trotz seiner geringen Herkunft bald zurückerlangte, dankte er besonders dem jungen Tribunen Aurelius Apollinaris, dem er im Kriege gegen die Armenier das Leben gerettet, und der hier in Alexandria von der eigenen Hand des Cäsar um seiner „Geliebten" willen so grausam verstümmelt worden war.

Der beschränkte Centurio hatte ein treues Herz. Wie an Weib und Kind hing er an den vornehmen Brüdern, denen er so Großes verdankte, und hätte der Dienst es gestattet, wäre er schon längst einmal in die kanopische Straße gegangen, um nach dem Verwundeten zu schauen. Aber er fand nicht einmal Zeit zu dem Verkehre mit den Seinen; denn jüngere und reichere Kameraden, die sich der Genüsse der großen Stadt freuen wollten, hatten ihm wieder von ihren eigenen Pflichten ein gutes Teil aufgebürdet.

Heute morgen waren ihm von einem vornehmen jungen Krieger, der seine Laufbahn gleich als Centurio begonnen hatte, einige Eintrittstäfelchen für die Nachtvorstellung im Zirkus in Aussicht gestellt worden, wenn er den Dienst vor dem Amphitheater an seiner Stelle übernehme. Und dem Martialis war diese Aufforderung willkommen gewesen; denn sie machte es ihm möglich, den

beiden, die ihm die Liebsten waren, seinem Weib und seiner Mutter, das höchste Vergnügen zu bereiten, das Alexandrinern und Alexandrinerinnen geboten werden konnte.

Sobald jetzt etwas Bemerkenswertes außerhalb des Zirkus erschien, bedauerte er, die Frauen schon vorhin auf eine der oberen Sitzreihen geführt zu haben. Auch die Pferde, den Wagen und die mit Türkisen und Saphiren besetzten Gewänder des Blauen hätte er ihnen gern gezeigt, obgleich ein Decurio bei seinem Anblick ausrief, römische Patrizier verschmähten es mit Recht, die eigene Person in so barbarischer Weise auszuputzen, und ein Alexandriner unter den Prätorianern versicherte, seinen Landsleuten von hellenischem Blut gelte eine schön geworfene Falte mehr als ganze Edelsteinreihen an der Chlamys.

„Aber warum hat denn die Menge den Blauen so stürmisch begrüßt?“ frug ein in Pannonien heimischer Leibwächter.

„Die Menge!“ versetzte der Alexandriner verächtlich. „Die Syrer und anderen Asiaten darunter sind es gewesen. Sieh doch die Griechen an! Der große Kaufherr Seleukus ist der reichste von allen; doch wie prächtig er auch Roß, Wagen und Sklaven auszuschmücken weiß, kleidet er sich selbst doch nur mit dem einfachen makedonischen Umwurf. Ist der vom kostbarsten Stoffe — wer will's ihm verdenken? Wo Du solchen Edelsteinprunk am Leibe eines Herrn siehst, kannst Du Dein Haus verwetten, wenn Du eins hast, daß der Prahlhans nicht weit von Syrien heimisch.“

„Der da, auf der Perlmuschel mit zwei Rädern, ist

der Jude Poseidonios," bemerkte der Pannonier. „Ich liege bei seinem Vater im Quartier. Aber er trägt sich doch griechisch."

Da zog der Centurio in der Freude, auch etwas zu wissen, den Mund breit und rief: „Ich bin hier zu Hause und sage Dir: Schön eintränken würde Dir's der Jude, wenn Du ihn für etwas anderes hieltest als für einen Hellenen."

„Ganz recht," fügte ein anderer Prätorianer aus Antiochia hinzu; „die vielen Juden hier haben mit denen in Palästina nur wenig gemein. Für Griechen wollen sie gelten, reden nur griechisch, geben sich griechische Namen und glauben auch nicht mehr recht an den großen Gott ihrer Väter; denn sie treiben griechische Philosophie, und ich kenne einen, der im Tempel des Serapis seine Andacht verrichtet."

„In Rom halten es viele nicht anders," versicherte ein aus Ostia stammender Mann. „Ich kenne ein Epigramm, das sie deswegen verspottet."

Hier wurden sie unterbrochen; denn Martialis wies auf einen hochgewachsenen Mann in ihrer Nähe, und sein scharfes Auge hatte in ihm den Präfekten der Prätorianer, Macrinus, erkannt.

Im Nu stellten die Krieger sich straffer auf, doch richtete sich manches behelmte Haupt nach der Stelle hin, wo ihr höchster Vorgesetzter mit dem Magier Serapion flüsterte.

Macrinus hatte den Kaiser bestimmt, den Geisterbeschwörer zu sich zu entbieten, um seine Kunst zu erproben. Nach der Vorstellung, so spät sie auch enden möge, sollte der Magier vor ihm erscheinen.

Serapion dankte dem Präfekten und flüsterte ihm dann zu: „Es ward mir vorhin die zweite Offenbarung.“

„Nicht hier,“ unterbrach Macrinus ihn ängstlich und zog dann seinen schönen jungen Sohn, der ihn begleitete, mit sich fort und dem Eingangsthor entgegen.

Indes wich die Dämmerung dem Dunkel und viele Stadtsklaven standen im Begriff, die zahllosen Lämpchen zu entzünden, die zur Beleuchtung der Außenseite des Zirkus dienten. Sie umsäumten die hohen Bogen, die in langen, kreisrunden Reihen die beiden unteren Stockwerke umgaben und die oberen Ränge des gewaltig hohen und weiten Rundbaues trugen. Nur von kleinen Zwischenräumen getrennt, bildeten die Lampenreihen weithin leuchtende Rahmen, die die edlen Formen des Amphitheaters schon von fern den ihm Nahenden zeigten.

Die Bogen zu ebener Erde umschlossen teils die Räume, aus denen Menschen und Tiere in die Arena gelassen, teils Läden, in denen Blumen und Kränze, Speisen und Getränke, Tücher, Fächer und andere den Zuschauern willkommene Dinge feilgeboten wurden.

Auf der Fläche zwischen dem Theater und dem weiten Kranze von Pechpfannen, der den ganzen Rundbau umgab, wogten Männer und Frauen zu Tausenden auf und nieder. Geputzte, schaulustige Mädchen drängten sich einzeln und scharenweise an die ankommenden Männer, und ihr Gelächter übertönte munter die tiefen pathetischen Stimmen der Magier und Zauberer, die den Vorübergehenden ihre Wunderkraft anpriesen. Einige drangen auch in die halbdunklen Warteräume der Gladiatoren und Tierkämpfer, die heute ihres Beistandes so nötig bedurften, daß mancher trotz eines strengen, neu eingeschärften Ver-

botes sich unter die Menge stahl, um einen wirksamen Zauber oder ein hilfreiches Amulet zu erkaufen.

Wo die Beleuchtung am weitesten vorgeschritten war, wurde in besonderer Weise versucht, auf die Stimmung der Zuschauer zu wirken; — denn hier verteilten zungenfertige Leute, teils im Dienste des Präfekten Macrinus, teils in dem des besorgten Senats der Stadt Tücher, um dem Kaiser damit zuzuwehen, und Blumen, die ihm auf den Weg gestreut werden sollten. Manchem als Unruhestifter bekannten glitt auch ein Goldstück mit dem Bilde dessen, den es heute zu feiern galt, in die Hand, und unter dem an der Straße, die der Cäsar benützen sollte, aufgestellten Volke trugen viele die Caracalla. Es waren größtenteils gedungene Leute, deren Beifallsgeschrei den Cäsar gnädig stimmen sollte.

Sobald der Präfekt im Theater verschwunden war, lockerten sich wieder die Reihen der Prätorianer. Es war gut, daß sich außer dem Centurio Martialis noch ein anderer Alexandriner unter ihnen befand, der erst vor einem Jahre die Vaterstadt verlassen hatte; denn ohne ihn wäre ihnen mancherlei unerklärt geblieben.

Am sonderbarsten erschien ihnen der Empfang einer stattlichen, doch prunklosen Harmamaxa, der erst ein wohlgebildeter, bekränzter Jüngling, dann eine ältere Matrone, und endlich ein vornehm gekleidetes Mädchen entstieg, dessen seltene Schönheit selbst den Centurio Martialis, dem sonst fremde Weiber nur wenig galten, zu dem Rufe veranlaßte: „Das wäre mir die liebste.“

Aber es mußte mit diesen dreien doch etwas Besonderes auf sich haben; denn bei ihrem Anblicke brach die Menge erst in ein lautes Tosen und Schreien, dann aber in

noch lautere Rufe des Beifalls und Willkommens aus, in das sich freilich auch der schrille Klang etlicher Rohrpfeifen mischte.

„Die Geliebte des Cäsar, eines Steinschneiders Tochter," raunte der Alexandriner den Kameraden zu. „Der hübsche Junge ist wohl ihr Bruder. Soll ein feiler Sykophant sein, ein vom Kaiser erkaufter Spion."

„Der?" fiel ihm ein älterer Centurio, den narbigen Kopf schüttelnd, ins Wort. „Eher glaub' ich, daß der Alten, die mit ihm ausstieg, der Jubel dort gilt und nicht der Jungen."

„Dann laß es nur bei dem Sykophanten," lachte der Alexandriner; „denn die Alte ist es in der That, die sie so lebhaft begrüßen, und beim Herkules, sie verdient es! Die Gattin des Serapispriesters ist's. — Wenig Arme gibt's in der Stadt, denen sie nicht Gutes gethan hat. Sie kann's ja freilich; denn ihr Mann ist der Bruder des reichen Seleukus, und ihr Vater saß auch bis über den Ohren im Golde."

„Ja, sie kann es," fiel ihm hier der Centurio Martialis selbstzufrieden, und als sei dies auch für ihn rühmlich, ins Wort. „Aber viele haben noch mehr, und wie fest halten sie den Beutel! Ich kenne sie von Kind an, und sie ist von den Guten die Beste. Und was dankt die Stadt ihr nicht alles! Das Leben setzte sie aufs Spiel, um beim Vater des Cäsar den Bürgern Gnade zu erwirken, nachdem sie sich offen gegen ihn erklärt und zu seinem Rivalen, dem Pescennius Niger, gehalten. Es gelang ihr auch damals."

„Aber warum pfeifen sie denn?" frug der ältere Centurio.

„Weil ihr Begleiter ein Angeber ist," wiederholte der Alexandriner. „Und das Mädchen! Den Cäsar in Ehren! Doch wer von euch sähe die Schwester oder Nichte wohl gern als seine Geliebte?"

„Ich nicht!" rief Martialis. „Aber wer die Jungfrau dort für schlecht hält, der sage es nur, wenn es ihn nach einem blauen Auge gelüstet. Wen Frau Euryale im eigenen Wagen hierher führt, an dem ist kein Makel."

„Nein, nein," fügte der jüngere Alexandriner begütigend hinzu. „Der Schwarzkopf da drüben und seine Genossen würden anders pfeifen, wenn sie nichts Gutes von ihr wüßten, und — das bleibt die Hauptsache — wäre Frau Euryale nicht bei ihr. Aber dort . . . Seht nur die unverschämten Hunde — sie sind von den Grünen — vertreten ihnen den Weg. Doch da sind auch schon die Lictoren."

„Achtung!" rief im nämlichen Augenblick der Centurio Martialis, fest entschlossen, den Sicherheitswächtern beizustehen und der Matrone und ihrem schönen Schützlinge kein Haar krümmen zu lassen; denn ihr Gemahl war der Bruder des Seleukus, dem schon sein Vater und Schwiegervater gedient, und in dessen Villa zu Kanopus seine Mutter und sein Weib angestellt waren, um sie in stand zu erhalten. Auch er fühlte sich dem Kaufherrn verpflichtet, und was zu seinem Hause gehörte, war berechtigt, auf seinen Beistand zu zählen.

Doch es bedurfte des Vorrückens nicht; denn eine Anzahl von Blauen aus der Menge hatte die Grünen, die Alexander mit hoch erhobenen Fäusten in den Weg getreten waren, schon zurückgetrieben, und die Lictoren traten schützend vor die Bedrohten.

Diesem Auftritte schaute ein junger, festlich gekleideter Mann, der sich in die vorderste Reihe der Menge gedrängt hatte, tief atmend zu. Er war sehr bleich, und der volle Kranz auf seinem Haupte kaum stark genug, um die Binde zu verbergen, die es umgab.

Es war Diodor, der Bräutigam Melissas.

Nachdem er sich bei seinem Freunde ausgeruht, hatte er sich in einer Sänfte bis vor den Zirkus tragen lassen; denn das Gehen fiel ihm noch schwer. Sein Vater gehörte zum Senate der Stadt, und seiner Familie kam eine Reihe von Plätzen auf dem untersten, vornehmsten Range zu, der diesmal zum Teil dem Kaiser und seinen Begleitern überlassen worden war. Darum konnten auch den einzelnen Mitgliedern des Senates nur halb so viele Sitze wie sonst eingeräumt werden. Doch auf zwei durfte der Sohn des Polybius in jedem Falle für den Vater Anspruch erheben, und Timon, sein Freund, der auch für die festliche Kleidung Diodors Sorge getragen hatte, war gegangen, um ihm die Einlaßtäfelchen von der Kurie zu holen. An dem zu den Plätzen des Polybius führenden Eingangsthore wollten sie sich treffen, und bis zur Ankunft Timons konnte noch eine Weile vergehen.

Es hatte Diodor gelüstet, den kaiserlichen Nebenbuhler zu sehen, doch, statt ihm zu begegnen, war er Zeuge des schmählichen Empfanges gewesen, den ein Teil des Volkes Alexander und seiner Schwester vor dem Zirkus bereitete.

Wie schön und begehrenswert war ihm diejenige wieder erschienen, die er noch heute morgen glückselig die Seine genannt.

Als er sich nun von dem großen Eingangsthor ent-

fernte, fragte er sich, warum ihn die Demütigung eines Wesens so bitter schmerze, das ihm so wehe gethan und das er zu hassen und zu verabscheuen meinte.

Vor kaum einer Stunde noch hatte er Timon versichert, die Liebe zu Melissa aus dem Herzen gerissen zu haben. Es würde ihm wohlthun, die Pfeife, die er bei sich trug, zu gebrauchen, und mitanzusehen, wie das Volk ihre Treulosigkeit strafe. — Und jetzt?

Als die beleidigenden Rufe der Grünen, deren Farbe er doch selbst trug, erschollen waren, hatte er sich Zwang anthun müssen, um sich nicht auf die feigen Schreier zu stürzen und sie niederzuschlagen.

Schwankenden Schrittes ging er auf die Pforte zu, bei der er den Freund erwartete.

Das Blut hämmerte ihm an die Schläfen, der Mund war ihm wie ausgedörrt, und als ihn eine Obstverkäuferin aus einem der Bogen des Unterbaues anrief, entnahm er den Fruchtkörben einige Aepfel, um sich durch ihren Saft zu erquicken.

Er that es mit zitternder Hand, und die erfahrene Alte, die die Binde unter seinem Kranze bemerkte, meinte einen tief erregten Unzufriedenen in ihm zu erkennen, der vielleicht schon mit den Lictoren zusammengeraten war. Darum wies sie mit einem vielsagenden Schmunzeln unter den Tisch, auf dem die Obstkörbe standen, und raunte ihm zu: „Da sind auch faule. Immer sechs in einer Düte, die sich leicht unter den Umwurf versteckt. Für wen Du sie willst. Einer Göttin von hier hat der Cäsar den goldenen Parisapfel gereicht, doch die da unten thun es wohl auch. Ihrem Bruder, dem Sykophanten, gönn' ich die meisten.“

„Kennst Du die beiden?“ frug Diodor unwillig mit heiserer Stimme.

„Nein, Herr,“ versetzte die Alte. „Ist auch nicht nötig. Es fehlt mir nicht an Kunden, und ich habe offene Ohren. Einem schönen Jüngling aus unserer Stadt hat die Dirne dem Römer zu Gefallen die Treue gebrochen, und wer solche Unthat strafen hilft, dem lohnen es die rächenden Götter.“

Diodor fühlte, wie die Kniee ihm wieder wankten, und eine zornige Entgegnung schwebte ihm schon auf den Lippen, als die Hökerin plötzlich wie außer sich aufkreischte: „Der Cäsar! Da kommt er!“

Durch die gewitterschwüle Abendluft war schon lange das Geschrei der den Kaiser begrüßenden Menge erst leiser, dann lauter vernehmbar geworden. Jetzt hatte es sich plötzlich zu einem das Ohr betäubenden Lärm gesteigert, und während es wie tosendes Donnerrollen, das schrille Pfiffe, schnellen Blitzen vergleichbar, durchzuckten, an das Ohr schlug, erklomm die grauhaarige, wohlbeleibte Hökerin den Tisch mit unbeholfener Eile und schrie aus vollem Halse: „Der Kaiser! Da ist er! — Heil, Heil, Heil dem großen Cäsar!“

Auf die Gefahr hin, zu Boden zu stürzen, bückte sie sich dabei in leidenschaftlicher Hast tief unter den Tisch, um das blaue, zerlöcherte Tuch, das die faulen Aepfel verborgen hatte, von ihnen fortzureißen und es in so wilder Begeisterung zu schwingen, als habe der Mann, gegen den sie eben noch die widrigsten aller Wurfgeschosse zum Kauf angeboten, ihr alterndes Herz im Fluge gewonnen. Dabei fuhr sie fort mit der weithin schallenden, schrillen Stimme ein „Heil dem Cäsar“ nach dem andern

hervorzuschmettern, bis der Atem der übervollen keuchenden Brust versagte, und das runde Gesicht sich ihr mit bläulicher Röte färbte. Ja, so tief schien ihre Begeisterung, daß ihr helle Thränen über die runden Wangen rannen.

Und wie die Apfelfrau, so schrie alles rings umher: „Heil dem Cäsar!“ und nur aus dem dichtesten Haufen durchschnitten bisweilen scharfe Pfiffe den Jubel der Menge.

Diodor hatte inzwischen den Blick dem Hauptthore zugewandt und sich, fortgerissen von dem allgemeinen Wunsche zu schauen, auf eine noch uneröffnete Kiste mit getrockneten Feigen gestellt. Seine hochgewachsene Gestalt überragte jetzt weit die dicht gedrängte Menge, und mit zusammengebissenen Zähnen nahm auch er wahr, was die Hökerin veranlaßte, vor Entzücken vergehend hervorzukeuchen: „Wundervoll! Herrlich! Dergleichen hätte er auch in Rom vergeblich gesucht. Ja, hier, ja, bei uns! . . .“

Jetzt übertönte das Geschrei des Volkes alles andere.

Wo ein Vater oder eine Mutter das Kind mitgenommen, wurde es in die Höhe geschwungen, wo ein Kleingewachsener hinter Großen stand, machte man ihm willig Platz; denn es wäre einer Unthat gleichgekommen, ihm solchen Anblick zu schmälern. Schon viele hatten einen hohen Herrn auf dem glänzenden goldenen Wagen, den vier herrliche Rosse zogen, dahinfahren sehen; aber von Fackelträgern, wie diejenigen, welche Caracalla voranleuchteten, wußten auch Alte und Weitgereiste nicht zu erzählen. Denn drei Elefanten gingen dem Fuhrwerk des Cäsar voran, drei andere folgten ihm, und alle sechs trugen in dem Rüssel hell

brennende Fackeln, die sie, um den Weg zu erleuchten, bald hoch erhoben, bald senkten.

Daß Tiere sich zu solchem Dienst abrichten ließen! Daß gerade in Alexandria den hochmütigen, verwöhnten Römern eine solche Leistung vorgeführt werden konnte!

Da hielt schon der Wagen, und die schwarzen Aethiopier, die die vierfüßigen, riesigen Fackelträger begleitet hatten, führten bereits die vorderen ihren Kameraden hinter dem Fuhrwerke zu.

Das war schön, das mußte das Herz jedes Freundes seiner Vaterstadt mit Stolz und Vergnügen erfüllen. Wofür sollte man sich die Hälse heiser schreien, wenn nicht für ein solches, nie dagewesenes Schauspiel?

Auch Diodor verwandte kein Auge von den Elefanten. Ihr Anblick ergötzte ihn wohl anfänglich, doch verdroß er ihn bald noch weit tiefer; denn er sagte sich, daß der schnöde Tyrann, sein Todfeind, den Beifall, den die elende Menge den klugen Tieren zollte, auf sich selbst beziehen würde.

Damit griff er nach der Rohrflöte in den Brustfalten seines Gewandes. Vorhin war er schon nahe daran gewesen, sie zu benützen, um Melissa einen Teil des Wehes heimzuzahlen, das sie ihm zugefügt hatte. Bei dieser Erinnerung aber ergriff ihn Abscheu vor der Erbärmlichkeit solcher Rache, und mit einem raschen Griffe zerbrach er die Flöte und schleuderte die Stücke vor dem Apfelkrame zu Boden.

Die Hökerin bemerkte es und rief ihm zu: „Ja, ja, um solchen Anblickes willen muß man schon mancherlei vergeben;“ er aber wandte ihr stumm den Rücken und fand den Freund an der verabredeten Stelle.

Ungehindert erreichten sie die Sitze der Senatorenfamilien, und als sie dort Platz genommen hatten, wies der Jüngling die mitleidigen Fragen nach seinem Befinden, die die Bekannten rings umher an ihn richteten, ungesprächig zurück.

Sein Freund Timon blickte teilnahmsvoll in das schöne, bleiche und ermüdete Antlitz des wie gebrochen in sich selbst versunkenen Jünglings.

Am liebsten hätte er ihn gleich zum Aufbruche genötigt; denn dem Cäsar und seinem Gefolge, zu dem ja auch Melissa gehören sollte, gerade gegenüber waren ihnen die Plätze angewiesen worden.

Einzelne Gesichter ließen sich bei dem Halbdunkel, das den weiten Raum des Theaters immer noch erfüllte, nicht erkennen. Aber bald mußte es hell werden, und welche Marter stand dann dem nur halb genesenen, treulos verlassenen Unglücklichen bevor!

Nach dem hellen Lichte, das vor dem Zirkus die Augen geblendet hatte, that dem Diodor die Dämmerung einstweilen noch wohl. Seine matten Glieder ruhten, aus dem parfümirten Springbrunnen in der Arena stieg süßer Wohlgeruch zu ihm auf, und sein Blick, der ihm hier noch nichts Willkommenes zuzuführen vermochte, starrte ins Leere.

Auch der Gedanke that ihm wohl, die Flöte vernichtet zu haben. Mit ihrem Pfiff hätte er sich selbst geschändet, und dazu wäre ihr Ton ja auch der würdigen Frau ins Ohr gedrungen, die das Mädchen begleitete und in der er noch gestern eine zweite Mutter geehrt.

Rings um ihn her erscholl jetzt laute Musik, hörte er es rufen und schreien, und auch über ihm — es konnte

von den obersten Rängen kommen — begann ein seltsames Getöse. Doch er achtete nicht auf das alles, und während er der Matrone gedachte, erhob sich in ihm plötzlich und zum erstenmal die Frage, ob diese Frau Melissa wohl hieher begleiten würde, wenn sie sie des ruchlosesten Treubruches oder einer andern entwürdigenden That für fähig hielte. Er, der keine Vorstellung versäumte, hatte Frau Euryale noch nie im Zirkus gesehen. Auch heute erschien sie hier schwerlich zu ihrem Vergnügen. Melissa zu liebe war sie gekommen, und doch wußte sie, daß die Jungfrau seine Verlobte. Hatte der Kaiser die Matrone nicht gezwungen, sich hier zu zeigen, dann mußte die Geliebte noch der Neigung und Achtung der besten der Frauen wert sein, und bei diesen Erwägungen erhob die Hoffnung in seiner gequälten Seele wieder das Haupt.

Jetzt wünschte er plötzlich, helleres Licht möge das Halbdunkel verdrängen, das ihm eben noch so wohl gethan hatte; denn Frau Euryales Verhalten sollte ihn lehren, ob ihr Melissa immer noch wert war. Wenn die Matrone sich ihr so freundlich wie früher erwies, dann gehörte ihr Herz ihm vielleicht auch jetzt noch, dann hatte sie nicht der eitele Glanz des Purpurs verführt, ihm treulos zu werden, dann war es der Zwang des Uebermächtigen, der sie . . .

Hier unterbrach lautes Trompetengeschmetter, Schlachtgeschrei und gleich darauf der schwere Fall einer zu Boden gestürzten Masse, ein heller, sich ringsum wiederholender Aufschrei, lauteres Lärmen und der Beifallsruf der Nachbarn sein stilles Sinnen.

Erst jetzt nahm er auch wahr, daß die Vorstellung soeben den Anfang genommen. Unter ihm, wohin er

den Blick stets gerichtet, ohne ihn je zu erheben, war freilich auf dem gelblichen Sande der Arena noch nichts zu gewahren als die duftenden Springbrunnen und ein formloser Körper, zu dem sich bald auch ein zweiter und dritter gesellte; ihm zu Häupten aber war es lebendig geworden, und von der rechten Seite her durchzuckten helle Lichtstrahlen den weiten Raum.

Ueber dem gewaltigen Rundteil, das in sieben Rängen den Zuschauern Platz bot, prangten Sonnen und seltsam geformte, übergroße Sterne, die ein mattes, vielfarbiges Licht ausströhmten; doch was der Jüngling über sich wahrnahm, war nicht der Himmelsbogen, der sich heute dunkel bewölkt über seine Vaterstadt breitete, sondern ein Velarium von ungeheurem Umfang, das das nächtliche Firmament zur Darstellung brachte. Es breitete sich über den ganzen unbedeckten Zuschauerraum. Jedes Sternbild, das über Alexandria aufging, war deutlich zu erkennen. Jupiter und Mars, die Lieblinge des Kaisers, übertrafen an Größe und Glanz alle anderen Planeten, und in der Mitte dieses Himmelsgemäldes, das sich langsam in die Runde drehte, bildeten zu Buchstaben an einander gereihte Sterne die eigentlichen Namen des Caracalla: „Bassianus“ und „Antoninus“. Aber auch ihr Licht war gedämpft und wie von Nebeln verschleiert. Von dem künstlichen Firmament erscholl sanfte Musik; aus der Luftschicht unter ihr aber ließ sich der Ruf der Kriegstrompete und wildes Schlachtgeschrei vernehmen. So waren denn aller Augen aufwärts gerichtet, und auch die Diodors schauten nach oben.

Verwundert nahm er wahr, daß die Veranstalter der Vorstellung in dem Bestreben, dem kaiserlichen Gaste der

Stadt etwas niegesehenes Neues zu bieten, das erste Kampfspiel in die freie Luft verlegt hatten. Dort, in der Höhe der obersten Ränge wurde eine Aetherschlacht geschlagen, deren Anordnung wohl auch den verwöhnten Römern einige Ueberraschung zu gewähren verhieß. Schwarze und goldene Schiffe stießen dort scheinbar im leeren Raume auf einander, und ihre Bemannung kämpfte mit dem Ungestüm der Verzweiflung.

Die ägyptische Vorstellung von den Lichtgöttern, die in goldenen Barken den Himmelsozean befahren und die Mythe von dem Sonnengotte, der allmorgendlich die Dämonen der Finsternis bekämpft und besiegt, lag diesem Kampfspiele zu Grunde.

Hoch über den unteren Rängen, wo der Kaiser und alle weilten, nach deren Bewunderung man geizte, sollte der Kampf zwischen den Geistern des Dunkels und des Lichtes ausgefochten werden, und zwar von lebenden Menschen, größtenteils von zum Tode oder zu schwerer Zwangarbeit verurteilten Verbrechern.

Die schwarzen Schiffe waren mit afrikanischen, die goldenen mit hellfarbigen Uebelthätern bemannt, und sie waren gern an Bord gestiegen; denn vielen stand es bevor, nur verwundet, einigen unbeschädigt aus dem Kampfe hervorzugehen, und jeder war entschlossen, die Waffen zu brauchen, um den furchtbaren Streit schnell zu Ende zu führen.

Die krausköpfigen Schwarzen wußten freilich nicht, daß man ihnen nur leicht zusammengelötete Schwerter, die beim ersten Streich auseinanderspringen mußten, und Schilder in die Hand gegeben hatte, die keinem ernsten Schlag widerstanden, den hellfarbigen Geistern des Lichts

aber feste und scharfe Waffen zu Schutz und Trutz. Es mußte ja um jeden Preis vermieden werden, daß die Dämonen der Finsternis über die des Lichtes triumphirten. Was galt das Leben eines Schwarzen, zumal wenn es ohnehin verwirkt war!

Während unten Frau Euryale und Melissa auf den Plätzen des Kaisers die Augen von dem schrecklichen Schauspiel, das über ihnen tobte, abwandten und die Matrone, mit der Hand der Jungfrau in der ihren, dieser zuraunte: „O Kind, Kind, daß es not that, Dich hierher zu begleiten!" erschollen laute Beifallsrufe und stürmisches Klatschen.

Der Steinschneider Heron, der in der rotumsäumten Toga seiner neuen Würde, strahlend vor Glück und Stolz auf dem mit Polstern belegten, bevorzugten Sitze Platz genommen hatte, schlug so heftig in die riesigen Hände, daß den Nachbarn die Ohren sausten. Auch ihn hatten beim Eintritt in den Zirkus laute Pfiffe übel empfangen; doch er war weit entfernt gewesen, sie auf sich zu beziehen. Als ihm aber dicht vor der kaiserlichen Loge eine Schar von Grünen seinen Namen mit derben Schmähworten ins Gesicht gerufen hatte, war er stehen geblieben, um dem nächsten die gewaltige Faust unter das Kinn zu stoßen und die anderen giftige Neidharte zu schelten. Dank den hier aufgestellten Lictoren war er unbeschädigt davongekommen, und sobald er sich unter lauter Freunden des Kaisers und großen Herren sah, zu denen er oft mit stummer Ehrerbietung niedergeschaut hatte, fand er die gute Laune wieder. — Besonders freute er sich auf die Stunde, in der er den Kaiser fragen konnte, was er nun von seiner Vaterstadt sage?

Alexander folgte wie der Vater dem blutigen Kampfspiel; ja mit atemloser Spannung schaute er aufwärts, wenn die Ringenden einander in die gähnende Tiefe zu reißen drohten. Dennoch vergaß er keinen Augenblick den Schimpf, der ihm vor dem Zirkus widerfahren war. Wie weh das Herz ihm that, war auf seinem bekümmerten Antlitz zu lesen. Nur einmal flog ihm ein Lächeln um die Lippen. Als es nach dem Ende der ersten Vorstellung heller geworden war, hatte er auf dem nächsthöheren Rang ihm gegenüber die hübsche Ino, die Tochter des Nachbarn Skopas, bemerkt, die er vor wenigen Tagen seiner Liebe versichert. Es war ihm bewußt gewesen, schlecht gegen sie gehandelt und ihr das Recht gegeben zu haben, ihn treulos zu schelten. Ihr gegenüber hatte er sich wirklich eines Verrates schuldig gemacht, und das lag ihm schwer auf der Seele.

Jetzt begegnete sein Blick dem ihren, und sie gab ihm in der auffallendsten Weise zu erkennen, daß sie ihn einen Spion des Kaisers nennen gehört und den Verleumdern Glauben geschenkt hatte. — Sein Anblick schien sie mit Entrüstung zu erfüllen, und sie war bestrebt, ihm zu zeigen, daß sie schnell Ersatz für ihn gefunden, und Alexander hatte der junge Ktesias, ihr Nebenmann, der sich schon lange vergebens um sie bewarb, es zu verdanken, wenn Ino ihn jetzt mit ins Auge fallender Zärtlichkeit beglückte.

Das war tröstlich für den armen Ausgestoßenen. Wenigstens um der Nachbarstochter willen brauchte er sich keine weiteren Vorwürfe zu machen.

Diodor saß ihm gegenüber, und auch seine Aufmerksamkeit wurde oft unterbrochen.

Die leuchtenden Schwerter und die Fackeln in der Hand der Geister des Lichtes, sowie die matt glänzenden, falschen Sterne zu ihren Häupten hatten das Dunkel nicht genügend zerstreut, um den Jünglingen zu gestatten, einander zu erkennen. Wohl schaute Diodor oft genug auch während der fesselnderen Scenen des Kampfes nach der Loge des Kaisers hin, doch gelang es ihm nicht, die Geliebte von den anderen Frauen in der Umgebung des Caracalla zu unterscheiden. Aber schon ward es heller; denn während der Kampf noch schwankte, schwebte plötzlich eine neue Barke voller Lichtgeister mit hochgeschwungenen Fackeln den Genossen zu Hilfe, und der Himmel schien sie gesandt zu haben, um die Schlacht zu entscheiden, die schon länger währte, als es die Festordner für möglich gehalten.

Das wilde Kampfgeschrei, das Geheul der Verwundeten und Ringenden da oben übertönte längst die sanfte Sphärenmusik ihnen zu Häupten. Der Ruf der Tuben und Posaunen durchgellte ununterbrochen den weiten Raum, oft begleitet von dem schrecklichsten der Töne in diesem grausamen Schauspiel, dem dumpfen Aufschlag eines in die Tiefe geschleuderten Leibes.

Und dieser gräßliche Klang erweckte den lautesten Beifall unter der Menge, weil er dem übersättigten Ohr etwas Neues bot. Ueberhaupt entfesselte dieser tolle, nie gesehene Kampf in der Höhe einen rasenden Jubel; denn er gab dem Auge, das hier niederwärts zu schauen gewohnt, eine Richtung, in die es noch nie gelockt worden war. Welchen köstlichen Anblick gewährte es auch, die Schwarzen und Weißen mit einander ringen zu sehen, wie trefflich gestattete der Unterschied der Farben die einzelnen Kämpfer, auch wenn sie einander dicht umklammert

hielten, zu unterscheiden. Und als am Ende der Schlacht ein ganzes Boot umgestürzt ward, und noch beim Fallen in die Tiefe einzelne Streiter sich umschlungen hielten und in wütendem Haß einander umzubringen trachteten, da erbebten die Mauern des festen Baues von dem rasenden Klatschen und Jauchzen der Tausende auf allen Rängen.

Nur einmal that sich der begeisterte Beifall noch wilder kund, und das war nach der Entscheidung der Schlacht und dem, was ihr folgte; denn kaum hatten die sieg=reichen Lichtgeister sich mit hoch erhobenen Fackeln in den Booten erhoben und von schwebenden Kindergenien Lor=beerkränze empfangen, die sie zu der Loge des Kaisers niederwarfen, als ein wohlriechender Dampf, welcher der Stelle entströmte, wo der Himmel den hohen Rundbau berührte, den ganzen oberen Teil des Theaters den Blicken der Zuschauer entzog. Die Musik verstummte, und von oben her ließ sich nur ein wunderliches, unheimliches Grollen, Zischen, Rauschen und Knistern vernehmen. Ein Dämmer=licht, noch matter als vorher, erfüllte den weiten Raum, und bange Empfindungen bemächtigten sich der vieltausend=köpfigen Zuschauerschaft.

Was sollte das geben?

War das Velarium in Brand geraten, versagten die Beleuchtungsmaschinen den Dienst, und sollte man in diesem peinlichen Halbdunkel verbleiben?

Hier und da erhob sich auch bereits ein Ruf des Un=willens und ein schriller Pfiff aus der leicht erregten Menge; der Dampf aber hatte sich schon allmälich ver=zogen, und wer aufwärts schaute, der gewahrte, daß das Velarium mit der Sonne und den Sternen einer schwarzen

Fläche Platz gemacht hatte. Niemand wußte, ob sie dem umwölkten Himmel angehörte, oder ob ein neues, einfarbiges Riesentuch den Zuschauerraum überspannte; plötzlich aber riß die gewobene Decke aus einander. Von unsichtbaren Händen fortgezogen, verschwanden ihre Teile. Wie auf den Wink eines Zauberers erhob sich eine rauschende Musik, und zu gleicher Zeit strömte in gewaltigen Wellen eine solche Flut von Licht in das Theater, daß jede Hand das Auge bedeckte, um es vor Blendung zu schützen. Einem hohen Jubelchore vergleichbar, der in die Schlußaccorde eines dumpfen Trauergesanges einfällt, folgte der hellste Sonnentag der finsteren Nacht auf dem Fuße.

Die Maschinisten Alexandrias hatten ein Wunder verrichtet. — Selbst die Römer, die auch bei den nächtlichen Vorstellungen am Florafeste in dem beleuchteten Zirkus der Flavier nichts Gleiches geschaut, lohnten es ihnen mit reichen Beifallsstürmen, die nicht aufhören zu wollen schienen; denn wer die Quellen des Lichtes da oben, die, von zahllosen Spiegeln vervielfacht, in das Theater fluteten, genügend bewundert hatte und dann den Zuschauerraum überblickte, der begann sicher Hand und Stimme von neuem zu regen.

Auf ein geheimes Zeichen strahlten auch an den Sitzreihen Tausende von Lichtern und Lampen auf, und wenn der Glanz der Vorstellung der Kleiderpracht der alexandrinischen Zuschauer und Zuschauerinnen entsprach, dann durfte man noch Großes erwarten.

Jetzt erst erkannte man die Schönheit der Frauen und die Kostbarkeit ihrer Gewänder, jetzt erst versandten die Edelsteine schnell aufleuchtende und erlöschende Blitze. Wie viele Gärten und an Lotosblumen reiche Gewässer

hatten geplündert, wie viele Haine des Lorbeers beraubt werden müssen, um die Kränze zu liefern, die jedes Haupt auch auf den oberen Rängen schmückten, und wer zu diesen hinaufsah und die stattlichen Gewänder gewahrte, in denen Mann und Weib auch hier erschienen war, der mußte glauben, daß es nur Reiche in Alexandria gab.

Wohin das Auge sich wandte, begegnete ihm etwas besonders Schönes oder Prächtiges. Und die Fülle von entzückenden Einzelbildern, die sich dem Blicke aufdrängten, umgaben in großen Rahmen die vollen Guirlanden von Lotosblumen und Malven, Lilien und Rosen, Oelbaum- und Lorbeerlaub, Papyrusstengeln und Palmenwedeln, Pinien und Weidenzweigen, die hier in schön gerundeten Festons aufgehängt, dort wie farbenreiche Binden um Säulen, Pfeiler und die Fundamente ganzer Sitzreihen geschlungen waren.

Nur eins unter den zahllosen Menschenpaaren in diesem Festsaal ohne gleichen sah und hörte nichts von dem allen.

Kaum hatte die Nacht sich in strahlendes Licht verwandelt, als das Auge Melissas dem des Geliebten begegnet war, und zu dem Erkennen hatte sich schnell ein zages Fragen und Antworten gesellt, das die unglücklichen Liebenden mit neuer Hoffnung erfüllte.

Melissas Blick bekannte Diodor, daß sie ihn und ihn allein liebte; aus dem des Jünglings aber war zu erkennen, daß er nicht von ihr lassen konnte. — Doch sein Auge gab auch dem Weh der von Zweifel und Kümmernis gequälten Seele Ausdruck und sandte Frage auf Frage zu Melissa hinüber.

Und sie verstand seine stummen Blicke, als wären es hörbare Worte, und ohne auf die Neugierigen zu achten, die sie umgaben, und zu bedenken, wie verhängnisvoll dies Wagnis für sie werden könnte, hob sie den Strauß in ihrer Rechten, neigte sich über ihn, wie um sich an dem Duft der Blumen zu laben und drückte einen schnellen Kuß auf die schönste der halb erschlossenen Knospen.

Die Antwort, die sie empfing, lehrte, daß auch Diodor sie verstand; denn jetzt strahlte ihr aus seinen hellen Augen nichts mehr entgegen als Liebe und Dank. Inniger, meinte sie, habe er ihr nie ins Antlitz geschaut, und wieder neigte sie das Haupt zu den Rosen nieder.

Aber mitten in dem neu erwachten Glücke röteten sich ihr die Wangen in jungfräulicher Scheu über ihr kühnes Unterfangen, und zu glücklich, um, was sie gethan, zu bereuen, und doch bang, daß diejenige, deren Urteil ihr alles galt, es mißbilligen werde, schmiegte sie, Ort und Zeit vergessend, das Haupt an Frau Euryales Schulter und blickte ihr mit den großen Augen fragend und wie um Vergebung bittend ins Antlitz.

Die Matrone durchschaute sie; denn sie war ihren Blicken gefolgt und fühlte mit, was die Jungfrau bewegte, und ohne zu ahnen, ein wie großes Geschenk sie damit einem dritten bereitete, zog sie Melissa fester an sich und küßte ihr, unbekümmert um ihre Umgebung, die Schläfe.

Diodor war es bei diesem Anblick, als habe er den Preis beim Wettfahren gewonnen, und sein Freund Timon, der das Künstlerauge eben an den prächtigen Bildern ringsum weidete, fuhr zusammen, so ungestüm und kräftig drückte Diodor ihm die Hand.

Was war mit dem siechen Unglücklichen, den er, Timon,

aus Mitleid in den Zirkus begleitet, vorgegangen, daß ihm die Augen so hell leuchteten, und er das Haupt wieder so hoch trug? Was bedeutete die Versicherung des Jünglings, daß nun alles wieder gut werden müßte?

Vergebens fügte Timon Frage an Frage; denn noch mochte Diodor auch dem besten Freunde nicht vertrauen, was ihn beglückte. Es genügte ihm, zu wissen, daß Melissa ihn liebte, und daß die Frau, zu der er mit enthusiastischer Verehrung aufschaute, sie so wert hielt wie je.

Zum erstenmal begann er, sich jetzt auch seiner Zweifel an der Geliebten zu schämen. Wie hatte er, der sie von Kind an kannte, ihr etwas so Unreines, Verdammungswürdiges zutrauen können! Sicher war es ein übermächtiger Zwang, der sie noch an den Kaiser fesselte, und sie hätte ihn so nicht anschauen können, wenn sie nicht im Sinne trug — und vielleicht wollte Frau Euryale ihr dabei helfen — dem kaiserlichen Werber zu rechter Zeit zu entfliehen. So mußte es sein, und je öfter er zu ihr hinschaute, desto gewisser wollte es ihm scheinen.

Jetzt freute ihn das blendende Licht, das ihn umgab; zeigte es ihm doch die Geliebte.

Die Worte, die Frau Euryale ihr zugeflüstert hatte, mußten sie zur Vorsicht gemahnt haben; denn sie gönnte ihm nur noch selten einen kurzen Liebesblick, und er sagte sich selbst, daß ihr stummer, doch lebhafter Verkehr von vorhin ihnen beiden hätte verhängnisvoll werden können.

Aber es war doch in dem plötzlich hereingebrochenen Lichte zu viel zu Tage getreten, das jeden und auch den

Kaiser unwiderstehlich anzog, als daß man Zeit gefunden hätte, ihrer zu achten. Die erste Neugier war nun befriedigt, und jetzt hielt es auch Diodor für geboten, sich Zurückhaltung aufzuerlegen.

Caracalla hatte sich den Zuschauern noch nicht gezeigt. Ein goldener Schirm, durch dessen Oeffnungen er zu schauen vermochte, ohne gesehen zu werden, entzog ihn den Blicken der Menge, doch konnte Diodor diejenigen wohl erkennen, die er empfing. Erst waren es die Veranstalter der Vorstellung, dann die parthische Gesandtschaft und einige Vertreter der obersten Behörden der Stadt gewesen. Endlich führte Seleukus die Gemahlinnen der großen Herren, die mit ihm die Kosten dieser Vorstellung trugen, vor den Thron, und unter diesen reich bekleideten Frauen überstrahlte Frau Berenike alle durch den Stolz ihrer Haltung und die auffällige Pracht ihrer Kleidung.

Als ihr großes Auge den Cäsar herausfordernd traf, faltete er die Stirn und frug höhnisch: „Man scheint hier prunkende Trauergewänder zu tragen?"

Frau Berenike aber erwiderte schnell: „Sie haben nichts mit der Trauer zu schaffen und sollen nur den Mächtigen ehren, der die Trauernde in den Zirkus entbot."

Diodor sah den Blick nicht aufflammen, womit Caracalla die kühne Matrone bedrohte, und vernahm auch nicht, wie er leichthin versetzte: „So vergreift man sich hier in der Art, mir Ehre zu erweisen; indes wird man Gelegenheit finden, sich besser zu unterrichten."

Doch über den weiten Raum der Arena hin bemerkte der Jüngling das schnelle Erröten und Erblassen der stolzen Frau, und wie gleich nach ihr der Präfekt der

Prätorianer, Macrinus, sich mit dem Festordner und dem Leiter der Gladiatorenschule dem Kaiser näherte.

Zu gleicher Zeit hörte Diodor seinen Nachbar, ein Mitglied des städtischen Senates, sagen: „Wie das alles so zahm und ruhig verläuft! Mein Vorschlag, den Cäsar im Halbdunkel eintreten zu lassen und ihn und die anderen Mißliebigen zuerst den Blicken zu entziehen, war ganz vortrefflich. Gegen wen sollten sie die Pfeifen gebrauchen, so lang sich der eine vom andern nicht unterschied? Jetzt hält das Entzücken die Schreier noch im Zaum. Die künftige ‚Kaiserbraut‘ mag mir am lautesten danken. Sie erinnert mich übrigens an die persischen Krieger, die, bevor sie in die Schlacht zogen, sich Katzen an die Schilder banden, weil sie wußten, daß ihr ägyptischer Feind lieber gar nicht auf sie schießen, als die heiligen Tiere der Gefahr aussetzen würde, von seinen Pfeilen getroffen zu werden.“

„Was meinst Du damit?“ frug ein anderer und erhielt die muntere Antwort: „Frau Euryale ist für die Kaiserbraut die schützende Katze. Aus Achtung vor der Matrone und aus Furcht, sie mit zu verletzen, blieb ihr Schützling auch von denen da oben bis jetzt unbehelligt.“

Dabei wies er auf eine Gruppe von Grünen, die auf einem der oberen Ränge die Köpfe zusammensteckten; sein Nebenmann aber fügte hinzu: „Es hält sie auch noch etwas anderes im Zaume. Die drei Bartlosen hinter ihnen sind Sicherheitswächter. Wie die Rosinen durch den Kuchenteig sind sie durch die ganze Zuschauermasse verbreitet.“

„Das ist weise und gut,“ versicherte der Senator. „Wir könnten den Zirkus sonst leicht viel hastiger ver-

lassen, als wir ihn betraten. Mit trockenen Gewändern kommen wir ohnehin kaum nach Hause. Sieh nur, wie die Lichter da oben schwanken; man hört auch das Pfeifen des Sturmes, und solch ein Leuchten kommt aus keiner Maschine. Vater Zeus lockert die Blitze, und wenn das Unwetter losbricht . . ."

Hier wurde diese Rede von schmetternden Fanfaren unterbrochen, in die sich das Rollen des fernen Donners mischte, der dem ersten Blitze gefolgt war.

Gleich darauf begann der Aufzug, der sonst dem Beginne jeder Vorstellung voranging.

Schon vor dem Erscheinen des Kaisers hatte man die Statuen der Götter auf die für sie bestimmten Postamente gestellt, um zu verhüten, daß die Zuschauer das Erscheinen der vergöttlichten Cäsaren zu Kundgebungen benützten.

Jetzt umgingen die Priester in feierlicher Prozession die Bildsäulen, und Theophilus goß für Serapis, der Alexanderpriester für den Heros der Stadt seine Libation in den Sand. Dann erschienen die Festordner, die Gladiatoren und Tierkämpfer, die heute ihre Kunst zum Besten geben sollten.

Als die Priester sich der Loge des Kaisers näherten, trat er an die Brüstung und begrüßte die Zuschauer, denen er sich jetzt zum erstenmale zeigte.

Melissa war ihm, während er noch hinter dem Schirme saß, gehorsam seinem Befehle, von Frau Euryale zugeführt worden, und er hatte sie gnädig begrüßt. Jetzt schien er sich weder um sie, noch um ihren Vater und Bruder zu bekümmern; auch trennten auf sein Geheiß mehrere Plätze seinen Sitz von dem ihren. Auf Rat des Ober-

priesters Theophilus wollte er sie erst der Menge an seiner Seite zeigen, wenn die Sterne zum andernmale befragt worden waren, und er — vielleicht schon übermorgen — Melissa als seine Gemahlin in den Zirkus führen konnte. Der Matrone hatte er Dank gesagt, daß sie die Jungfrau begleite, und in prahlerischem Tugendstolz hinzugefügt, die Welt erfahre nun, daß er auch die glühendsten Wünsche seines Herzens dem Ziemlichen zu opfern verstehe.

Die fackeltragenden Elefanten hatten ihm Vergnügen bereitet, und in der Erwartung, Melissa wieder zu begegnen und öffentlich anerkannt zu sehen, daß er die Schönste für sich gewonnen, war er heiter in den Zirkus gekommen. Auch jetzt noch zeigte er sein natürliches Gesicht. Nur bisweilen zog sich ihm die Stirn zusammen; denn der Blick der Gattin des Seleukus ging ihm nach.

Wie eine Rachegöttin hatte die verwegene Frau, „die geputzte Niobe", wie er sie dem Präfekten Macrinus gegenüber verächtlich nannte, vor ihm gestanden, und seltsamerweise kehrte ihm mit jedem Gedanken an sie die Erinnerung an Vindex und seinen Neffen zurück, deren Hinrichtung die Fürbitte Melissas beschleunigt hatte, und es verdroß ihn jetzt, der Geliebten das Ohr verschlossen zu haben.

Der Gedanke, daß der Name Vindex auch einen „Rächer" bedeutet, beunruhigte ihn und kam ihm so wenig aus dem Sinn wie die „Niobe" mit den furchtbaren, düsteren Augen.

Er wollte sie nicht mehr sehen, und die Gladiatoren erleichterten ihm dies; denn eben näherten sie sich ihm, und ihr wilder Enthusiasmus ließ ihn eine Zeit lang alles andere vergessen.

Während die einen Schwert und Schild, die anderen ihre nicht weniger schrecklichen Waffen, das Netz und die Harpune, schwangen, scholl ihr: „Heil Dir, Cäsar, die zu sterben gehen, grüßen Dich!“ ungestüm und heiser aus rauhen Kehlen zu ihm empor.

Zu zehn Mann in jeder Reihe umkreisten sie in schnellem Sturmschritt und in Abteilungen gesondert das Rund der Arena.

Zwischen dem ersten und zweiten Haufen stolzirte einer für sich allein daher, als sei er etwas Besonderes, und wiegte sich dabei mit geschwollenem Selbstgefühl in den Hüften. Das war sein ertrotztes Recht, und man sah es seinem breiten, rohen Gesichte mit der aufgestülpten Nase und den wulstigen Lippen, aus denen weiße Zähne wie die eines Raubtieres blitzten, wohl an, daß es denen übel ergangen wäre, die versucht hätten, es ihm zu schmälern. Dabei war er von kleinem Wuchs; doch aus der hoch gewölbten Brust, den überbreiten Schultern und den kurzen, krummen Beinen traten die Muskeln wie elastische Bälle hervor und lehrten den Kenner, daß er ein Riese an Kraft war. Ein Schurz bildete seine ganze Kleidung; denn er war stolz auf die zahllosen Narben, die ihm weiß und rot von der hellen Haut schimmerten. Den kleinen Bronzehelm hatte er nach hinten gerückt, damit dem Volke das furchtbare Aussehen des linken Teils seines Angesichts nicht entgehe, aus dem ihm ein Löwe, während er mit ihm und drei Panthern gekämpft, das Auge zugleich mit einem Teil der Wange gerissen. Er hieß Tarautas, und im ganzen Reiche war er bekannt als der grausamste aller Gladiatoren; hatte er sich doch auch das zweite Recht erstritten, nur auf Leben und

Tod zu kämpfen und unter keiner Bedingung Gnade zu schenken oder für sich zu verlangen. Wo er auf den Plan trat, gab es Leichen.

Der Cäsar wußte, daß man ihm nach diesem Manne den Spitznamen „Tarautas" gegeben, und er hatte das nicht ungern gesehen; denn er wollte vor allem stark und furchtbar erscheinen, und das war der Gladiator, der in seinem Stande nicht seinesgleichen besaß. Sie kannten einander auch, und Tarautas hatte nach manchem schwer erfochtenen Siege, bei dem sein Blut geflossen war, Geschenke von dem kaiserlichen Gönner erhalten.

Wie nun der narbige Graukopf, der in dem langen Zuge der Gladiatoren ein Glied für sich bildete, aufgebläht von Eitelkeit, die kleinen frechen Augen unter den Zuschauern umherschweifen ließ, da erfüllte sich ihm vorzeitig das Verlangen, wofür er im Zirkus das Leben so oft aufs Spiel gesetzt hatte, aller Blicke auf sich zu ziehen. Das hob ihm die Brust, das verdoppelte die Spannkraft seiner geschmeidigen Sehnen, und als er vor die Loge des Kaisers gelangte, ließ er mit seltener Fechterkunst und zäher Ausdauer das kurze Schwert so schnelle Kreise über seinem Scheitel beschreiben, daß es aussah, als sei es zu einer blinkenden, stählernen Scheibe geworden. Dabei überschrie der Ruf seiner lauten, mißtönenden Stimme: „Heil Dir, Cäsar!" wie Löwengebrüll den der anderen Gladiatoren, und der Kaiser, der noch keinem Alexandriner ein freundliches Wort oder eine gütige Miene gegönnt hatte, ließ sich herbei, dem wilden Unhold, dessen Kraft und Geschicklichkeit ihm gefielen, mehrmals aufs gnädigste zuzuwinken.

Auf diesen Augenblick hatten die Grünen im dritten

Range gewartet. Dem Manne, dem der Cäsar selbst Beifall schenkte, auch den ihren laut darzubringen, konnte niemand verbieten, und so begannen sie den Namen „Tarautas“ in die Arena zu rufen.

Sie wußten, daß sie damit jedermann aufforderten, den Kaiser mit dem blutigen Scheusal zu vergleichen, dessen Namen sich an ihn geheftet, und wen es drängte, seinen Groll und sein Mißvergnügen zu äußern, der verstand die Meinung und stimmte mit ein.

So hallte denn das weite Theater bald wider von dem einen Rufe: „Tarautas!“

Anfänglich erscholl er ordnungslos an vereinzelten Stellen, bald aber — niemand wußte, wer damit begonnen — vereinte sich die Menge auf allen obern Rängen zu einem einzigen Chore, der dem lang verhaltenen Ingrimm mit kindischer, sich fortwährend steigernder Lust freie Bahn ließ, indem er taktmäßig und in einem wie von selbst entstandenen Rhythmus den Namen „Tarautas“ hervorstieß.

Bald wollte es scheinen, als sei den Tausenden das tolle, zu immer lauterem Gebrüll anwachsende Verslein:

„Taráu — Taráu — Tararáutas“

einstudirt worden, und wie es immer geht, wenn in die Schranken der Zurückhaltung einmal eine Bresche gelegt ist, flog auch hier eine nach der andern in den Staub, und dort ließ sich der schrille Pfiff einer Rohrflöte, da das Rasseln einer Knarre vernehmen. Dazwischen erschollen die leidenschaftlich erregten Stimmen derer, an die Lictoren oder Sicherheitswächter der Stadt die Hand legten, und die ihrer scheltenden Nachbarn; den gesamten meuterischen Lärm aber begleiteten mit furchtbarem Ernst

die rollenden Donnerschläge des immer schneller heraufziehenden Gewitters.

Auch die faltige Stirn des Kaisers verriet, daß ein solches bei ihm im Anzuge, und kaum hatte er die Absicht der Menge durchschaut, als er dem Präfekten Macrinus schäumend vor Wut befahl, Ruhe zu schaffen.

Bald schmetterte Fanfare auf Fanfare mahnend in das Gebrüll.

Die Festordner empfanden, daß nur, wenn es gelang, die Aufmerksamkeit der Zuschauer durch Herz und Sinn erregende Scenen zu fesseln, die Kundgebungen zum Schweigen gebracht werden konnten, die Unheil über die ganze Stadt zu bringen drohten, und so wurde verordnet, mit dem wirksamsten Schauspiel, das eigentlich bestimmt war, die ganze Vorstellung zu beschließen, schon jetzt zu beginnen.

Es sollte zur Darstellung bringen, wie römische Krieger ein Lager der Alemannen eroberten. Darin lag eine Schmeichelei für den Cäsar, der sich nach seiner fraglichen Besiegung dieses tapferen Volkes den Namen „Alemannicus“ beigelegt hatte. Ein Teil der Kämpfer, der die Germanen darstellte, war in Tierfelle gekleidet und mit langwallendem roten und blonden Haare geschmückt. Andere Gladiatoren stellten die römische Legion dar, die jene zu bewältigen hatte.

Die Alemannen waren sämtlich zum Tode verurteilte Männer und Frauen, die sich ungerüstet und nur mit stumpfen Schwertern bewaffnet zu verteidigen hatten. Den Frauen war Leben und Freiheit zugesagt worden, wenn sie sich nach der Eroberung des Lagers mit der scharfen Klinge, die man einer jeden anvertraut hatte, wenigstens

so tief verwunden würden, daß Blut floß. Wer sich dabei das Ansehen einer Sterbenden recht täuschend zu geben verstand, sollte eine besondere Belohnung erhalten.

Unter die Germanen mit den stumpfen Waffen waren auch einige Gladiatoren von besonderer Körpergröße und mit scharfen Schwertern gemischt worden, um die Entscheidung hinauszuschieben.

Während vor den Augen der Zuschauer in wenigen Minuten Wagen, Rinder und Pferde zu einem Lager zusammengeführt und mit einem Wall von Baumstämmen, Steinen und Schildern umgeben wurde, ließen sich immer noch hie und da Rufe und Pfiffe vernehmen, ja, als der Gladiator Tarautas im Waffenschmuck eines römischen Legaten einer schwer bewaffneten Kriegerschar voran die Arena betrat und den Cäsar wiederum begrüßte, steigerte sich die Unruhe von neuem.

Aber die Geduld Caracallas war schon erschöpft, und der Oberpriester Theophilus sah seinen bleichen Wangen und zuckenden Augenlidern an, was in ihm vorging, und beseelt von dem innigen Verlangen, seine Mitbürger vor unabsehbarem Unglück zu bewahren, stellte er sich mit bittend erhobenen Händen vor die Bildsäule seines Gottes.

„Im Namen des großen Serapis hört mich, makedonische Männer und Frauen!“ rief seine mächtige, klangvolle Stimme in das Lärmen der oberen Zuschauerreihen hinein.

Da ward es still in dem weiten Raume. Nur der Wind unterbrach mit klagendem, langgezogenem Geheul die Ruhe. Dann und wann erschütterte auch der Schlag eines Zeugstückes, das der Sturm von dem Velarium riß, an das Gemäuer die Luft, und in diese Geräusche

mischte sich unheimlich der Schrei der Eulen und Dohlen, die das Licht aus ihren Nestern in der Bekrönung des Zirkus vertrieben hatte, und die das Unwetter nun wieder dorthin zurückzog.

Laut und überall vernehmbar, dringlich und im Tone väterlicher Besorgnis legte der Oberpriester nun den Lauschenden ans Herz, sich still zu verhalten, das glänzende Vergnügen, das ihnen hier geboten werde, nicht zu stören und vor allem zu bedenken, daß der große Cäsar, das göttergleiche Haupt des Erdenrundes, zur höchsten Ehre eines jeden in ihrer Mitte verweile. Als Gast der gastfreundlichsten aller Städte dürfe der erhabene Herrscher von jedem Alexandriner das feurige Bestreben erwarten, ihm den Aufenthalt hier angenehm zu machen. An ihm, Theophilus, sei es, im Namen des höchsten der Götter die Stimme mahnend zu erheben, damit nicht der üble Wille weniger Ruhestörer die irrige Meinung in dem teuersten der Gäste errege, man sei in Alexandria blind für die Segnungen, die jeder Bürger seinem weisen Regimente verdankte.

Hier unterbrach ein lauter Pfiff und dann der weithin schallende Ruf: „Nenne diese Segnungen; wir kennen keine!“ den Redner; Theophilus aber ließ sich nicht beirren und fuhr eifriger fort: „Ihr alle, die die Gnade des hohen Cäsars zu römischen Bürgern erhob . . .“

Aber wieder fiel ihm ein Zuschauer — es war der Oberaufseher der Kornspeicher des Seleukus — vom zweiten Range her kreischend ins Wort: „Meint ihr, wir wüßten nicht, was diese Ehre uns kostet?“

Ein lauter Beifallsruf folgte dieser Frage, und plötzlich bildete sich abermals und wie durch ein Wunder ein

Chorus, der ein ganzes Distichon wiederholte, das einer in die Menge gerufen, ein zweiter und dritter ihm nachgesprochen hatte, und das dann als Gemeingut aller in der sangartigen Weise, die ein vierter ihm gab, von tausend Lippen, so laut nur jeder vermochte, demjenigen entgegenscandirt wurde, für den es bestimmt war.

Auf den oberen Gängen in jeder Himmelsrichtung des Zirkus erschollen nun die folgenden Verse, die noch vor wenigen Augenblicken keinem bekannt gewesen waren:

„Morden die Lebenden gilt's, um der Toten Begräbnis zu zahlen;
Denn was der Zöllner uns ließ, schonungslos raubt's der Soldat."

Und diese Verse mußten wohl mitten aus dem Herzen der Menge kommen; denn sie ward nicht müde, sie zu wiederholen, und erst als ein heftiger Donnerschlag den Zirkus erschütterte, verstummten viele und schauten mit wachsender Angst in die Höhe.

Dieser Augenblick wurde benützt, um die Vorstellung beginnen zu lassen.

Der Kaiser biß sich in ohnmächtiger Wut die Lippen, und der Haß gegen die Alexandriner, die ihm nun offen zu erkennen gaben, wie sie ihm gesinnt waren, steigerte sich von einem Augenblick zum andern.

Wie ein schweres Unglück empfand er das Unvermögen, dem ihm angethanen Schimpfe die Strafe auf dem Fuße folgen zu lassen, und siedend vor Zorn dachte er eines bekannten Wortes des Caligula und wünschte dieser Stadt ein einziges Haupt, um es ihr vom Rumpfe zu schlagen.

Das Blut pochte ihm so heftig an die Schläfen, und es sauste ihm so wild vor den Ohren, daß er eine gute Weile von allem, was um ihn her vorging, nichts sah und hörte.

Diese wilde Erregung konnte ihm wieder furchtbare Leidensstunden zuziehen. Doch er brauchte solche jetzt weniger zu fürchten; denn dort saß das lebende Heilmittel, das er mit den festesten Banden an sich gekettet zu haben meinte.

Wie schön Melissa war! Und als er sich wieder nach ihr umschaute, bemerkte er, daß ihr Auge mit banger Besorgnis auf ihm ruhte.

Da war es ihm, als lichte sich etwas in seiner umdüsterten Seele, und es wurde ihm wieder bewußt, daß sein Herz sich der Liebe geöffnet.

Aber es ging ja nicht an, sie, die dies Wunder bewirkt, jetzt schon zur Vertrauten seines Hasses zu machen. Er hatte sie zürnen, hatte sie weinen, aber auch lächeln sehen, und in den nächsten Tagen, die aus ihm, dem grausam Gequälten, einen Glücklichen machen sollten, wollte er ihre großen Augen sonnig leuchten und ihren Mund überfließen sehen von Worten der Liebe, der Freude, des Dankes. Später erst sollte die Abrechnung mit den Alexandrinern erfolgen, und er besaß die Macht, sie den heutigen Abend blutig büßen und schmerzlich bereuen zu lassen.

Wie um sich selbst aus einem bösen Traum zu erwecken, fuhr er sich mit der Hand über die krause Stirn; ja, er fand auch ein Lächeln, da sein Blick dem ihren wieder begegnete, und diejenigen, denen sein Anblick fesselnder erschien als das grause Blutvergießen in der Arena, stießen einander verwundert an; denn kaum faßlich schien ihnen der Gleichmut oder die Verstellungskunst, womit der Cäsar das Unerhörte hinnahm, das ihm hier geboten wurde.

Seit seinem ersten Besuch eines Zirkus hatte Caracalla noch nie so lange völlig unbeachtet gelassen, was bei einem Blutvergießen wie diesem vorging. Doch es war ihm bis dahin nichts besonders Bemerkenswertes entgangen; denn jetzt erst begann der eigentliche Kampf um das Lager, das Niedermetzeln der Alemannen, der Selbstmord der germanischen Weiber.

Da sprang der Gladiator Tarautas eben behend wie eine Katze und blutgierig wie ein hungriger Wolf auf einen hoch bepackten Wagen der Feinde, und ein großer Krieger mit langem, hinten zusammengeknoteten, goldrot schimmernden Haar, stürzte sich ihm entgegen.

Das war kein falscher Germane!

Caracalla kannte ihn.

In seiner Heimat war er ihm unter den kriegsgefangenen Häuptlingen vorgeführt worden, und er hatte ihn, da er sich als trefflicher Reiter erwies, zu den Aufsehern der Ställe gesellt. Seine Aufführung war tadellos gewesen, bis er am Tage des Einzugs in Alexandria seinen Vorgesetzten, einen heißblütigen Gallier, und dazu auch zwei Lictoren, die ihn festzunehmen versuchten, im Rausch erschlagen hatte.

Er war zum Tode verurteilt und nun unter die Germanen aufgenommen worden, um im Zirkus für das Leben zu streiten.

Und wie er kämpfte, wie er mit dem stumpfen Schwerte auf den gefährlichsten der Gladiatoren einhieb und ihm auszuweichen verstand!

Diesem Streite zu folgen lohnte es sich wahrlich; ja er fesselte den Kaiser so sehr, daß er darüber alles andere vergaß.

Der Name des Gegners des Alemannen war auf ihn, den Cäsar, übertragen worden. Eben noch hatte der tausendstimmige Ruf „Tarautas" ihm gegolten, und gewohnt, in allem, was ihm begegnete, eine Vorbedeutung zu sehen, sagte er sich und rief das Schicksal zum Zeugen an, daß das Los des Gladiators das seine sein solle. Fiel der Fechter, dann waren seine, des Cäsar, Tage gezählt, kam er gut davon, dann stand ihm ein langes, lebenswertes Dasein bevor.

Er konnte auch dem Tarautas die Entscheidung unbesorgt überlassen: denn er war der stärkste aller Gladiatoren im Reiche, und er kämpfte mit scharfen Waffen gegen die stumpfen in der Hand eines Mannes, der wohl beim Dienst in den Ställen verlernt hatte, das Schwert so zu führen wie in früheren Tagen.

Doch der Germane war eines Edelings Sohn, der schon als Knabe dem Heerbanne gefolgt war. Hier galt es, das Leben zu wahren und so rühmlich es anging vor den Augen dessen zu sterben, den er als mächtigen Herrn und Bezwinger vieler Völker — auch des seinen — zu ehren gelernt hatte.

Und der starke, wohlgeübte Edeling that das Seine.

Wie sein Gegner, so fühlte auch er, daß die Augen der Zehntausende ringsum an ihm hingen, und dazu war es ihm, als gelte es, die Schande abzuwaschen, die er als Mörder über sich selbst gebracht und über das Volk, als dessen Sohn er sich immer noch fühlte.

Jeder Muskel seines gewaltigen Leibes stählte sich und gewann neue Spannkraft durch dies Verlangen, und als er sich schon von dem Schwerte des unbesiegbaren Fechters getroffen und das warme Blut sich über die Brust und

den linken Arm rinnen fühlte, nahm er alles, was an Leibeskraft ihm inne wohnte, zusammen. Mit dem Kriegsgeschrei seines Stammes warf er den schweren Riesenleib auf den Gladiator. Ohne des tiefen Schwertstiches zu achten, womit Tarautas seinen Angriff geistesgegenwärtig erwiderte, stürzte er sich dann von der Höhe des bepackten Wagens auf die Steine der Umfassung des Lagers, und beide rollten eng verschlungen wie ein Körper von dem Wall in den Sand der Arena.

Als sei ihm selbst eine Verletzung widerfahren, zuckte Caracalla bei diesem Anblick zusammen und erwartete vergeblich, daß der geschmeidige Tarautas, den er schon aus gleich schwierigen Lagen ungeschädigt hatte hervorgehen sehen, sich von der Last des starken Germanen befreie.

Aber der Kampf fuhr fort, um die Gefangenen her zu toben, und keiner von beiden regte auch nur ein Glied.

Da fuhr der Kaiser tief beunruhigt auf und gebot Theokrit, zu erkunden, ob Tarautas nur verwundet sei oder tot, und während der Günstling ausblieb, duldete es ihn nicht auf dem Throne. Von bangem Mißbehagen getrieben, erhob er sich, bald um mit einem Mitgliede seines Gefolges zu reden, bald um sich niederzulassen und einen neuen Blick auf das Gemetzel zu seinen Füßen zu werfen. Er war fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sein eigenes Ende nahe bevorstand, wenn Tarautas den Tod gefunden hatte.

Endlich hörte er die Stimme Theokrits, und wie er sich umwandte, um Auskunft von ihm zu erhalten, traf sein Blick den Frau Berenikes, die aufgestanden war, um den Zirkus zu verlassen.

Da überlief es ihn kalt, und das Bild des hingerichteten Vindex und seines Neffen trat ihm wieder vor das innere Auge; doch im nämlichen Augenblick hörte er, wie der frühere Tänzer ihm heiter zurief: „Unser Tarautas! Er ist gar kein Mensch! Einen Aal möcht' ich ihn nennen, wenn er weniger breitschulterig wäre. Der Kerl lebt, und der Arzt sagt, in drei Wochen nähm' er es wieder auf mit vier Bären oder zwei Alemannen."

Da flog es wie heller Sonnenschein über das Antlitz des Kaisers, und er blieb froh, obgleich ein furchtbarer Donnerschlag den Zirkus erschütterte und einer jener Wolkenbrüche, wie nur der Süden sie kennt, seine Ströme in den offenen Raum ergoß, die Feuer und Lichter verlöschte und das Velarium so wild aus den Schlingen riß, daß es vom Sturm gepeitscht in die oberen Ränge schlug und die Zuschauer von den Sitzen vertrieb.

Männer fluchten, Weiber kreischten und weinten, und laute Fanfarenrufe und Heroldstimmen verkündeten, daß die Vorstellung geschlossen war und übermorgen fortgesetzt werden sollte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Unter flammenden Blitzen, dem Gekrach und Geprassel mächtiger Donnerschläge und rauschenden Regengüssen entleerte sich der Zirkus.

Der Kaiser, ganz erfüllt von der freundlichen Verheißung, die ihm das Schicksal durch die wunderbare Erhaltung des Tarautas erteilt, rief Melissa mit liebevoller Sorge zu, sich schnell ins Trockene zu flüchten. Ein Wagen stehe für sie bereit, um sie in das Serapeum zurückzuführen.

Da bat sie bescheiden, er möge ihr lieber gestatten, unter dem Schutze des Bruders in das väterliche Haus zurückzukehren, und Caracalla versetzte munter, das sei das Rechte. Er habe ohnehin in dieser Nacht Dinge vor, die es ihm wünschenswert erscheinen ließen, sie nicht in seiner Nähe zu wissen. Ihren Bruder erwarte er später im Serapeum.

Die Caracalla mit der Kapuze, die der alte Adventus dem Kaiser eben umhängen wollte, legte er mit eigener Hand Melissa um die Schultern und bemerkte dazu, er selbst habe sich im Felde an Schlimmeres gewöhnt.

Als die Jungfrau ihm dann errötend dankte, trat er ihr näher und raunte ihr zu: „Morgen, wenn uns nach diesem Unwetter das Schicksal günstige Antworten auf die Fragen erteilte, die ich ihm nachher vorzulegen gedenke, wird die Glückseligkeit ihr Horn neu zu füllen haben für uns beide. Die karge Göttin schickt sich schon an, durch Dich zur Verschwenderin an mir zu werden."

Rings um ihn her standen Sklaven mit verschlossenen Laternen; denn die Lichter im Theater waren erloschen, und der dunkle Zuschauerraum lag da wie ein finsterer Krater, in dem sich ein Gewühl von ununterscheidbaren Gestalten schattenhaft durch einander bewegt.

Er erinnerte ihn an den Hades und die niederwärts dringenden Scharen der abgeschiedenen Seelen. Doch er wollte jetzt nichts als Erfreulichem mit der Seele und dem Auge begegnen, und einer schnellen Eingebung folgend nahm er einem Diener die Laterne aus der Hand, hob sie zum Haupt der Geliebten empor und schaute ihr lange und wie gebannt in das hell beleuchtete Antlitz. Dann ließ er den Arm sinken, atmete tief auf und sagte, als spreche er aus dem Traume: „Das ist das Leben! Jetzt erst soll es für mich beginnen."

Dabei nahm er den durchnäßten Lorbeerkranz vom Haupte, schleuderte ihn in die Arena und rief Melissa zu: „Eile Dich, ins Trockene zu kommen, Liebling. Diesen ganzen Abend durfte ich Dich sehen; sogar als es dunkel wurde; denn auch die Blitze sind Lichter! Das schlechte Wetter brachte mir also doch wieder das Beste. Schlafe gut. Ich erwarte Dich früh, gleich nach dem Bade."

Als auch Melissa ihm einen ruhigen Schlummer wünschte, entgegnete er scherzend: „Wenn nun das ganze

Leben ein Traum und ich morgen beim Erwachen nicht der Sohn des Severus wäre, sondern Alexander, und Du nicht Melissa, sondern die Roxane, der Du so gleichsiehst? Ich könnte aber auch als der Gladiator Tarautas erwachen. Doch was wärest Du dann? Dein wackerer Vater, der dort immer noch dem Regen trotzt, sieht freilich nicht aus wie eine Traumgestalt, und dies Wetter taugt übel zum Philosophiren."

Damit warf er ihr eine Kußhand zu, ließ sich eine trockene Caracalla um die Schultern legen, befahl Theokrit, nach dem Tarautas zu sehen und ihm den Beutel Gold, den er dem Günstling gab, zu überbringen, zog die Kapuze über den Kopf und schritt, nachdem er Heron, der ihm genaht war, um ihn zu fragen, was er über die Kunst der alexandrinischen Maschinisten denke, kurz auf morgen verwiesen, den ungeduldigen Freunden voran.

Auch die Musik war bei dem Unwetter verstummt. Nur einige pflichttreue Tubabläser hatten ihre Plätze behauptet, und als die Laternen ihnen zeigten, daß der Kaiser den Zirkus verließ, bliesen sie ihm eine Fanfare nach, die dem Beherrscher der Welt dünn und heiser das Geleite gab.

Draußen war es immer noch voll von den aus dem Theater tretenden Zuschauern.

Das gemeine Volk suchte unter den Bogen des Unterbaues Schutz oder eilte mutig durch den Regen nach Hause.

Der Steinschneider Heron wartete, obgleich ihm der Wolkenbruch die neue Toga mit dem Purpurstreifen mehr und mehr durchnäßte, neben dem Ausgangsthore auf die Tochter. Sie war ihm vorausgeeilt, während er sich an

den Kaiser gedrängt und dabei in großer Seelenerregung alles andere übersehen hatte. Das Betragen seiner Mitbürger empörte ihn, und er hatte dunkel empfunden, daß es mißlich sei, den beleidigten Cäsar zu einer Anerkennung seiner Mitbürger zu bestimmen. Dennoch war er nicht stark genug gewesen, die Frage zu unterdrücken, die ihm während der ganzen Vorstellung auf den Lippen geschwebt hatte. Als einer der letzten begab er sich endlich ärgerlich über die Rücksichtslosigkeit der Kinder, die Zurückweisung, die er von seiten des kaiserlichen Schwiegersohnes erfahren, den Regen, die Aussicht auf einen Schnupfen und vieles andere zu Fuß nach Hause.

Dem Caracalla war diesmal das üble Wetter wirklich hold; denn es entzog ihn den unliebsamen Kundgebungen, die von seiten der Grünen für seine Heimfahrt vorbereitet worden waren.

Alexander hatte die für Melissa bestimmte geschlossene Carruca schnell gefunden und half der Schwester hinein, nachdem er Frau Euryale in ihre Harmamaxa gehoben. Wie staunte er aber, im Innern des Wagens neben der Schwester einen Mann zu finden.

Es war Diodor, der, während Alexander mit dem Rosselenker geredet hatte, im Schutze des Dunkels von der andern Seite in das Fahrzeug gesprungen war. Einige Ausrufe des Erstaunens, der Rechtfertigung und Billigung, und die jungen Menschenkinder, denen allen dreien in besonderer Weise das Herz zum Zerspringen voll war, fuhren dem Hause des Heron entgegen. Ihr Wagen rollte schon über das Pflaster hin, während die Sklaven der meisten vornehmen Alexandriner noch vergeblich nach den Fuhrwerken und Sänften ihrer Gebieter suchten.

Den düsteren Scenen im Zirkus folgten nun für die Liebenden andere, denen es trotz des engen, dunklen Raumes, der sie vereinte, und dessen schwarzes, triefendes Lederdach der Regen prasselnd und rauschend traf, nicht an lichtem Sonnenschein fehlte.

Caracallas Wort, auch die Blitze wären Lichter, bewahrheitete sich bei dieser Fahrt mehr als einmal; denn die hellen Wetterstrahlen, die einander immer noch rasch genug folgten, gestatteten den schnell Versöhnten, einander mancherlei mit den Augen anzuvertrauen, wofür die Lippen das rechte Wort nicht fanden.

Wenn beide Teile sich einer Schuld bewußt sind, geht es schneller mit der Versöhnung, als wenn nur einer der Vergebung bedarf, und die beiden Liebenden in der Carruca waren von vornherein so innig geneigt, das Beste von einander zu glauben, daß es der erklärenden Worte Alexanders nicht bedurft hätte, um sie den zerrissenen Bund so willig wie warm erneuern zu lassen. Dazu hatte jedes Grund, für den andern zu fürchten; denn Diodor besorgte, Frau Euryale würde nicht mächtig genug sein, die Geliebte den suchenden Kreaturen des Cäsar zu entziehen, und Melissa zitterte bei dem Gedanken, daß der Leibarzt dem Caracalla vorzeitig verraten werde, daß und mit wem sie vor der ersten Begegnung mit ihm einen Liebesbund geschlossen; denn geschah dies, so war für Diodor die wütendste Verfolgung zu besorgen. Darum legte Melissa dem Geliebten dringend ans Herz, womöglich schon in dieser Nacht ein Schiff zu besteigen.

Alexander hatte bis jetzt sich nur selten in das Gespräch gemischt. Der Empfang, den er vor dem Zirkus gefunden, kam ihm nicht aus dem Sinne. Frau Euryales

Begleitung hatte zwar die Schwester von dem schlimmsten Verdachte gereinigt, doch nicht ihn, und sein glücklicher Leichtsinn hielt nicht stand vor der Gewißheit, von den Mitbürgern für einen käuflichen Verräter gehalten zu werden.

Während der Vorstellung hatte er sich auf eine der hinteren Sitzreihen zurückgezogen, weil er, nachdem sich das Theater plötzlich mit hellem Lichte erfüllt, von allen Seiten her durch finstere Blicke und drohende Geberden verletzt worden war.

Zum erstenmal hatte er dann Mitleid mit den von den wilden Tieren zerrissenen Verbrechern und den verblutenden Gladiatoren empfunden, weil er selbst — er empfand es dunkel — ihr Schicksalsgenosse geworden. Und das Furchtbarste bei alledem war, daß er sich selbst nicht ganz von dem Vorwurfe, für seine leichtsinnige Dienstfertigkeit eine Gegengabe erhalten zu haben, freisprechen konnte.

Auch nicht die entfernteste Möglichkeit sah er, denjenigen, an deren Achtung ihm etwas lag, jemals begreiflich zu machen, wie er dazu gekommen sei, dem schändlichen Verführer im Purpur den Willen zu thun, nachdem der Vater, indem er sich dem Volk in der Toga praetexta gezeigt, auch den schlimmsten Verdacht schmählich besiegelt hatte.

Der Gedanke, daß es ihm in Zukunft versagt sei, jemals wieder seinen Handschlag von einem braven Manne erwidert zu sehen, zerfraß ihm die Seele,

Auch Diodors Wertschätzung war ihm teuer gewesen, und als der Jugendgenosse ihn anredete, hatte er anfänglich das Gefühl, als widerfahre ihm unverhofft eine

Ehre. Dann aber überkam ihn der Argwohn, was der Freund ihm gewähre, habe er nur der Schwester zu danken.

Ein tiefer Seufzer, der sich seiner Brust entrang, veranlaßte Melissa, dem Bruder Trost zuzusprechen, und nun floß dem Unglücklichen das mehr als volle Herz über, und mit beredten Worten schilderte er Diodor und mit ihm auch der Schwester, was er unbedacht gefehlt, und wie entsetzliche Folgen sein Leichtsinn jetzt schon nach sich ziehe. Dabei trieb ihm der tiefe Seelenschmerz heiße Thränen ins Auge.

Er hatte sich selbst das Urteil gesprochen und erwartete von dem Freunde nichts mehr als einiges Mitleid. Doch Diodor suchte und fand trotz des Dunkels seine Hand und umfaßte sie innig, und wäre es dem Alexander möglich gewesen, das Antlitz des Gespielen zu erkennen, hätte er auch die feuchten Augen gewahrt, womit jener ihm ans Herz legte, sich zu beruhigen und auf bessere Tage zu hoffen.

Diodor kannte den Freund. Er war keiner Lüge fähig, und die That Alexanders, die, falsch beleuchtet, so leicht ein verdammenswertes Ansehen gewinnen konnte, war im Grunde nichts gewesen als einer jener unbedachten Streiche, bei denen er dem tollen Maler oft Beistand geleistet.

Aber Alexander schien sich dem Zuspruche des Jugendgenossen und der Schwester geflissentlich zu verschließen.

Ein neuer Blitzstrahl zeigte den Verlobten den Bruder und Freund mit tief gesenktem Haupt und mit der Stirn in den Händen, und dies traurige Bild dessen, den sie noch vor so kurzer Zeit als den Frohesten der Frohen

gesehen, trübte ihr neu erwachtes Glück tiefer als selbst der Gedanke an die schwere Gefahr, die, wie jedes wußte, dem andern drohte.

Bei dem erleuchteten Heiligtum der Artemis, das sie an die Nähe ihres Zieles erinnerte, fuhr Alexander endlich auf und bat die Liebenden, an ihre eigenen Angelegenheiten zu denken. Sein Verstand war klar geblieben, und was er sagte, bewies, daß er die Zukunft der Schwester im Gedächtnis behalten.

Nach der Flucht Melissas ließ der Kaiser sicher nicht nur ihren Geliebten verfolgen, sondern auch seinen Vater. Diodor sollte sogleich über den See, um Polybius und Praxilla zu wecken und von dem Bevorstehenden zu unterrichten, während Alexander es auf sich nahm, ein Schiff für sie zu mieten. In einer Herberge am Hafen sollte der Sklave Argutis die Flüchtlinge erwarten und sie auf das Fahrzeug führen, das ihrer harrte.

Diodor, der noch immer nicht weit zu gehen vermochte, versprach, sich einer der Sänften zu bedienen, die sie beim Artemistempel gesehen.

Kurz bevor der Wagen hielt, nahmen die Verlobten Abschied. Sie machten aus, wo sie Nachrichten von einander finden sollten, und was sie sich sonst noch in kurzen Worten und mit einem innigen Abschiedskuß sagten, das gewann bei dieser Trennung, die sie beide in Gefangenschaft oder Tod zu führen drohte, den Wert feierlicher Gelübde.

Jetzt hemmten die schnellen Rosse den Lauf, und plötzlich beugte Alexander sich über den Freund, küßte ihm beide Wangen und raunte ihm zu: „Halte das Mädchen gut! Denke freundlich an mich, wenn wir

uns nicht mehr wiedersehen sollten, und sage den anderen, der tolle Alexander hätte wieder einmal einen thörichten Streich begangen, doch so übel er auch für ihn ausgeschlagen sei, gewiß keinen schlechten.“

Um des Rosselenkers willen, der nach der Flucht Melissas jedenfalls ins Verhör genommen wurde, war es Diodor versagt, auch nur noch ein Wort an den Freund zu richten. Die Carruca rollte den Weg zurück, den sie gekommen, die Gestalt Diodors verschwand im Dunkeln, und Melissa schlug die Hände vor das Antlitz. Es war ihr, als sei dieser Abschied von dem Geliebten der letzte und als solle es für sie nie wieder hell werden auf Erden.

Es war kurz vor Mitternacht.

Die Sklaven hatten das Rasseln des Wagens gehört und empfingen die Heimkehrenden so herzlich wie immer, doch fügten sie, gehorsam dem Gebote des Heron, tiefe Verneigungen zu dem alten, treu gemeinten Willkommen.

Seitdem der Herr sich der alten Dido am Nachmittag mit prahlerischer Würde als einen vornehmen römischen Großen gezeigt hatte, schien ihr eine Zeit der Wunder angebrochen und alles möglich. Bunte, glänzende Bilder von der künftigen hohen Herrlichkeit, die des ganzen Hauses und auch ihrer und des Argutis wartete, stellten sich ihr fortwährend vor das Auge; aber mit dem Kaiserinwerden schien es doch nicht ganz glatt abgehen zu wollen; denn woher kamen dem Mädchen die naßgeweinten Augen und das bekümmerte Gesicht? Was sollte das lange Geflüster der Heimgekehrten mit dem Argutis? Doch das alles ging sie nichts an, und einmal erfuhr sie doch, um was es sich hier handelte. „Was die Herren heute im

geheimen spinnen, das erfahren die Sklaven eine Woche darauf," pflegte der Trevirer zu sagen, und sie hatte das Zutreffende dieser Behauptung oft genug erprobt.

Die ablehnende Weise, mit der Melissa die Glückwünsche hinnahm, die sie überströmenden Herzens auf die künftige Kaiserin ergoß, und ihre verweinten Augen schienen der Alten indes jetzt schon verständlich. Das Kind dachte wohl noch an den schönen Diodor; aber in der Herrlichkeit des Cäsarenpalastes ließ sich vieles vergessen. Wie wundervoll schon der Putz und der Schmuck waren, womit das Mädchen sich im Zirkus dem Volke gezeigt!

„Wie sie ihr zugejubelt haben werden," dachte die Alte, nachdem sie Melissa ein einfaches Gewand angethan und die Heimgekehrte sich hingesetzt hatte, um zu schreiben. „Hätte das die Frau noch erlebt. Und die anderen Weiber! Vor Neid werden sie bersten! Ewige Götter! Wer weiß aber, wie groß oder wie klein das Glück ist, das man den anderen mißgönnt? Hat nicht in dies Haus, das die Götter mit Gunst und Gaben bis zum Dach überschwemmten, das Unheil gerade jetzt den Weg durch das Schlüsselloch gefunden? Der arme Philipp! Aber wenn es unserem Mädchen nur gut geht! Bei ihm ist es wirklich einmal gekommen, wie es so selten geschieht und doch immer sein sollte. Die Schönste und Beste wird die Größte und Glücklichste im Reiche."

Dann griff sie hastig nach den Amuletten und dem Kreuz an Armen und Hals, um ein schnelles Gebet für das Wohlergehen des Lieblings zu sprechen.

Auch der Sklave Argutis wußte nicht, was er von alledem denken sollte.

Wenn einer, so gönnte er dem geliebten Kinde seines Herrn alles Glück; doch wenn er auch vorausgesagt hatte, was Melissa und ihrem Vater bevorstehe, war ihm die Ernennung des Herrn zum Prätor doch zu schnell gekommen, und Heron hatte sich in der mit Purpur verbrämten Toga gar zu sonderbar geberdet. Wenn ihm die neue, unerhörte Ehre nur nicht an den Verstand ging!

Aber der Zustand des ältesten Sohnes seines Herrn bereitete dem treuen Diener noch schwerere Sorgen.

Statt sich des Glückes der Seinen zu freuen, war er bei dem ersten Gespräche mit dem Vater in Wut ausgebrochen, und wenn er, Argutis, auch nicht verstanden hatte, was die beiden geredet, so wußte er doch, daß sie heftig gestritten und Heron dem Sohne unversöhnt den Rücken gekehrt hatte.

Und dann — er erinnerte sich des mit Schrecken und es fiel ihm sauer, den Geschwistern das Erlebte in der rechten, schonenden Weise mitzuteilen — dann war Philipp aus dem Bette gesprungen, hatte sich ganz allein angekleidet, sogar mit den Schuhen, und war, nachdem der Vater kaum die Sänfte bestiegen hatte, in die Küche getreten. Wie ein dem Grabe Entstiegener war er anzusehen gewesen, und seine Stimme hatte hohl geklungen, als er dem Sklavenpaar erklärte, er gedenke sich in den Zirkus zu begeben, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Aber dem Argutis war das Herz gesunken, als der Philosoph ihm befohlen, die Flöte zu holen, womit der Herr die Vögel ein Lied pfeifen lehrte, und sie zu dem scharfen Küchenmesser gesteckt hatte, womit der Sklave die Hammel schlachtete.

Dann war Philipp in den Vorsaal getreten, doch schon auf der Schwelle stolperte er über die langen Schuhriemen, die ihm nachschleiften, und aus dem Garten hatte Argutis, der ihm heimlich gefolgt war, ihn in das Haus zurückführen, ja beinahe tragen müssen; denn ein furchtbarer Hustenanfall hatte ihn völlig erschöpft. Die Anstrengung beim Ziehen der schweren Ruder auf der Galeere war zu viel für seine ohnehin schwache Brust gewesen. Dido und er hatten ihn zu Bett gebracht, und bald darauf war er in einen tiefen Schlaf verfallen, von dem er noch immer nicht erwachte.

Was den beiden Heimgekehrten wohl im Sinne lag?

Sie schrieben, und zwar nicht auf Wachstafeln, sondern, als gelte es etwas besonders Wichtiges zu verzeichnen, mit dem Rohr auf Papyrus.

Dies alles mußte dem Sklaven wohl zu denken geben, und der treue Mann wußte selbst nicht, ob er vor Freude oder vor marternder Angst weine, als Alexander ihm mit einer Feierlichkeit, die den Trevirer an dem jungen Herrn erschreckte, kund that, daß er ihm hiermit, teils um seine Treue zu lohnen, teils um ihn in den Stand zu setzen, ihnen allen in schwerer Gefahr zur Seite zu stehen, die Freiheit schenke. Der Vater habe dies schon lange im Sinne gehabt und den Brief, der dies bestätigte, vom Notar anfertigen lassen. Hier sei das Dokument; er wisse aber, daß er, Argutis, auch als Freigelassener fortfahren werde, ihnen so treu wie immer zu dienen.

Damit reichte er dem Sklaven die Urkunde, die ihm im nächsten Monat nach dreißigjähriger Dienstzeit hatte verehrt werden sollen, und weinend, halb vor Freude, halb vor Kummer und Besorgnis, nahm Argutis das

Dokument hin, das ihn noch vor kurzem zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht hätte.

Während er den Geschwistern die Hände küßte und dankende Worte stammelte, sagte ihm der ungelehrte, doch gerade Sinn, daß er verblendet gewesen war, als er sich nicht vor Freude zu lassen gewußt bei der Nachricht, der Kaiser habe Melissa zur Gemahlin erkoren.

Was er in der letzten halben Stunde mit erlebt und gesehen, vereinte sich ihm zu einem deutlichen Bilde, und so sicher, als sei es ihm schon anvertraut worden, stand es in ihm fest, daß sein Liebling Melissa den hohen Freier verschmähte und sich ihm — er wußte nicht wie — zu entziehen gedachte. Und zugleich mit dieser Erkenntnis regte sich die ihm eigene Lust an Abenteuern und gewagtem Spiel.

Es galt hier einen Kampf, den der Schwache gegen die Gewalt des Starken aufnehmen sollte, und nichts konnte ihm, der zeitlebens zu den Unterdrückten gehört hatte, lockender erscheinen, als ihn auf seiten der Bedrängten ausfechten zu helfen.

Mit feurigem Diensteifer nahm Argutis es nun auf sich, Diodor und seine Angehörigen auf das von ihm zu mietende Schiff zu schaffen und Heron, sobald er den Brief gelesen, den Alexander eben an ihn gerichtet, deutlich zu machen, daß er verloren sei, wenn er nicht sich und seinen Sohn Philipp rechtzeitig verberge. Endlich versprach er, den Brief Melissas an Caracalla morgen in die Hände des Kaisers gelangen zu lassen.

Jetzt nahm er auch die Freilassungsurkunde froh in Empfang und willigte ein, sich in Gewänder Herons zu kleiden; denn als Sklave wäre es ihm versagt

gewesen, mit einem Schiffsführer oder wem sonst einen bindenden Vertrag zu schließen.

Das alles ging in fliegender Eile vor sich; denn Alexander wurde vom Kaiser und Melissa von Frau Euryale erwartet.

Die freudige Dienstfertigkeit des wackern Alten, der zum erstenmal auf eigenen Füßen Aufgaben lösen sollte, vor denen mancher Freie zurückgewichen wäre, und denen er sich dennoch gewachsen fühlte, wirkte erfrischend auch auf die niedergedrückten Seelen der anderen.

Sie wußten jetzt, daß Argutis, wenn es ihnen selbst zu sterben bestimmt war, treu zu dem Vater und kranken Bruder halten werde, und der Sklave lieferte den ersten Beweis seiner Findigkeit und Klugheit, indem er die Geschwister, die vergeblich nach einem passenden Versteck für Heron und Philipp gesucht hatten, auf eine Stätte hinwies, die auch von den schlausten Häschern schwerlich entdeckt werden konnte.

Der entflohene Bildhauer Glaukias war ein Mietsmann des Heron. Seine Werkstatt, ein speicherartiges Gebäude, stand auf dem Boden des kleinen Gemüsegartens, den der Steinschneider von seinem Schwiegervater geerbt, und nur Heron und der Sklave wußten, daß sich unter dem Estrich dieses Gebäudes an Stelle des Kellers ein großes Reservoir der alten, unter dem Kaiser Vespasian aufgegebenen Wasserleitung befand.

Argutis hatte vor langer Zeit Heron geholfen, über den Eingang zu diesen verborgenen Räumen eine Fallthür anzubringen, deren Vorhandensein selbst von dem Bildhauer Glaukias während der vielen Jahre, in denen er die Werkstatt benützte, unbemerkt geblieben war.

In diesem verborgenen Raume hielt Heron, ohne die eigenen Kinder ins Vertrauen zu ziehen, sein Gold versteckt, und erst vor wenigen Monaten hatte Argutis ihn dorthin begleitet und das hohe Reservoir trocken, luftig und durchaus bewohnbar gefunden.

Bei seinem Schatz würde der Steinschneider sich am liebsten verbergen, und zudem lag der Garten mit der Werkstatt des Glaukias nur wenige hundert Schritte von dem Hause des Heron entfernt. Den kranken Philipp ungesehen dahin zu schaffen, schien Argutis ein Kleines. Auch Alexander, die alte Dido und, that es not, Diodor mit den Seinen konnten sich dort verbergen. Für Melissa schien indes dieser Versteck weder dem Bruder noch dem Sklaven sicher genug.

Beim Abschied legte die Jungfrau dem neuen Freigelassenen noch ans Herz, den Vater tausendmal zu grüßen, ihn in ihrem Namen um Vergebung zu bitten für die schweren Sorgen, die sie ihm bereite, und ihn ihrer Liebe zu versichern. „Sage ihm,“ schloß sie eilig und unter strömenden Thränen, „es sei mir, als ging’ es in den Tod. Doch ich bliebe, was auch komme, sein gehorsames Kind, das alles für ihn zu opfern bereit sei — alles, nur nicht den Einen, dem ich ja mit seiner Einwilligung Treue gelobte. Sage ihm endlich, ich sei ihm zu liebe schon bereit gewesen, dem blutigen Freier die Hand zu reichen, doch das Schicksal selbst und vielleicht auch die Manen unserer teuren Verstorbenen hätten es anders bestimmt.“

Dann ging sie in das Zimmer, wo die Mutter die Augen geschlossen. Nachdem sie vor dem Sterbebette, das dort immer noch stand, ein kurzes Gebet gesprochen,

eilte sie in das Gemach Philipps. Doch er lag noch immer in festem Schlafe, und so beugte sie sich nur über ihn und küßte ihm die überhohe Stirn, die auch im Schlummer aussah, als mühe sich hinter ihr der Geist ab, etwas Schweres und Unerfreuliches zu ergründen.

Der Weg führte sie noch einmal durch die Werkstatt des Vaters, und sie hatte sie schon schnell durchmessen, als sie eilig umkehrte, um das Tischchen wiederzusehen — es sollte das letztemal sein — an dem sie so viele Jahre neben dem arbeitenden Künstler in bescheidenem Wohlsein die Nadel gerührt, mit offenen Augen geträumt und bedacht hatte, was sie mit ihrer geringen Kraft und reichen Liebe jedem einzelnen Freundliches erweisen und Lästiges abnehmen könne.

Dann wandte sie sich, als wisse sie, daß es von den freundlichen Genossen ihres früheren Lebens auf immer Abschied zu nehmen gelte, den Vögeln zu, die längst in den Käfigen zur Ruhe gegangen waren. Der Vater hatte trotz der neuen curulischen Würde der kleinen Lieblinge nicht vergessen und ihre Bauer, bevor er das Haus verließ, um sich dem Volke in der Toga praetexta zu zeigen, wie gewöhnlich sorgsam verhängt. Als Melissa nun das Tuch, das den Käfig des Starmatzes umhüllte, fortzog und dieser ihr leiser als sonst, vielleicht aus dem Schlafe, sein altes: „Meine Kraft" zum letztenmale zurief, überkam sie ein leises Grauen, und, während sie mit dem Bruder die Straße betrat, sagte sie beklommen: „Es geht wohl dem Ende entgegen! Mag es denn kommen. — Ach, was haben diese wenigen Tage doch aus uns allen gemacht, Alexander! Bevor der Kaiser kam, wie warst Du, wie war unser Philipp! In dem Herzen

hier drinnen, wie still sah es aus ... Und der Vater? Das wenigstens ist tröstlich, daß er auch als Prätor seiner Vögel nicht vergaß, und gefiederte Freunde wird er ja überall finden. Aber ich ... Um meinetwillen soll er sich jetzt schmählich verbergen."

Hier fiel Alexander ihr heftig ins Wort: „Nicht Du, ich war es, der dies Elend über uns brachte." Und nun begann er so schmerzlich zu klagen, daß Melissa es bereute, ihn auf das Unglück ihres Hauses hingewiesen zu haben, und sich fest zusammennahm, um ihm Mut einzusprechen.

Wenn der Kaiser die Stadt erst verlassen und sie sich seinen Wünschen entzogen habe, würden die Mitbürger leicht zu bewegen sein, an seine Unschuld zu glauben. Sie müßten ja sehen, wie wenig ihnen allen an dem Glanz und Reichtum des Herrschers gelegen sei, und er wisse selbst, wie schnell man in Alexandria vergesse. Auch seine Kunst werde ihm zu gute kommen, und dürfe er sich nur erst wieder frei hervorwagen, dann werde es ihm auch leicht werden, Agathe für sich zu gewinnen. Ihr Beistand, der Diodors und der Einfluß Frau Euryales wären ihm gewiß.

Doch der Jüngling schüttelte zu diesen guten Worten nur bekümmert das Haupt. — Wie durfte er, der Verachtete, Ausgestoßene, es jemals wagen, um die Tochter eines Zeno zu werben! Mit einem schweren Seufzer schloß er, und Melissa, der das Herz schwerer und schwerer wurde, je mehr sie sich durch Nebenstraßen dem Serapeum näherten, brachte es dennoch über sich, ihren Trostgründen in einer Weise Ausdruck zu geben, als sei sie selbst durch den Schutz Frau Euryales jeder Sorge enthoben.

Es kam ihr so sauer an, sich in der eigenen Bedrängnis ruhig und heiter zu zeigen, daß sie sich oft die Augen heimlich trocknen mußte; doch das lebhafte Reden verkürzte den Weg, und überrascht, ihrem Ziele so nahe zu sein, blieb sie stehen, als Alexander sie auf die Kette wies, mit der man die Mündung der Hermesstraße, der sie jetzt folgten, in den Serapeumplatz verschlossen hatte.

Der Himmel war, nachdem das Gewitter sich verzogen und der Regen aufgehört hatte, wieder klar und wolkenlos, und der Mond ergoß verschwenderisch und wie erfrischt sein silbernes Licht auf die Tempel und Bildsäulen ringsum.

Jetzt galt es, sich zu trennen; denn beide sahen die Unmöglichkeit ein, den Platz zusammen zu kreuzen.

Er war beinahe menschenleer, da man das Volk von ihm fernhielt. Von den zahllosen Zelten, die ihn noch vor kurzem bedeckt hatten, waren nur noch die der siebenten Cohorte des Prätorianercorps stehen geblieben, die, um sie in der Nähe des Kaisers zu lassen, nicht in der Stadt einquartiert worden war. Hätten aber die Geschwister diese weite, tageshell beleuchtete Fläche gemeinsam durchmessen, wären sie sicher bemerkt worden, und Melissa hätte dadurch die schwersten Gefahren nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf ihre Beschützerin heraufbeschworen.

Es lag ihr noch so viel auf der Seele, was sie dem Bruder vorstellen, was sie ihm noch besonders für den Vater ans Herz legen wollte, und was war das für ein Abschied, da es doch — eine finstere Ahnung rief es ihr zu — jetzt galt, auf Nimmerwiedersehen auseinander zu gehen. Doch wie lange mochte Frau Euryale schon

bang auf sie warten, und auch die Verspätung Alexanders war groß.

Die Jungfrau allein über den Platz zu lassen, ging wegen der Krieger, die ihn bewachten, nicht an. Hatte sie nur die Seite des Heiligtums erreicht, an der sie erwartet wurde, und auf welche die ihr gegenüberliegende Rennbahn tiefen Schatten warf, dann war alles gut, und es schien also dem Alexander nichts übrig zu bleiben, als die Schwester durch Nebengassen um das Heiligtum herumzuführen.

Schon hatten sie sich entschlossen, diesen weiten, zeitraubenden Umweg zu machen, als von den Zelten her eine junge Frau mit elastischen, wie von Freude beflügelten Schritten ihnen entgegenkam. Da ließ Alexander plötzlich die Hand der Schwester los und trat mit dem leisen Rufe: „Sie wird Dich begleiten!“ der Näherkommenden entgegen.

Es war die Gattin des Centurio Martialis, welche die Villa des Seleukus zu Kanopus hütete, und deren Bekanntschaft der Künstler gemacht hatte, während er die Galatea in dem Landhause des Kaufherrn für sein Bildnis der Korinna studirte.

Alexander hatte damals in seiner herzgewinnend munteren Weise mit der Soldatenfrau verkehrt, und sie freute sich, dem fröhlichen Maler wieder zu begegnen, und zeigte sich gern bereit, seine Schwester über den Platz zu begleiten und reinen Mund darüber zu halten.

Nach einem kurzen Händedruck mit dem Bruder und dem innig bittenden Rufe: „Laß uns keinen Augenblick einander vergessen und auch der Mutter immer gedenken!“ folgte Melissa der Begleiterin.

Diesmal hatte das Weib des Martialis ihren Mann aufgesucht, um ihm mitzuteilen, daß sie und die Mutter dem Schrecken im Zirkus glücklich entronnen seien, und ihm für das Vergnügen zu danken, dessen Herrlichkeit trotz der vielen Störungen, die es unterbrochen hatten, ihr doch immer noch Herz und Sinn erfüllte.

Das erste Wort, das sie an das Mädchen richtete, leitete denn auch die Frage ein, ob auch sie den Zirkus besucht, und als Melissa dies mit der Bemerkung bejahte, sie habe vor Angst und Schrecken nur wenig gesehen, begann das redselige Weib das von ihr Geschaute zu schildern.

Vom dritten Stockwerk, versicherte sie, habe sie alles aufs beste überblickt. Auch die Braut des Kaisers sei ihr gezeigt worden. Das arme Ding würde den Glanz des Purpurs teuer genug bezahlen. Dem Caracalla könne sie die Wahl indes nicht verdenken; denn schön sei seine Erwählte über alle Beschreibung. Dabei hemmte sie den Schritt und schaute Melissa ins Antlitz; denn es schien ihr, als gliche sie der Geliebten des Cäsar. Doch sie ging bald wieder schneller und bemerkte, die andere sei von stattlicherem Wuchs und glänzenderer Schönheit, wie es sich für eine Kaiserbraut zieme.

Da zog Melissa das Kopftuch fester zusammen, und es that ihr wohl, als das Weib, nachdem es ihr das eigene Aussehen beschrieben, hinzufügte, daß Caracallas Wahl auch auf eine sittsame Jungfrau gefallen sei; denn sonst hätte die Gemahlin des Oberpriesters — sie sei die Schwägerin des Herrn, dem sie diene, und sie kenne sie von Kind an — sich ihr nicht so freundlich erwiesen.

Als Melissa sie, um sie auf andere Dinge zu bringen,

fragte, warum denn dem Volke versagt werde, sich dem Serapeum zu nähern, erwiderte das Weib, der Kaiser sei seit der Heimkehr vom Zirkus mit Fragen an die Zukunft, Sternseherei und anderen wichtigen Dingen beschäftigt, bei denen der Lärm der Menge ihn störe. Er verstehe sich gut auf dergleichen, und wenn sie länger zusammenblieben, könnte sie ihr Wunderdinge erzählen.

Unter solchen Gesprächen überschritten sie den weiten Platz, und als er hinter ihnen lag und sie in den Schatten des Stadiums getreten waren, dankte Melissa der lebhaften Erzählerin für ihre Begleitung, und diese versicherte, daß es ihr Freude gemacht habe, dem fröhlichen Maler einen Dienst zu erweisen.

Die Westseite des großen Heiligtums stand mit der Stadt in keiner Verbindung, und es befanden sich in ihr wenige, nur den Bewohnern des Riesenbaues geöffnete bronzene Thore, die sämtlich, längst verschlossen, keines Wächters bedurften.

Da es dem Volke versagt war, den Platz und den Raum zu betreten, der das Stadium vom Serapeum trennte, war es hier ganz still.

Dunkle Schatten breiteten sich über den Weg, und die hohen Gebäude, die ihn wie Berge begrenzten, schienen bis an den Himmel zu reichen.

Das Herz des einsamen Mädchens schlug banger und banger, während es an der Mauer des Heiligtums dahinschlich, von der ihr nach dem Unwetter der letzten Stunden ein feuchtwarmer Hauch entgegenwehte. Die schwarzen Höhlen, die sie, wenn der Blick auf sie fiel, aus dem Unterbau des Stadiums wie dunkle, eingesunkene Augen anstarrten, waren die Luken der Ställe.

Wenn nun ein flüchtiger Sklave, ein wildes Tier oder ein Räuber aus ihnen hervorbrach?

Unhörbaren Fluges schwebten Eulen über ihr hin, und Fledermäuse flatterten hastig zwischen der Bekrönung des Stadiums und dem Tempel hin und her, ja streiften beinahe das Haupt des zitternden Mädchens.

Mit jedem Schritte wuchs ihre Angst, und die Wand, deren Ende sie erreichen mußte, war so lang, so unendlich lang!

Wenn Frau Euryale nun des Harrens müde geworden und es aufgegeben hatte, sie zu erwarten? Dann blieb ihr nichts übrig, als sich durch die Wachen in die Stadt zurück oder durch das große Thor in das Haus zu bewegen, wo der Schreckliche weilte, und wo man sie sicher erkannte. Aber dann schwand auch die Möglichkeit, zu entkommen, und sie mußte, ja mußte sich dennoch dem blutigen Werber entziehen! Jeder Gedanke an Diodor rief ihr zu, daß sie es müsse, selbst um den Preis ihres jungen Lebens, dessen nahes Ende sie ohnehin mit wachsender Sicherheit voraussah. Sie wußte ja nicht, wohin die Flucht sie führte, doch eine innere Stimme sagte ihr, daß es ein frühes Grab sei.

Von dem gestirnten Himmel ließ sich hier zwischen den beiden hohen Gebäuden nur ein kleines Stück gewahren; dennoch schaute sie aufwärts und erkannte, daß die zweite Stunde nach Mitternacht gekommen war.

Da beschleunigte sie den Schritt; doch bald hemmte sie ihn wieder; denn vom Platze her schollen drei Tubastöße schnell hinter einander durch die Stille der Nacht.

Was bedeuteten diese Signale in so ungewöhnlicher Stunde?

Es schien ihr nur eine Erklärung zu geben: Der Kaiser hatte wieder einen Unglücklichen zum Tode verurteilt, und man führte ihn jetzt auf den Richtplatz. Auch als man den Vindex und seinen Neffen enthauptet hatte, war dreimal in die Trompete gestoßen worden; sie wußte es von dem Bruder.

Da meinte sie die Schar derer, die dem Blutdurst Caracallas zum Opfer gefallen, an sich vorüber ziehen zu sehen. Es war ihr, als winke ihr Plautilla, die der kaiserliche Gatte gemordet, ihr nachzufolgen in den frühen Tod. Alle Schrecken der Nacht ergriffen sie, und wie als Kind beim Spiel mit den Brüdern eilte sie, so schnell die Füße sie tragen wollten, weiter. Einer Verfolgten gleich jagte sie mit dem langen, hindernden Gewand an der Mauer des Heiligtums hin, bis ihr nach links gewandter Blick der Stelle begegnete, die ihr bezeichnet worden war.

Atemlos blieb sie nun stehen, und während sie sich noch die Merkmale vergegenwärtigte, die sie sich eingeprägt hatte, um den rechten Eingang zu finden, öffnete sich wie durch einen Zauber die Tempelwand ihr gegenüber, und eine freundliche Stimme rief ihr den eigenen Namen entgegen, und dann das Wort „Endlich". — Um weniges später ruhte Frau Euryales Hand in der ihren und zog sie sich nach in den Tempel.

Da wichen wie auf den Wink eines Zauberers Grauen und Todesfurcht von der Geängstigten, und ob der Atem ihr auch noch flog, wollte sie der geliebten Beschützerin doch sogleich erklären, was sie zu dem thörichten Laufe veranlaßt; Frau Euryale aber schnitt ihr das Wort ab mit dem Rufe: „Nur rasch! Es darf niemand sehen,

daß die Porphyrplatte dort sich bewegt. Sie verschließt die von außen unbemerkbare Oeffnung, durch welche die Mysten und Adepten nach den Weihen die Mysterienräume verlassen. Wer auch von ihr unterrichtet ist, hat es geheim zu halten geschworen."

Damit schritt die Matrone dem Mädchen in einen dunklen Vorraum des Tempels voran, und wenige Augenblicke später stand die große Steinplatte, die ihnen Einlaß gewährt hatte, wieder an der alten Stelle. Wer später an ihr vorbeikam, konnte auch nicht im hellsten Sonnenschein erkennen, daß sie etwas anderes war als ein zu den Quadern des gewaltigen Unterbaues gehöriges Werkstück.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Während Frau Euryale mit einem Lämpchen in der Hand dem Schützling auf einer engen, dunklen Treppe voranging, harrte Alexander in einem der Wartezimmer auf den Ruf des Kaisers. Der Oberpriester des Serapis nebst einigen Horoskopen des Tempels, der neue Nachtstratege Aristides und mehrere „Freunde" des Herrschers waren mit ihm bis hierher vorgelassen worden. Diesen allen hatte man den Eintritt in die innersten Gemächer versagt; denn Caracalla ließ von dem Magier Serapion Geister beschwören und sich in Gegenwart des Präfekten der Prätorianer und einiger anderen Vertrauten die Zukunft verkünden.

Die Deputation der Stadt, die den Cäsar wegen der ärgerlichen Vorgänge im Zirkus um Entschuldigung bitten sollte, war gleichfalls angewiesen worden, auf den Schluß der Beschwörung zu warten.

Alexander hätte sich am liebsten abseits von den anderen gehalten; hier aber schien ihm niemand einen Vorwurf aus seiner leichtfertigen Handlungsweise zu machen.

Im Gegenteil!

Die Höflinge drängten sich mit lebhafter Beflissenheit an ihn, den Bruder der künftigen Gemahlin des Kaisers, der Oberpriester erkundigte sich nach seinem Bruder Philipp, und der Kaufherr Seleukus, der mit der Deputation der Bürgerschaft erschienen war, sagte ihm Schmeichelhaftes über die Schönheit seiner Schwester.

Einige römische Senatoren, deren Annäherung er zuerst herb genug zurückgewiesen hatte, nahmen ihn zuletzt völlig in Beschlag und erzählten ihm von den Kunstwerken und Bildern in den neuen Thermen des Caracalla, rieten ihm, sich um die Ausschmückung einiger noch unfertigen Säle mit Wandgemälden zu bewerben, und stellten ihm ihre Fürsprache in Aussicht.

Sie geberdeten sich trotz ihrer grauen Haare, als hätte der Jüngling über sie zu gebieten; Alexander aber durchschaute die Absicht.

Plötzlich verstummten indes die gesprächigen Herren; denn in dem Gemache des Kaisers ward es laut, und nun lauschten sie mit vorgestreckten Köpfen und angehaltenem Atem, um ein Wort zu erhaschen.

Alexander bedauerte, weder Kohle noch eine Tafel zur Hand zu haben, um ihre gespannten Gesichter an das Holz zu fesseln; endlich aber stand auch er auf; denn die Thür öffnete sich, und der Kaiser trat mit dem Magier aus dem Tablinum, wo dieser dem Cäsar den Geist einiger Verstorbenen gezeigt hatte. Inmitten der Vorstellung war auch der hingerichtete Papinian auf Wunsch des Caracalla dem Rufe des Serapion gefolgt. Unsichtbare Hände hatten ihm den abgeschlagenen Kopf, der dann den Herrscher begrüßte und ihm Glück verhieß, auf den Rumpf gesetzt.

Zuletzt war der große Alexander erschienen und hatte dem Kaiser in Versen mit verblümten Wendungen bestätigt, daß die Seele der Roxane sich den Körper Melissas zur Herberge gewählt. — Caracalla werde das reichste Glück durch sie finden, so lange sie sich nicht durch die Liebe zu einem andern Manne von ihm abwenden lasse. Wenn das geschehe, werde die Roxane zu Grunde gehen und mit ihr ihr ganzes Geschlecht; sein, des Cäsar, Ruhm und Größe werde aber den Gipfel erreichen. Getrost möge der Herrscher das Leben seines jung verstorbenen Vorbildes zu Ende führen. Der Genius seines göttlichen Vaters Severus wache über ihn und habe ihm in der Person des Macrinus einen Mann als Berater zugeführt, in dessen sterblichem Leibe die Seele des Scipio Africanus zu neuem Leben erwacht sei.

Damit war die Erscheinung, die sich, gleich den früheren, wie ein farbiges Bild auf der verdunkelten Wand des Tablinum auf und nieder bewegt hatte, verschwunden. Der Klang der Stimme des großen Makedoniers war dumpf und geisterhaft gewesen, doch was sie dem Kaiser mitteilte, hatte ihn gefesselt und seine Stimmung gehoben.

Sein Wunsch, noch andere Geister zu sehen, war indes unerfüllt geblieben.

Der Magier, der, während die Erscheinungen sich zeigten, mit erhobenen Händen auf den Knieen gelegen, hatte erklärt, der Zwang, den seine magische Kraft eben auf die Geister geübt, hätte ihn erschöpft; sein schönes bärtiges Antlitz war auch totenbleich gewesen, und ein starkes Zittern hatte ihm die hohe Gestalt erschüttert.

Seine Gehilfen waren stillschweigend verschwunden.

Sie hatten sich mit großen Bücherrollen hinter einem Vorhang verborgen gehalten und Serapion erklärt, sie wären seine Schüler, und es sei ihre Aufgabe, seine Beschwörungen durch wirksame Formeln zu unterstützen.

Caracalla hatte ihn gnädig entlassen, und als er nun zu den Wartenden trat, erzählte er ihnen zufrieden und gesprächig, was er Wunderbares gesehen und gehört.

„Ein seltener Mann, dieser Serapion,“ rief er dem Oberpriester Theophilus zu, „ein Meister in seiner Kunst. Was er, bevor es an die Beschwörung ging, als Einleitung sagte, ist überzeugend und erklärt mir so manches.

„Die Magie verhält sich seiner Meinung nach zur Religion wie die Gewalt zur Liebe, wie der Befehl zum Gebet. Die Gewalt! Auch im Leben übt sie magische Wirkung. Wir haben ihren Einfluß auf die Geister mit angesehen, und wer widersteht ihr unter den Menschen? Ihr schulde ich das Beste und werde ihr, denk' ich, noch mehr zu verdanken haben. Selbst die widerstrebende Liebe muß sich ihr fügen.“

Hier lachte er mit einem selbstzufriedenen Kichern vor sich hin und fuhr dann fort: „Wie der fromme Verehrer der Götter die Himmlischen durch Gebet und Opfer rührt, erklärte uns der wunderbare Mann, so zwinge sie der Magier durch sein Wissen, ihm Gehorsam zu leisten. Gegenüber dem Körperlosen — und körperlos wären auch die Himmlischen — bedeute der Name so viel wie das Wesen, dessen Spiegelbild er gleichsam ist. Wer darum den rechten Namen der Götter und Geister kenne und ihn gebrauche, um sie zu rufen, dem müßten sie Folge leisten wie der Sklave dem Herrn.

„Diesen Namen, der den Unsterblichen bei der Geburt auf die Seele gebunden ist, zu ergründen, sei den Weisen, die vor grauer Zeit den Pharaonen dienten, gelungen, und ihre Kenntnis habe sich fortgeerbt als kostbares Geheimnis von Geschlecht zu Geschlecht bis auf ihn.

„Doch es genüge nicht, den Namen vor sich hermurmeln und schreiben zu können. Jeder Laut in ihm habe seine Bedeutung wie jedes Glied am menschlichen Körper. Wie er auszusprechen und zu betonen sei, auch darauf komme es an, und die echten, das Wesen der Unsterblichen in sich zusammenfassenden und gleichsam versinnlichenden Namen wären andere als die, womit die Menschen sie rufen.

„Ob ich wohl ahnte — und dabei wandte Serapion sich an mich — welchen Gott er mit den Worten: ‚Abar Barbarie Eloce Sabaoth Pachnuphis‘, und so ging es weiter — ich behielt nur die ersten Silben — zwinge, ihm Gehorsam zu leisten?

„Aber," fuhr er fort, „mit der Aussprache dieser Silben sei es auch noch nicht gethan. Die himmlischen Geister fügten sich nur solchen Sterblichen, die ihre vorzüglichsten Eigenschaften während des zwingenden Rufes ihres Namens teilten. Bevor es der Magier wagen dürfe, sie zu rufen, habe er die Seele von der Last des Sinnlichen zu befreien und den Leib durch langes, strenges Fasten zu heiligen. Erst wenn es dem Beschwörer gelungen sei, wie ihm in diesen letzten Tagen, innerlich abzusterben allen Reizen der Sinne, und die Seele, soweit dies der menschlichen Natur gestattet ist, körperlos zu machen, habe er jene Gottähnlichkeit erworben, die ihn befähigt, mit den Himmlischen und der

gesamten Geisterwelt wie mit seinesgleichen zu verkehren und sie durch den Ruf ihres Namens seinem Willen zu unterjochen.

„Er übte seine Macht, und wir sahen mit den leiblichen Augen, wie die Geister seinem Rufe gehorchten. Wir erfuhren aber auch, daß es die Worte allein nicht thun. Ein wie edles Ansehen besitzt dieser Mann! — Und die Kasteiungen, denen er sich unterwirft, auch das sind Thaten! Die Zungendrescher vom Museum können ein Beispiel an ihm nehmen. Was Serapion uns zu sehen gab, war ein Werk, und ein schweres. — Womit sie die Tage verderben, sind nichts als Worte, erbärmliche Worte. Sie beweisen damit schlagend, der Löwe dort sei ein Kaninchen. Der Magier winkte, und der König der Tiere zog sich winselnd vor ihm zusammen. Wie die Herren vom Museum, so ist in dieser Stadt jedermann ein Maul auf zwei Beinen. Selbst die Christen — ich kenne ihren Glauben — erfanden hier, — wo wäre das anderwärts möglich gewesen? — für ihren hohen Lehrer die Bezeichnung: das Fleisch gewordene Wort. Was ich hier auch zu hören bekam," und damit wandte er sich an die Deputation der Stadt, „waren Worte und wiederum Worte. Von euch demütige, die mich der Liebe und Ehrfurcht versicherten; von denen, die da meinen, ihre kleine Person würde mir zwischen den Fingern durchschlüpfen und mir entwischen, nichtswürdige, witzelnde, in Gift und Galle getauchte. Im Zirkus sogar schossen sie mit Worten nach mir. Nur der Magier wagte es, mir eine That zu zeigen, und wie herrlich glückte sie dem seltenen Manne!"

„Was er Dich sehen ließ," sagte der Oberpriester,

„haben schon — alte Schriften lehren es — die Zauberer unter den Pyramidenerbauern vermocht. Unsere Horoskopen, die für Dich die Bahnen der Sterne verfolgten . . .“

„Auch sie,“ unterbrach ihn der Cäsar, indem er sich leicht vor den Astrologen verneigte, „haben mit etwas Besserem als mit Worten zu thun. Wie dem Magier eine heitere, so verdanke ich euch eine glückliche Stunde, ihr Herren.“

Dies Bekenntnis bezog sich auf die Mitteilung, die dem Cäsar während einer Pause in der Geisterbeschwörung gemacht worden war, daß die Sterne seinem Bunde mit Melissa reiches Glück voraussagten, und wie wohl begründet diese Voraussagung war, lehrte ihn die Konstellation, die ihm der oberste Horoskop dabei überreicht und kurz erläutert hatte.

Während Caracalla den Dank der Sternseher in Empfang nahm, fiel sein Blick auf Alexander, und freundlich erkundigte er sich sogleich, wie Melissa in das Haus des Vaters gelangt sei. Dann frug er ihn munter, ob der alexandrinische Witz ihm vielleicht ein neues Gastgeschenk zugedacht habe.

Da hielt der Jüngling, der schon im Zirkus beschlossen hatte, das Leben einzusetzen, um sich von dem Verdacht zu reinigen, der ihn befleckte, die Stunde für gekommen, den Fehler gut zu machen, der ihn der Achtung seiner Mitbürger beraubte.

Die Anwesenheit so vieler Zeugen stärkte ihm den Mut, und in der Erwartung, sich wie der Konsular Vindex um den Kopf zu reden, richtete er sich höher auf und entgegnete ernst: „Wohl teilte ich Dir, hoher Cäsar,

leichtfertig und ohne die Folgen zu bedenken, einige von jenen Witzworten mit . . ."

„Ich befahl und Du gehorchtest," fuhr der Cäsar auf und fügte verdrossen hinzu: „Aber was soll das?"

„Es soll," begann Alexander, der nun das Richterschwert die Scheide verlassen sah, mit einer pathetischen Würde, die den Kaiser in seinem Mund überraschte, „es soll Dir und meinen hier anwesenden alexandrinischen Mitbürgern melden, daß ich meine Unvorsichtigkeit bereue, ja sie verwünsche, seit ich vorhin aus Deinem eigenen Munde vernahm, wie tief Dich ihr rascher Witz gegen die Söhne meiner teuren Vaterstadt aufbringt."

„So, so! Daher diese Thränen?" fiel ihm der Cäsar mit einer bekannten lateinischen Redewendung ins Wort. Dabei nickte er dem Maler zu und fuhr im Tone heiterer Ueberlegenheit fort: „Produzire Dich meinetwegen auch weiter als Redner; nur mäßige das Pathos, das nicht für Dich paßt, und mach es kurz; denn bevor die Sonne aufgeht, wollen wir — ich und die Herren dort — im Bette sein."

Da wechselte Röte mit Blässe auf dem Antlitz des Jünglings. Ein Todesurteil wäre ihm lieber gewesen als dieser höhnische Eingriff in ein Wagnis, das er eben noch für groß und heldenhaft gehalten. Unter den Römern sah er lachende Gesichter, und gekränkt, gedemütigt, verwirrt, der Rede kaum mächtig, stammelte er, immer noch von dem Wunsche sich zu rechtfertigen getrieben, mühsam hervor: „Ich habe . . . Ich wollte bezeugen . . . Nein, ich bin kein Spion! Eher sollte mir die Zunge verdorren, als daß ich . . . Du kannst ja . . . Es steht ja in Deiner Macht, mir das Leben zu nehmen."

„Ganz gewiß," unterbrach ihn hier Caracalla, und seine Stimme klang mehr höhnisch als unwillig. Er sah dem Künstler an, wie tief er erregt war, und um ihn, den Bruder Melissas, zu verhindern, eine Unvorsichtigkeit zu begehen, die er strafen mußte, fuhr er im Tone herablassender Ueberlegenheit fort: „Aber ich ziehe es vor, Dich noch recht lange unter den Sterblichen den Pinsel führen zu sehen. Du bist entlassen."

Da verneigte sich der Jüngling und wandte dem Kaiser den Rücken; denn er fühlte, daß ihm jetzt drohte, was jedem Alexandriner das Unerträglichste war: ein lächerliches Ansehen vor so vielen.

Caracalla ließ ihn gehen; doch als er schon auf der Schwelle stand, rief er ihm nach: „Auf morgen nach dem Bade mit Deiner Schwester! Sage ihr, Sterne und Geister wären unserem Bunde gewogen."

Dann winkte der Cäsar dem Nachtstrategen, und nachdem er seiner Lässigkeit die unliebsamen Vorgänge im Zirkus unwillig zur Last gelegt hatte, schnitt er dem beunruhigten Beamten das Wort ab, als dieser vorschlug, alle gefangen zu setzen, die von den Lictoren unter den Schreiern bemerkt worden wären.

„Noch nicht. In keinem Fall morgen," befahl Caracalla. „Merkt euch genau einen jeden. Haltet die Augen bei der nächsten Vorstellung auf. Verzeichnet die Namen der Uebelgesinnten. Sorgt, daß allen Schuldigen die Schlinge am Hals schwebt. Die Zeit, sie zuzuziehen, kommt später. Wenn sie sich in Sicherheit wiegen, zeigt uns auch der Zaghaftere das wahre Gesicht. Erst wenn ich das Zeichen gebe — bestimmt noch nicht in den nächsten Tagen — greift ihr zu, und keiner entgeht uns."

Diesen Befehl hatte der Cäsar lachenden Mundes erteilt. Erst wünschte er Melissa zu der Seinen zu machen und wie ein Schäfer in süßem Liebesglück mit ihr zu schwelgen. Während dieser Zeit wollte er sich keine Stunde durch Bitten und Thränen der Neuvermählten trüben lassen. — Wenn ihr später die blutige Bestrafung der Widersacher ihres Gemahles mitgeteilt wurde, mußte sie die vollendete Thatsache hinnehmen; und es fanden sich dann wohl Mittel, ihren Unwillen zu beschwichtigen.

Die Freunde, die erwartet hatten, den Cäsar nach den verletzenden Vorgängen im Zirkus wüten und toben zu sehen, wurden von einer Ueberraschung in die andere geworfen; denn sogar nach dem Gespräche mit dem Nachtstrategen schaute er heiter und zufrieden drein und rief ihnen zu: „So habt ihr mich lange nicht gesehen! Mein eigener Spiegel wird sich nachher fragen, ob er den Herrn nicht gewechselt. Hoffentlich wird er sich übrigens daran gewöhnen müssen, mich als lebensfrohen Mann darzustellen, so oft ich ihn brauche. Die beiden edelsten Freuden des Daseins stehen mir in Aussicht, und ich wüßte nicht, was ich in diesem Augenblicke zu wünschen hätte, wenn Philostratus hier wäre, um die kommenden Tage mit mir zu teilen."

Da trat der ernste Senator Cassius Dio vor und bemerkte, es habe auch sein Gutes, daß sich der liebenswürdige Freund aus der Unruhe des Hoflebens entferne. Sein Leben des Apollonius, worauf alle Welt gespannt sei, komme nun früher zum Abschluß.

„Gerade um über den Mann von Tyana mit ihm zu reden," rief nun der Kaiser, „wünschte ich mir heute seinen Biographen zurück. Wenig zu besitzen und nichts

zu bedürfen, ist, was der Weise sich wünscht, und ich könnte mir Verhältnisse denken, unter denen es einem, der Macht und Reichtum bis zum Ekel genoß, köstlich erscheinen möchte, als bescheidener Landmann nach dem horazischen Rezept ‚procul negotiis' das Feld zu bestellen und Früchte von den eigenen Bäumen zu ernten. Nach Apollonius soll der Weise auch arm sein, und in seinem Staate ist es den Bürgern zwar erlaubt, Schätze zu sammeln, doch gelten die Reichen für ehrlos. Es liegt Sinn in diesem Paradoxon; denn die Güter, die sich durch Geld erwerben lassen, sind gemein. Was die Seele läutert, was sie erhebt und wahrhaft beglückt, ich hab' es erfahren, — unabhängig ist es von Macht und Besitz. Wer es kennen lernte, wem es zu teil ward . . ."

Hier stockte er, wie erschreckt über sich selbst, lachte kopfschüttelnd auf und wünschte mit dem Rufe: „Da stünde denn der Tragödienheld im Purpur schon mit einem Fuß im Idyll!" den um ihn Versammelten gute Ruhe für den kurzen Rest dieser Nacht.

Dabei reichte er einigen Bevorzugten die Hand; als er aber auch die des Prokonsuls Julius Paulinus ergriff, der — ein unerhörtes Unterfangen — Trauerkleider angelegt hatte, die dem heute hingerichteten Vindex, seinem Schwager, galten, verfinsterte sich plötzlich das Angesicht des Cäsar, und raschen Schrittes wandte er seiner Umgebung den Rücken.

Kaum war er hinter der Thür verschwunden, als der trauernde Prokonsul in seiner trockenen Weise, als rede er mit sich selbst, ausrief: „Das Idyll soll beginnen. Möchte es das Satyrspiel werden, das die blutigste der Tragödien abschließt."

„Der Cäsar war schon heute nicht er selbst," sagte der Günstling Theokrit, und der Senator Cassius Dio flüsterte dem Paulinus zu: „Darum bot er auch einen erträglichen Anblick."

Der alte Adventus schaute erstaunt zu, wie Arjuna, der indische Leibsklave des Kaisers, diesen entkleidete; denn wohl war Caracalla mit düsterer, unheilverkündender Stirn in das Schlafgemach getreten; während ihm aber die Schuhe abgeschnürt wurden, lachte er wieder vor sich hin und rief dem alten Diener mit einem leuchtenden Blicke zu: „Morgen!" und der Kämmerer sprach sogleich einen Segen über den kommenden Tag und diejenige, welche bestimmt sei, dem hohen Cäsar viele kommende Jahre mit Sonnenschein zu erfüllen.

Der Frühaufsteher Caracalla schlief diesmal länger als an anderen Tagen. — Er war spät zur Ruhe gekommen, und der Kämmerer unterließ es darum, ihn zu wecken, zumal ihn, trotz der heiteren Stimmung, womit er das Lager bestiegen, böse Träume gequält hatten.

Als der Cäsar sich endlich erhob, fragte er zuerst nach dem Wetter und gab seine Zufriedenheit zu erkennen, als er erfuhr, daß die Sonne mit stechenden Strahlen aufgegangen sei, jetzt aber wieder von finsterem Gewölk verschleiert werde.

Der erste Gang führte ihn in den Opferhof.

Die Darbringungen waren vortrefflich ausgefallen, und er freute sich an dem frischen und gesunden Aussehen der Stierherzen und -Lebern, die die Eingeweide-

schauer ihm zeigten. In dem Magen des einen Rindes hatte man eine Pfeilspitze von Feuerstein gefunden, und als man sie Caracalla zeigte, lachte er und rief dem Oberpriester Theophilus zu: „Aus dem Köcher des Eros. Der Gott mahnt mich, auch seiner an diesem glücklichen Tage mit einem Opfer zu gedenken.“

Nach dem Bade ließ er sich mit besonderer Sorgfalt kleiden und befahl dann, erst den Präfekten der Prätorianer vorzulassen, dann aber Melissa, für die schon eine Menge der herrlichsten Blumen bereit stand.

Aber Macrinus war nicht zu finden, obgleich der Cäsar ihm gestern befohlen hatte, ihm heute vor allem übrigen Bericht zu erstatten. Schon zweimal war er im Vorzimmer erschienen, doch vor kurzem wieder fortgegangen und noch nicht wieder zurück.

Entschlossen, das Glücksgefühl, das ihn erfüllte, sich nicht trüben zu lassen, zuckte der Cäsar nur die Achseln und gebot darauf, die Jungfrau und, wenn diese sie begleiten sollten, auch ihren Vater und Bruder vorzulassen; doch weder Melissa noch die anderen waren bisher erschienen, und doch erinnerte Caracalla sich genau, alle drei eingeladen zu haben, ihn nach dem Bade aufzusuchen, und es war damit heute um mehrere Stunden später geworden als sonst.

Unwillig, und doch immer noch bemüht, sich zu mäßigen, trat er ans Fenster.

Der Himmel war dicht umwölkt, und ein scharfer Seewind trieb ihm die ersten Regentropfen ins Antlitz.

Auf dem weiten Platze zu seinen Füßen bot sich ihm ein Schauspiel, das ihn in besserer Stimmung ergötzt haben würde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die jüngeren Männer der Stadt, soweit sie von griechischer Herkunft waren, zogen scharenweis heran. Sie hatten sich nach den Ringschulen, in denen sie sich übten, den Zirkusfarben und Ephebenvereinen, denen sie angehörten, in Abteilungen geordnet.

Die Jünglinge schritten gesondert von den Ehemännern heiter dahin, und man sah es ihnen an, daß sie gerne kamen und Freude von diesem Tage und was er ihnen bringen sollte, erwarteten.

Von den anderen schauten viele weniger fröhlich drein. Sie waren nicht mehr gewohnt, dem Rufe eines Gebieters Gehorsam zu leisten, und viele verdroß es, von den Arbeiten und Geschäften eines ganzen Tages abgehalten zu werden. Doch keinem war gestattet, sich auszuschließen; denn der Kaiser hatte den Häuptern der Bürgerschaft, als sie ihn einluden, die Ringschulen zu besuchen, entgegnet, daß er es vorziehe, die männliche Jugend der Stadt im Stadium zu besichtigen; denn dies grenzte hart an seine Wohnung im Serapeum, und in seinem großen Raume konnte sich ihm die Augenweide auf einmal bieten, zu deren Genuß es sonst weiter Fahrten zu den verschiedenen Gymnasien bedurft hätte. Er liebte kräftige Wirkungen durch große Massen, und auch auf der Rennbahn konnten die Ring- und Faustkämpfer, die Läufer und Diskuswerfer Proben ihrer Kraft, Gewandtheit und Ausdauer ablegen.

Dabei war ihm der Gedanke gekommen, daß unter diesen Jünglingen und Männern sich die Nachkommen der Streiter befanden, die unter der Führung des großen Alexander die Welt erobert hatten. Hier bot sich ihm also Gelegenheit, die Scharen, an deren Spitze der Mann,

dessen Erdenwallen er auszuleben bestimmt war, unsterbliche Siege erfochten hatte, verjüngt und gleichsam wiedergeboren um sich zu versammeln.

Das mußte er sich gönnen.

Er wollte Melissa die auferstandene Kriegsmacht dessen zeigen, mit dem sie als Roxane in einem früheren Dasein verbunden gewesen.

Wie immer schnell bereit, einen Einfall in die That umzuwandeln, hatte er dem Stadthaupte sogleich geboten, die gesamte Jugend Alexandrias am Morgen des Tages, der nun angebrochen war, zusammenkommen zu lassen, um aus ihr eine makedonische Phalanx zu bilden. Im Stadium wünschte er sie zu besichtigen, und ihm zogen sie jetzt entgegen.

Er hatte befohlen, Helme, Schilder und Lanzen in der bekannten makedonischen Form zu beschaffen, die dort unter der neuen hellenischen Legion verteilt werden sollten. Ihr konnte später auch die Bewachung der Stadt anvertraut werden, wenn es zum Partherkriege kam und er des Zuzuges der Garnison Alexandrias bedurfte.

Die Besichtigung dieser Griechenschar würde Melissa Freude bereiten. Auch Alexander erwartete er unter ihr zu begegnen. Teilte die Geliebte erst mit ihm den Purpur, dann konnte er ihren Bruder zum Befehlshaber dieser auserlesenen Phalanx ernennen.

Jetzt sah er Schar auf Schar dem Stadium zustreben, und etwas Schöneres als diese schlanken Jünglingsgestalten, die mit Kränzen auf den schwarzen, braunen und blonden Locken elastischen Schrittes dahergezogen kamen, meinte er lange nicht gesehen zu haben.

Als die Reihen der vornehmen jungen Männer, die

sich in der timagetischen Ringbahn zu Leibesübungen zusammenfanden, an ihm vorbeikamen, empfand er solches Wohlgefallen an der Schönheit der Köpfe, dem wundervollen Ebenmaß der in athletischen Spielen gestählten Glieder und der freien Anmut der meisten, das es ihm war, als hätte ihn ein Zauber in die Blütezeit Griechenlands und am Tage eines olympischen Spieles auf die Altis versetzt.

Wo Melissa nur blieb?

Dieses Schauspiel war auch ihres Beifalls gewiß, und diesmal konnte er ihr endlich auch etwas Angenehmes über ihre Landsleute sagen. So prächtigen Burschen ließ sich mancherlei nachsehen.

Fortgerissen von Wohlgefallen an ihrem Anblick, winkte er ihnen mit dem Tuche zu, und der Gymnasiarch, der ihnen mit zwei Gehilfen, herkulischen Athletengestalten, voranschritt, nahm dies wahr und rief ein lautes: „Heil dem Cäsar!“ zu ihm in die Höhe.

Die Jünglinge, die ihm folgten, thaten es ihm nach, und auch die folgende Schar erwiderte seinen Gruß laut und willig. Weithin ließen sich die jungen Stimmen vernehmen, und bald verbreitete sich unter den hinter der ersten Abteilung heranziehenden die Kunde, wem zu Ehren sie sich erhöben.

Besonders unter den Männern, die schon einem eigenen Hausstande geboten, gab es aber viele, denen es schmählich und unwürdig schien, dem Tyrannen, dessen drückende Hand sie schon selbst empfunden hatten, zuzujubeln, und eine Schar junger Herren von der Partei der Grünen, die schon eigene Rosse rennen ließen, hatten verabredetermaßen den verhängnisvollen Mut, den Gruß des Cäsar

unerwidert zu lassen. Eine vielköpfige Menge aber ist wie eine Reihe von Saiten, die mitklingt, sobald der Ton erschallt, auf den sie gestimmt ist, und jeder empfand nun, daß der Uebermut des Brudermörders, des blutigen Wüterichs, des Bedrückers und Beleidigers der Bürgerschaft, durch seinen Zuruf nur bestärkt werden könnte. So thaten es denn die folgenden Reihen den Grünen nach, und in der Mitte einer Schar von jungen Eheherren, die gemeinsame Leibesübungen im Gymnasium der Dioskuren verbanden, ließ ein bärtiger Wagehals mit frevlerischer Keckheit einen weithin schrillenden Pfiff auf den Fingern erschallen.

Er fand keinen Nachfolger; doch der beleidigende Klang traf das Ohr des Kaisers und erschien ihm wie ein Signalruf des Schicksals; denn bevor er noch verklungen war, zerriß das Gewölk, und ein Strom hellen Lichtes breitete sich schnell über den Platz und die ihn bevölkernden Menschen. Den trüben Tag, der dem Cäsar Glück brachte, hatte die Sonne Afrikas plötzlich in einen hellen verwandelt, und das heitere Licht, das andere zu Freude und Hoffnung aufruft, erschien ihm wie eine Botschaft von oben, daß dieser Tag, von dem er die höchste Glückseligkeit erwartet hatte, ihm Enttäuschung bringen würde und Unheil. Er sprach es nicht aus; denn da war keiner, dem er sich gern und gewiß seiner Teilnahme anvertraut hätte, um Erleichterung zu finden; doch wer von den Anwesenden, als er vom Fenster aus in ihre Mitte zurücktrat, sein Antlitz beobachtete, der wußte, daß wenigstens in der nächsten Stunde, wenn kein Wunder geschah, das Idyll gewiß nicht beginnen würde, dessen Anfang er für heute vorausgesagt hatte.

O nein! Es sollte gute Weile mit seinem erträumten Schäferglück haben. Statt des Satyrspieles, wovon der alte Julius Paulinus geredet, schien nach dem Pfiff des jungen Ehemannes ein neuer Akt in der schrecklichen Lebenstragödie Caracallas anfangen zu wollen.

Besorgt blickten „die Freunde" auf den Kaiser, als er mit tief gefurchter Stirne ungeduldig frug: „Macrinus noch nicht hier?"

Der Günstling Theokrit und andere, die neidisch auf Melissa und die Ihren und besorgt auf die Verbindung des Kaisers mit ihr geblickt hatten, wünschten das Mädchen zurück.

Aber der Präfekt Macrinus blieb immer noch aus, und während der Kaiser wieder auf den hell beleuchteten Platz schaute und — er hatte Boten ausgesandt, um Melissa zu holen — mit düster niedergeschlagenem Blick immer noch hoffte, diesmal werde die Vorbedeutung lügen, und der sonnige Tag endlich doch zu einem Glückstage für ihn werden, glaubte der Präfekt Macrinus, daß sich das Thor zu künftiger Größe und Herrlichkeit für ihn öffne.

Abergläubisch wie der Kaiser und jedermann in seiner Zeit, war er heute fester überzeugt denn je, daß es Menschen gebe, denen ein geheimnisvolles Wissen Kräfte verlieh, vor denen auch er, der besonnene Mann, der sich aus der Niedrigkeit zur höchsten Stellung im Staate nach der des Kaisers hinaufgearbeitet hatte, sich beugen müsse.

Der Magier Serapion hatte ihm schon an früheren Abenden Unfaßbares zu sehen und zu hören gegeben. Er glaubte an die Macht dieses merkwürdigen Mannes

über die Geister und sein Vermögen, Wunder zu thun; denn er hatte in erschreckender Weise bewiesen, welche Gewalt er über seine, des Präfekten, willensstarke Persönlichkeit übte.

Schon gestern abend hatte der Magier Macrinus um die dritte Stunde nach Aufgang der Sonne des nächsten Tages zu sich entboten, und der Präfekt ihm willig zu kommen verheißen. Doch heute früh war der Kaiser später aufgestanden als sonst, und in der verabredeten Zeit konnte Macrinus jeden Augenblick erwarten, vor den Gebieter gerufen zu werden. Trotzdem, und obgleich sein Ausbleiben den Cäsar aufzubringen drohte, und alles ihn nötigte, das Wartezimmer nicht zu verlassen, war der Präfekt von einem unwiderstehlichen Drange gezwungen worden, der Ladung, die einem Befehle geglichen hatte, zu folgen.

Dieser Umstand schien ihm entscheidend.

Wie der Wunderthäter seinen, des Lebenden, energischen Geist beherrschte, so hatten ihm auch die Seelen der Abgeschiedenen zu gehorchen. Alles, was in ihm war, drängte von nun an den Macrinus, mit der Voraussagung zu rechnen, die ihm Serapion heute zum drittenmale machte und die verhieß, daß er, der in Niedrigkeit Geborene, mit dem Purpur des Caracalla bekleidet, den Thron der Cäsaren besteigen werde.

Aber nicht nur wegen dieser Prophezeiung, sondern auch um ihm mitzuteilen, daß die Kaiserbraut mit einem jungen Alexandriner versprochen sei und auch während der Werbung des Caracalla nicht aufgehört habe, mit dem Geliebten zärtlich zu verkehren, hatte der Geisterbeschwörer Macrinus zu sich berufen.

Schon gestern nachmittag war dem Serapion das alles durch seinen gewandten Gehilfen Kastor zu Ohren gekommen, und der Wunderthäter hatte es in der Nacht benutzt, um den Cäsar auf die Treulosigkeit der Erwählten vorzubereiten.

Dem Präfekten versicherte der Magier, was gestern der Geist des großen Makedoniers angedeutet hatte, sei jetzt durch die Dämonen, die ihm dienten, bestätigt worden. Es werde dem Macrinus jetzt leicht sein, die Favoritin, die mächtig zu werden drohte, zu verhindern, sich weiter zwischen ihn und das große Ziel zu stellen, das die Geister ihm wiesen.

Dann hatte der Magier seine Voraussagung wiederholt, und die Worte des Wunderthäters, die dem Emporkömmling den Thron verhießen, waren jenem so fest überzeugt von den bärtigen Lippen geflossen, daß den vorsichtigen Staatsmann auch der letzte Zweifel verlassen, und er mit dem Rufe: „Ich glaube Dir, und auf jede Gefahr hin geht es jetzt vorwärts," dem Zukunftskünder die Hand zum Abschiede gereicht hatte.

Bis dahin war Macrinus, der Sohn eines armen Schuhflickers, der die Seinen mühsam durchbrachte, dem Glückspropheten mit kühler Vorsicht begegnet und hatte keinen Schritt gewagt, dem hohen Ziele näher zu kommen, das sein Ehrgeiz ihm zeigte. Mit aller Treue war er als gehorsamer Diener seines Herrn und des Staates bemüht gewesen, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Jetzt hatte das alles sich geändert, und fest entschlossen, den Kampf um den Purpur zu wagen, kehrte er in die Gemächer des Kaisers zurück.

Macrinus durfte keinen freundlichen Empfang er-

warten, als er endlich das Tablinum betrat, doch sein großer Entschluß stärkte ihm den Mut.

Er, der Vielerfahrene, wußte, daß das Glück von seinen Günstlingen verlangt, die Augen offen zu halten und die Hände zu regen. So ließ er sich denn zuerst von seinem Vertrauten, dem Senator Antigonus, einem Krieger von geringer Herkunft, der durch ein schnelles Reiterstück den Cäsar für sich gewonnen, genau berichten, was heute vorgefallen war.

Mit dem frechen Pfiff des Hellenen schloß der Gefragte seine Erzählung, in der das Erstaunen über das Ausbleiben der Kaiserbraut und der Ihren den breitesten Raum einnahm.

Das gab auch dem Präfekten zu denken; bevor er aber das Tablinum betrat, ward er von dem Freigelassenen Epagathos angerufen, der ihm eine Briefrolle wies, die vorhin für den Kaiser abgegeben worden war. Der Bote hatte sich schleunig entfernt und war nicht mehr zu erreichen gewesen.

Wenn sie nur nicht durch giftigen Duft den Leser gefährdete!

„Was wäre hier wohl unmöglich?“ hatte die Antwort des Präfekten gelautet. „An uns ist es, für die Sicherheit des Göttlichen zu wachen.“

Der Brief war derselbe, den Melissa dem Sklaven Argutis für den Kaiser übergeben, und mit rücksichtsloser Kühnheit hatte Macrinus ihn geöffnet und mit Epagathos schnell überflogen. Beide hatten die Verabredung getroffen, dies seltsame Schreiben erst wenn der Präfekt frage, ob die Jünglinge nun vollzählig im Stadium versammelt wären, dem Kaiser einhändigen zu

lassen. Eine Vorbereitung war ihnen nötig erschienen, um den Cäsar von einem neuen Anfalle seines Leidens zu bewahren.

Jetzt stand Caracalla am Pfeiler des Fensters, um zu beobachten, ohne gesehen zu werden. Der Pfiff von vorhin gellte ihm fortwährend vor dem Ohre. Doch etwas anderes beschäftigte ihn so lebhaft, daß er noch nicht daran dachte, den ihm angethanen Schimpf jetzt schon blutig zu rächen.

Was hielt Melissa zurück, was ihren Vater und Bruder?

Der Maler mußte sich mit den makedonischen Jünglingen in das Stadium begeben, und darum spähte Caracalla jetzt nach ihm aus und streckte den Kopf vor, sobald ein Lockenhaupt sich sehen ließ, das die anderen überragte.

Ein bitterer Geschmack hatte sich ihm im Munde gesammelt, und mit jeder neuen Enttäuschung schlug das empörte, gequälte Herz ihm schneller. Dennoch blieb die Befürchtung, Melissa könnte es wagen, die Flucht zu ergreifen, ihm immer noch fern.

Der Oberpriester des Serapis hatte ihm mitgeteilt, sie sei auch bei seiner Gattin noch nicht erschienen. Jetzt kam er auf die Vermutung, der Regen habe sie gestern durchnäßt, ein Fieber schüttle sie und halte auch den Vater zu Hause, und darin lag für den Selbstsüchtigen so viel mehr Beruhigendes als Schmerzliches, daß er, erleichtert aufatmend, von neuem hinunterschaute.

Wie übermütig diese Burschen das Haupt hoch trugen, wie elastisch ihr gelenker Fuß kaum den Boden berührte, wie sie mit der Kraft und Gewandtheit prunkten, die

jedem von der Wiege an eigen! Dabei kam ihm in den Sinn, daß er, der durch wüste Ausschweifungen in jungen Jahren Gealterte mit dem schlecht geheilten gebrochenen Bein und dem ausgehenden Haar sich unter diesen Altersgenossen recht kläglich ausnehmen würde, und vielleicht, sagte er sich, sei der Pfiff einem der Schönsten und Stärksten von den Lippen geklungen, der ihn für unwert des Zurufs gehalten hatte.

Doch er war nicht schwächer als die meisten einzelnen von denen da unten, und wollte er nur, konnte er sie alle zusammen zertreten wie das Johanniswürmchen, das dort auf dem Fensterbrette kroch. Mit einem raschen Drucke des Mittelfingers machte er dem Leben des hübschen armen Käfers ein Ende, und im nämlichen Augenblicke wurde es hinter ihm laut.

Kam die Geliebte?

Nein, es war nur der Präfekt.

Schon längst hätte er dem Cäsar sich zeigen müssen, wäre er seinem Befehle gehorsam gewesen. So kam Macrinus jetzt seinem Ingrimme gelegen. Ein wie gemeines Gesicht dieser langbeinige Emporkömmling mit den kleinen Augen, der spitzen Nase und der faltigen Stirn doch hatte! War der schöne Diadumenianus wirklich sein Sohn? Gleichviel! Der Knabe, des Vaters Augapfel, stand in seiner Gewalt und bürgte ihm für die Treue des Alten. Im Grunde war Macrinus doch ein geschickter, brauchbarer Beamter und dazu fügsamer als die Römer von altem, vornehmem Geschlechte.

Trotz dieser Erwägungen herrschte Caracalla den Präfekten an wie einen säumigen Sklaven, und dieser nahm seine Schmähreden demütig hin. Auf den Vorwurf des

Kaisers, daß er nie da sei, wenn er ihn brauchte, erwiderte Macrinus unterwürfig, gerade weil er sich dem Cäsar habe brauchbar erweisen können, sei er auf jede Gefahr hin gegangen. — Die aufsässige junge Brut da unten werde jetzt gut überwacht, und wenn es bei dem einen Pfiff verblieben sei, so hätten das seine Maßregeln bewirkt.

Später würde es hier gelten, die Frevler und Hochverräter mit unerbittlicher Strenge zu züchtigen.

Erstaunt blickte der Kaiser dem Ratgeber ins Antlitz, der ihn bis dahin stets zur Mäßigung ermahnt und ihn noch gestern gebeten hatte, der alexandrinischen Weise manches zu gute zu halten, was in Rom streng geahndet werden müsse. — Wurde die Frechheit dieser zügellosen Städter jetzt auch dem besonnenen und milden Mann unerträglich?

Ja, so mußte es sich verhalten, und der Groll, den Macrinus gegen die Alexandriner zur Schau trug, beschleunigte die Vergebung, die der Cäsar ihm stillschweigend schenkte.

Caracalla sagte sich auch, daß er den Geist des Präfekten bisher unterschätzt habe; denn aus den Augen dieses Mannes blitzte und glühte heute ein Feuer, das ihre Kleinheit vergessen ließ und seinem unfein gebildeten Antlitz eine Bedeutung verlieh, die Caracalla bisher übersehen zu haben wähnte.

Der Präfekt — ob dem Cäsar eine Ahnung es sagte? — war ihm in der letzten Stunde ähnlich geworden; denn in seinem zähen Geiste hatte der Entschluß sich gefestigt, vor nichts zurückzubeben, — auch nicht vor dem Tode so vieler, wie sein hohes Ziel, der Thron, es erheischte.

Macrinus war Menschenkenner genug, um die tiefe Unruhe zu bemerken, die sich des Kaisers wegen des Ausbleibens der Geliebten bemächtigt hatte, doch hütete er sich wohl, die Rede auf sie zu bringen; sobald aber Caracalla die Besorgnis, die ihn quälte, nicht länger in sich verschließen konnte und selbst nach ihr fragte, gab der Präfekt dem Epagathos das verabredete Zeichen, und gleich darauf überreichte dieser dem Gebieter den neu verschlossenen Brief Melissas.

„Laß ihn mich öffnen, hoher Cäsar," bat Macrinus. „Schon Homer nennt Aegypten die Heimat der Gifte."

Aber der Kaiser hörte ihn nicht.

Niemand hatte es ihm gesagt, es war ihm zeitlebens noch kein Brief von Frauenhand zugekommen, außer von seiner Mutter, und doch wußte er, daß ein Weib, daß Melissa ihm dies zierliche Röllchen sandte.

Es war mit einer seidenen Schnur und mit dem Siegel verschlossen, womit Epagathos eben das schon geöffnete ersetzt. Riß Caracalla es auf, so mußte der Papyrus und die Schrift Schaden leiden. Ungeduldig verlangte der Cäsar darum nach einem Messer, und im nämlichen Augenblick reichte ihm der Leibarzt, der vor kurzem zu den anderen Höflingen getreten war, das seine.

„Zurück?" frug der Kaiser, während der Heilkünstler die Klinge aus der Scheide zog.

„Auf etwas unsicheren Beinen bei Tagesanbruch," entgegnete der muntere Arzt; Caracalla aber nahm ihm das Messer aus der Hand, schnitt die Schnur durch, öffnete hastig das Siegel und begann zu lesen.

Bis dahin hatte seine Hand sicher gethan, was ihr oblag; jetzt begann sie zu zittern, und während er das

Absageschreiben Melissas — es enthielt nur wenige Zeilen — überflog, begannen ihm die Kniee zu wanken, und ein leiser, kreischender Aufschrei, der keinem Laute glich, den die Natur in die Menschenbrust legte, entrang sich der seinen.

In zwei Stücke zerrissen flatterte der Papyrusstreifen über den Estrich hin.

Der Präfekt stützte den von einem leichten Schwindel ergriffenen Mann, der die Arme von sich streckte, als suche er nach einem Beistand.

Der Arzt holte die Medizin eilig hervor, die Galenus ihm beim Eintritt ähnlicher Zustände anzuwenden geraten, und die er stets bei sich trug, und indem er auf den Brief wies, frug er den Präfekten: „In aller Götter Namen, von wem?“

„Von der schönen Steinschneiderstochter,“ versetzte Macrinus und zuckte verächtlich die Achseln.

„Von der?“ rief der Arzt unwillig. „Von der leichtfertigen Phryne, die in einem Krankensaal unten den hübschen Jungen meines reichen Gastfreundes herzte und küßte?“

Da fuhr der Kaiser, der keinen Augenblick die Besinnung verloren hatte, wie von einer Natter gestochen in die Höhe, sprang dem Arzt an den Hals, und, während er ihn zu erwürgen drohte, kreischte er ihn an: „Was war das? Was hast Du gesagt? Verruchter Schwätzer! Die Wahrheit, Elender, und die ganze, wenn das Leben Dir lieb ist!“

Und der schwer bedrohte, redselige Mann hatte keine Ursache, dem Kaiser vorzuenthalten, was er mit eigenen Augen im Serapeum gesehen, und was er später auch an der Tafel des Polybius vernommen.

Wo das Leben auf dem Spiele stand, konnte das einem Freigelassenen gegebene Versprechen nichts gelten, und so ließ er denn der schnellen Zunge freien Lauf und beantwortete die mit heiserer Stimme hervorgestoßenen Fragen, womit Caracalla ihn unterbrach, rückhaltslos und als beim Hofe heimischer Mann in einem Sinne, der dem nach neuen Verdammungsgründen begierigen Richter willkommen sein mußte.

Gestern, vor- und vorvorgestern, jeden Tag, an dem Melissa ihm vorgespiegelt hatte, das geheimnisvolle Band zu fühlen, das ihr Herz an das seine fesselte, an dem sie ihm Liebe geheuchelt und ihn herausgefordert hatte, um sie zu werben, hatte sie — jetzt erfuhr er es — einem andern gewährt, was sie ihm mit so herber Züchtigkeit verweigert.

Ihr Gebet, was sie für ihn zu fühlen versichert, das jungfräuliche Feingefühl, womit sie ihn entzückt hatte, alles, alles war Lüge, Betrug, Spiegelfechterei gewesen, um einen Zweck zu erreichen. Und der Alte wie der Junge, in deren Dienst sie sich in seine Nähe gewagt, hatten um das ruchlose Spiel gewußt, das sie mit ihm getrieben, mit ihm und mit seinem Herzen. Die Lippen, die ihn mit trügerischen Worten in die schmählichste der Fallen gelockt, sie hatten noch vom heißen Kuß eines andern gebrannt.

Dabei war es ihm, als höre er die Alexandriner über den verlassenen Bräutigam kichern, als sehe er sie ihren widerwärtigen Spott über den Mann ausgießen, den ein schlaues Weib schon vor der Hochzeit betrogen.

Einen wie brauchbaren Stoff hatte er jetzt den Witzmachern geliefert!

Und doch! Das Furchtbarste hätte er willig ertragen, wäre ihm nur die Ueberzeugung geblieben, daß sie ihn einmal geliebt, daß ihr Herz ihm auch nur eine kurze Stunde angehört hatte.

Auf den Papyrusfetzen dort am Boden bekannte sie, seine Wünsche nicht erfüllen zu können, weil sie einem andern, schon bevor er ihr begegnet war, Treue gelobt. Wohl hätte sie sich zu ihm hingezogen gefühlt wie zu keinem außer dem Verlobten, und hätte er sich begnügt, sie als treue Dienerin und Pflegerin in seiner Nähe zu dulden, dann wäre sie . . . Kurz, was da stand, sollte zu Gunsten eines andern jedes Band zerreißen, das sie an ihn gefesselt, und es empörte ihn doppelt durch das gleisnerische Bedauern, worein es gehüllt war.

Lüge, Lüge, auch in diesem Schreiben nichts als Lüge und ein heuchlerisches Gaukelspiel mit seinem Herzen!

Wie das blutete! Aber er besaß die Macht, auch dem ihren Wunden zu schlagen. Wilde Tiere sollten ihr den schönen Leib zerreißen, zerreißen, wie sie ihm in dieser Stunde die Seele zerfleischte.

Nur noch ein Wunsch bewegte ihm das Herz: Sie, die er geliebt wie noch keine, der er seine Seele erschlossen, vor der er seine Thaten beschönigt hatte wie nicht vor der leiblichen Mutter, vor sich im Staube zu sehen und ihr so schweres Leid anzuthun, wie noch kein sterblicher Mensch durch den andern erfuhr. Und wie sie, so sollten ihm alle, die sie liebte und ihre Mitwisser waren, die Marter dieser Stunde bezahlen. Jetzt war die Zeit der Abrechnung gekommen, und alle bösen Triebe in seiner Brust vermischten sich jauchzend mit dem Schmerzensschrei seines blutenden Herzens.

Der Präfekt folgte jeder Miene des Mannes, der, während er dem gesprächigen Arzte zuzuhören schien, den eigenen Gedanken freien Lauf ließ, und er kannte seinen Gebieter. Dies Zucken der Augenlider, diese scharf umrissenen roten Flecke auf der Wange, dies Blähen der Nüstern, diese Falten über der Nase deuteten auf Entsetzliches, das ihm im Sinne lag.

Gestern noch hätte er versucht, wenn er ihm so begegnet wäre, ihn mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu besänftigen, heute war er bereit, wenn der Cäsar die Welt angezündet hätte, Oel in das Feuer zu gießen; denn was die wohlbefestigte Macht dieses Kaisersohnes und Kaisers stürzen konnte, war zunächst nur er selbst. Das Unerhörte hatte das römische Volk schon von ihm ertragen, doch der Krug war voll, und des Cäsars Aussehen verhieß, daß er ihn heute zum Ueberfließen bringen werde. Der strudelnde Strom, der den Sohn eines vergötterten Vaters vom Throne riß, trug vielleicht ihn, das Kind der Niedrigkeit und Armut, in den Palast.

Bei alledem blieb Macrinus stumm. Es galt, den tief Verletzten mit keinem Wort auf andere Gedanken zu bringen. Das Furchtbare, das der Kaiser jetzt plante, durfte nicht abgeschwächt werden.

Doch es hätte dieser Zurückhaltung des Präfekten nicht bedurft. Das bewies der flackernde Blick, den Caracalla, als der Arzt seinen Bericht schloß, durch das Tablinum schweifen ließ.

Geist und Zunge waren dem Cäsar noch wie gelähmt, doch bald ereignete sich etwas, das ihn sich selbst zurückgab und seinen Blick auf ein festes Ziel lenkte.

In dem äußeren Empfangszimmer war es lebendig geworden, und man hörte es dort rufen und schreien.

Die Freunde des Cäsar, die ein Schwert trugen, griffen darnach, und der unbewaffnete Caracalla befahl dem Antigonus, ihm das seine zu reichen.

„Ein Aufruhr?“ frug er Macrinus mit blitzenden Augen, und als sei ihm eine bejahende Antwort willkommen; der Präfekt aber eilte mit blanker Klinge an die Thür. Bevor er sie indes noch erreicht hatte, flog sie auf, und der Legat Julius Asper stürzte wie verstört in das Tablinum und rief: „Verruchtes Mördernest! Ein Anschlag auf Dein Leben, erhabener Cäsar; doch wir halten ihn fest.“

„Meuchelmord!“ fiel ihm Caracalla mit toller Freude ins Wort; „das letzte, was noch fehlte, da ist es! Her mit dem Mörder! Doch erst,“ und dabei wandte er sich an den Nachtstrategen Aristides, „die Thore und die Häfen schließen! Kein Mensch und kein Schiff darf sie undurchsucht verlassen! Den Fahrzeugen, die seit Sonnenaufgang von Stapel gingen, wird nachgesetzt, und man führt sie zurück! Numidische Reiter suchen, gut geführt, sämtliche Landstraßen ab, nachdem man die Thorwächter verhörte. Jedes Haus steht Deinen Leuten offen, jeder Tempel und jede Freistatt. Der Steinschneider Heron, seine Tochter und seine Söhne werden ergriffen, und ebenso — Diodor heißt der Bube — er, seine Eltern und alles, was zu seiner Sippe gehört! Der Arzt weiß, wo sie zu finden. Lebendig, nicht tot, hörst Du? Lebendig will ich sie haben! Bis Mitternacht geb' ich Dir Zeit! Dein Kopf, wenn die Dirne Dir entrinnt und ihr Bruder!“

Gesenkten Hauptes entfernte sich der unglückliche Beamte.

Auf der Schwelle begegnete ihm der Centurio Martialis von den Prätorianern.

Ihm folgte mit auf den Rücken gebundenen Händen der Verbrecher. Seine edlen Züge waren hoch gerötet, unter der überhohen Stirn glühten die Augen in wilder, fiebernder Glut, das Lockenhaar umstarrte ihm in wirrer Unordnung das Haupt. An dem fein geschnittenen Munde hatte sich die Oberlippe erhoben und erschien wie ein Sitz des Spottes und der bittersten Verachtung. Jeder seiner Züge verriet eine ähnliche Empfindung und keine Spur von Furcht oder Reue. Aber die Brust flog ihm auf und nieder, und der Arzt erkannte in ihm auf den ersten Blick einen von heißem Fieber ergriffenen Kranken.

Draußen schon riß man ihm den Umwurf ab, aus dessen Brustöffnung das große, scharf geschliffene Schlachtmesser hervorlugte, das seine Absicht verriet. Bis in das erste Wartezimmer war er gelangt, als ein Soldat von der germanischen Leibwache die Hand an ihn legte.

Jetzt hielt ihn Martialis am Gürtel, und der Kaiser blickte den Prätorianer scharf und unwillig an und frug, ob er es sei, der den Mörder festgenommen habe.

Der Centurio erteilte eine verneinende Antwort. Der Germane Ingiomarus habe das Messer bemerkt; er stehe hier nur kraft des Rechtes der Prätorianer, solche Gefangene vor den hohen Cäsar zu führen.

Da blickte Caracalla dem Krieger forschend ins Antlitz; denn er meinte in ihm den Mann wiederzuerkennen, der seinen Neid wachgerufen und dem es ihm schon einmal das Glück zu trüben gelüstet, als er Weib und Kind

gegen das Verbot im Lager empfangen hatte, und jetzt drängten sich ihm Erinnerungen auf, die ihm das Blut in die Wangen trieben.

„Das konnt' ich mir denken!" versetzte er scharf und fuhr in wegwerfendem Tone fort: „Von Pflichtvergessenen ist nichts zu erwarten, was über den Dienst hinausgeht; Du aber hast das Lager benützt, um unter meinen Augen mit frechen Weibern zu kosen und die Vorschrift zu verletzen. Die Hand fort von dem Gefangenen! Du bist am längsten Prätorianer und in Alexandria gewesen. Sobald der Hafen geöffnet wird — morgen denk' ich — brichst Du mit dem Schiffe auf, das nach Edessa Verstärkungen bringt. Der Winter am Pontus kühlt das begehrliche Blut."

Dieser Ueberfall kam dem beschränkten Centurio so unerwartet und schnell, daß er seine ganze Tragweite nicht sogleich übersah. Er wußte nur, daß er wieder von den lang entbehrten lieben Seinen verbannt war, und als er sich endlich so weit gefaßt hatte, um sich mit der Versicherung zu entschuldigen, daß es sein eigenes Weib und seine Kinder gewesen wären, die ihn im Lager besucht, schnitt der Cäsar ihm das Wort ab mit dem Befehle, dem Legionstribunen sogleich seine Versetzung zu melden.

Da gehorchte der Centurio mit einer stummen Verbeugung; Caracalla aber trat auf den Gefangenen zu, zog den schwach Widerstrebenden aus dem beschatteten Hintergrunde des Zimmers ans Fenster und frug höhnisch: „Wie wohl die Mörder in Alexandria aussehen? — Oho, das ist kein Gesicht eines gedungenen Kehlabschneiders! So könnten diejenigen aussehen, deren scharfen Witz ich mit noch schärferem Stahle beantworten werde."

„Um diese Antwort wenigstens brauchst Du nicht verlegen zu sein," schallte es jetzt dem Gefangenen verächtlich von den Lippen.

Da fuhr der Kaiser zusammen und rief: „Dank es Deinen gebundenen Händen, daß Dir nicht die einzige Antwort sogleich erteilt wird, die Du mir zutraust!"

Dann wandte er sich an seine Umgebung und frug, ob keiner Auskunft über die Person und den Namen des Mörders zu erteilen wisse; doch niemand schien ihn zu kennen.

Auch der Serapispriester Theophilus, der sich als Oberhaupt des Museums so oft an dem scharfen Geiste dieses Jünglings gefreut und ihm eine große Zukunft vorausgesagt hatte, schwieg und ließ bekümmert den Blick auf ihm ruhen.

Doch der Gefangene selbst befriedigte die Neugier des Cäsar und sagte, nachdem er sich im Kreise der Höflinge umgeschaut und einen dankbaren Blick auf seinen Gönner im Priestergewande geworfen: „Es ist von Deinen römischen Tafelgenossen zu viel verlangt, einen Philosophen zu kennen; doch Du hättest die Frage sparen können, Cäsar. Damit Du mich kennen lernest, kam ich hieher. Ich heiße Philippus und bin der Sohn des Steinschneiders Heron."

Da stürzte Caracalla sich auf ihn, schlug die Hand in die Brustöffnung seines Chiton und stieß in schrillen Kehllauten hervor: „Ihr Bruder?"

Dabei schüttelte er den Kranken, den die Füße kaum bis hieher trugen, und fuhr mit einem höhnischen Blick auf den Oberpriester fort: „Die Zierde des Museums, der Feindenker, der tiefsinnige Skeptiker Philippus!?"

Dann stockte er, die Augen blitzten ihm auf, als habe er plötzlich eine das Dunkel lichtende Eingebung empfangen, seine Hand löste sich von dem Rocke des Jünglings, und mit weit vorgestrecktem Kopfe flüsterte er ihm ins Ohr: „Du kommst von Melissa?“

„Nicht von ihr,“ entgegnete ihm schnell und mit tiefer Glut im Antlitz der andere, „doch in der unseligen, beklagenswerten Jungfrau Namen und als Vertreter ihres ehrenwerten makedonischen Hauses, das Du mit Schmach und Schande zu beflecken gedenkst, im Namen der Bürgerschaft dieser Stadt, die Du mit Füßen trittst und brandschatzest, im Auftrag des ganzen Erdenrundes, das Du entwürdigst.“

Da fiel Caracalla ihm zitternd vor Wut in die Rede: „Wer Dich wohl zum Abgesandten wählte, elender Bube!“ Der Philosoph aber entgegnete mit stolzer Ruhe: „Du solltest denjenigen weniger gering schätzen, der sehnsüchtig erwartet, was Du jämmerlich fürchtest.“

„Den Tod, meinst Du?“ frug Caracalla, in dem die Wut dem Erstaunen Platz machte, in verändertem, spöttischem Tone, und Philipp entgegnete: „Den Tod, mit dem ich Freundschaft schloß und den ich zehnfach segnen wollte, wenn er mein Ungeschick gut machte und zum Heile der Welt die Hand an Dich legte.“

Aber den Kaiser, den das Unerhörte, das ihm begegnete, immer noch gleichsam im Bann hielt, lüstete es, gleichen Schritt mit dem Philosophen zu halten, dem ja an Scharfsinn wenige gleichkommen sollten, und indem er sich zwang, das Brausen seines siedenden Blutes zu überhören, rief er in überlegenem Tone: „Das also ist die Logik des berühmten Museums? Den Tod, der Dir selbst das Liebste, wünschst Du dem Feinde?“

„Ganz richtig,“ versetzte Philipp, und wieder zog er die Oberlippe spöttisch in die Höhe. „Denn es gibt etwas, das auch dem Philosophen höher steht als die Logik. Dir ist es fremd, doch dem Namen nach kennst Du es vielleicht: Gerechtigkeit heißt es.“

Und dies Wort und der Ton, in dem es ihm verachtungsvoll entgegenklang, zersprengte das Schleusenthor, das die mühsam zurückgedrängte Wut des gereizten Mannes noch aufhielt, und seine Stimme erhob sich so laut, daß der Löwe sich aufrichtete und mit grollenden Zorneslauten an der Kette zerrte, die ihn fesselte, während sein Herr dem kühnen Beleidiger die hastig hervorgestoßenen Worte ins Antlitz schleuderte: „Bald wird man erkennen, Du Fechter mit spitzfindigen Worten, wie ich Deiner Mahnung zu achten und wie streng ich die Tugend zu üben verstehe, die ein Mörder mir abspricht. Oder wer darf mich noch ungerecht schelten, wenn ich die verruchte Brut, die in diesem Giftneste großwuchs, mit der strengen Strafe züchtige, die sie verdient? Ja, starre mich nur an mit den großen, glühenden Augen! — Alexandrinische sind es! Sie verheißen alles, um nichts zu gewähren. Sie überreden den Vertrauensvollen, an Unschuld und Reinheit, an Treue und Neigung zu glauben. Aber schärft er den Blick, so findet er nichts als tiefe Verderbnis, schmutzige List, schnöde Selbstsucht und den verruchtesten Treubruch.

„Und so wie dies Augenpaar ist alles in dieser Stadt! Wo gäb' es so viele Götter und Priester, wo brächte man so viele Opfer, wo fastete man und ergäbe sich so eifrig der Reinigung und Sühnung, und wo machte sich das Laster so frech und widerwärtig breit? Zu einer alten

Vettel, die in der Jugend so ausschweifend war wie schön, ist dies Alexandria geworden. Nun sie zahnlos ward und ihr Runzeln das Antlitz entstellen, geberdet sie sich fromm, um sich, wie der Wolf im Felle des Lammes, für das verlorene Glück und die eingebüßte Bewunderung durch Bosheit zu rächen. Zutreffender als diesen Vergleich fand ich keinen; denn auch die widrige Lust an leerem Geschwätz und gehässiger Nachrede ist der Vettel eigen wie euch, die ihr einst so schön waret und gefeiert, und nun tiefer und tiefer herabkommt und nichts mehr ertragen könnt, was groß ist und Triumphe erkämpft, ohne es neidisch mit Gift zu bespritzen.

„Gerecht, ja gerecht will ich sein, Du erhabener Tugendheld, der mit dem versteckten Schlachtmesser auf Meuchelmord ausgeht. Ich danke Dir für die Lehre!

„Du, Zierde des Museums, führst mir auch den Quell vor Augen, dem eure Verderbnis entspringt. Die berühmte Gelehrtenkrippe ist's, die Dich großzog! Dort, ja, dort wird der Unglaube aufgefüttert, der die Götter zu Strohpuppen und die Majestät des Herrschers zum Uhu macht, auf den sich das winzige Gevögel naseweis stürzt. Ihm entströmt die Gesinnung, die Mann und Weib lehrt, der Tugend zu spotten und die Treue zu brechen. Was da, wo einst edle Geister Großes im Schatten der Fürstengunst ersannen, jetzt noch gepflegt wird, ist das Wort, das leere, nichtige Wort. Das hab' ich schon gestern erkannt und gesagt, und jetzt weiß ich es gewiß: Im Museum ward jeder Giftpfeil geschmiedet, den eure Bosheit gegen mich abschoß."

Hier schöpfte er Atem und fuhr dann, höhnisch auflachend fort: „Die Gerechtigkeit, die Dir selbst über der

Logik steht, sie gehe denn ihren Lauf, und nichts kann gerechter sein, als wenn heute noch der Brutstätte eurer Verderbnis ein Ende gemacht wird. Aber auch Deine ungelehrten Mitbürger sollen meine Gerechtigkeit zu sehen und zu fühlen bekommen! Dir selbst werden die Tiere im Zirkus die Gelegenheit rauben, mit anzusehen, welche Wirkung Dein mahnendes Wort auf mich übte. Aber noch lebst Du und sollst hören, welche Erfahrungen euch gegenüber die härteste Strenge zur höchsten Gerechtigkeit machen.

„Was hoffte ich hier zu finden, und was ist mir begegnet?

„Die Gastlichkeit der Alexandriner wurde mir gepriesen, der Eifer, mit dem man hier immer noch die Wissenschaft pflegt, die hohe Kunst eurer Sternseher, die Frömmigkeit, die hier so viele Altäre errichtete und Götterlehren ersann, und endlich die Schönheit und der feine Geist eurer Frauen.

„Und diese Gastlichkeit! Was mir hier als Privatmann widerfuhr, war eine Flut der tückischsten Angriffe und des hämischsten Spottes. Bis an das Thor dieses Tempels, meine Wohnung, drang sie.

„Auch als Kaiser kam ich hieher, und der Hochverrat folgte mir, wo ich mich zeigte, ja bis in mein eigenstes Quartier; denn da stehst Du, den ein Barbar verhindern mußte, mich meuchlings niederzustoßen.

„Die Wissenschaft? Du kennst ja schon mein Urteil über das Museum. Und die Sternseher dieser berühmten Warte? Das gerade Gegenteil von allem, was sich erfüllte, ward mir von ihnen verheißen ... Die Religion? Das Volk, von dem Du unter dem Bücherstaub des

Museums so wenig kennen lerntest wie von dem fernen Thule, es braucht sie. Die alten Götter, sie sind ihm notwendig. Sein Lebensbrot sind sie. Doch statt seiner gabt ihr ihm unreifes, saures Obst mit verführerisch glänzender Schale. Aus eurem eigenen Garten, eurer eigenen Zucht stammt es. Aber nein! Die Früchte des Baumes sind Geschenke der Natur, und an allem, was die erzeugt, ist etwas Gutes; was ihr aber den Völkern bietet, ist hohl und verpestet. Eure Redekunst gibt ihm ein verführerisches Ansehen ... Auch sie stammt aus dem Museum. Dort ist man klug genug, auch neue Götter zu machen, und so geschieht es. Wie Pilze wachsen sie aus der Erde. Fällt es ihnen ein, so erheben sie den Mord zum höchsten der Himmlischen und Dich zum obersten seiner Priester."

„Dies Amt gehört Dir," unterbrach ihn der Philosoph.

„Das sollst Du erfahren," lachte der Kaiser schrill auf, „und mit Dir die Aftergelehrten vom Museum. Du bedienst Dich des Messers. Doch — höre den Meister — auch der Zahn der wilden Tiere und ihre Klauen sind achtbare Waffen. Dein Vater und Bruder und das Weib, das mich lehrte, wie es mit der Tugend und Treue der Alexandrinerinnen bestellt ist, werden es Dir im Hades bestätigen. Es folgt Dir dahin bald jeder, der nur durch einen Blick seines Auges vergaß, daß ich der Cäsar und der Gast dieser Stadt bin. Schon nach der nächsten Vorstellung im Zirkus werden Dich die Bestraften in der Unterwelt lehren, wie ich Gerechtigkeit übe. Uebermorgen, denk' ich, triffst Du dort bereits mit manchem Genossen vom Museum zusammen. Es werden genug sein, um bei den Disputationen Beifall zu klatschen."

Hier schloß er höhnisch auflachend die schnell hervor-

gestoßene Rede und sah sich, begierig auf den Applaus, dessen seine letzten Worte keineswegs unabsichtlich gedacht hatten, unter den „Freunden“ um, und der erwartete Beifall ward ihm auch so willig zu teil, daß er die Entgegnung des Philosophen laut übertönte.

Nur Caracalla hatte sie verstanden, und als es wieder ruhiger um ihn her wurde, frug er sein dem Tod erlesenes Opfer: „Was wolltest Du mit dem Rufe: ‚Dann möcht' ich dennoch, daß der Tod mich verschonte!‘“

„Um, wenn das zur Wahrheit würde,“ versetzte der Philosoph schnell, und die Stimme zitterte ihm dabei vor unwilliger Erregung, „um dann Zeuge zu sein, mit wie grimmem Hohn die alles vergeltenden Götter Dich, ihren Verteidiger, vernichten.“

„Die Götter!“ lachte der Kaiser. „Meine Achtung vor Deiner Logik sinkt immer tiefer. Du, der Skeptiker, erwartest von denen, deren Dasein Du leugnest, erwartest von der Gottheit die That eines sterblichen Menschen!“

Da rief Philipp, und die großen, vor Haß und tiefer Empörung glühenden Augen fanden dabei die des Kaisers: „Wohl hielt ich bis zu dieser Stunde nichts für gewiß, und darum auch nicht das Dasein der Gottheit; jetzt aber glaub' ich fest und sicher, daß die Natur, in der alles sich nach ewigen, unantastbaren Gesetzen vollzieht, die alles ausstößt und vernichtet, was sich anmaßt, in das harmonische Zusammenwirken ihrer Teile einen Mißklang zu bringen, eine Gottheit, wäre sie nicht schon da, aus sich selbst gebären würde, um Dich, den Friedens- und Lebenszerstörer, mit gewaltiger Faust zu zerschmettern.“

Hier aber wurde dem wilden Ausbruch der Empörung des edlen Verirrten ein plötzliches Ende bereitet; denn

der Cäsar traf ihn mit einem wütenden Stoß seiner starken Faust so kräftig, daß der sieche Feind an die Wand neben dem Fenster zurücktaumelte. Dabei kreischte Caracalla, seiner selbst nicht mehr mächtig, heiser auf: „Zu den Tieren! Nein, nicht zu den Tieren! Erst auf die Folter! Er und die Schwester! Die Strafe, die ich Dir ersinne, Du Auswurf ..."

Doch auch der Seelenaufruhr des andern, in dessen Brust Haß und Fieber mit gleicher Macht glühten, hatte in diesem Augenblick den Gipfel erreicht. Wie ein gehetztes Wild, das die Flucht unterbricht, um einen Ausweg zu suchen oder sich auf den Verfolger zu stürzen, schaute er mit wirrem Blick rings um sich her, und bevor der Kaiser noch seine Drohungen beendet, lehnte er sich, wie bereit, den Todesstreich zu empfangen, an den Fensterpfeiler und schnitt Caracalla das Wort ab mit dem Rufe: „Und wenn Dein stumpfer Witz die Todesart nicht findet, die Deiner grausamen Bosheit genugthut, so wird der Bluthund Zminis Dir helfen. Ihr seid einander würdige Brüder. Verflucht sollst Du sein ..."

„Auf ihn!" schrie der Kaiser dem Macrinus und den Legaten zu; denn für den fortgesandten Centurio war kein Ersatzmann gekommen.

Während aber die vornehmen Herren zaudernd auf den Rasenden zuschritten, und Macrinus die germanischen Leibwächter anrief, die im Nebenzimmer aufgestellt waren, hatte Philipp sich umgewandt und war blitzschnell durch das Fenster verschwunden.

Die Legaten und der Cäsar kamen zu spät, um ihn aufzuhalten, und von dem Platze her hörte man es rufen: „Zerschmettert — Tot ... Was hat der Unselige ver-

brochen? ... Man schleuderte ihn herunter ... Es kann nicht freiwillig geschehen sein ... Unmöglich! ... Die Arme sind ihm gebunden ... Eine neue Todesart, die der Tarautas eigens für die Alexandriner erfand!"

Dann erscholl wieder ein Pfiff und der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!"

Doch ihm folgte kein zweiter.

Der Platz war zu voll von Kriegern und Lictoren.

Caracalla vernahm dies alles.

Endlich wandte er sich in das Gemach zurück, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte scheinbar gelassen, doch mit einem häßlich rauhen Klang in der Stimme: „Er hat den Tod zehnfach verdient; doch am Ende muß ich ihm noch für einen guten Rat danken. Ich hatte den Aegypter Zminis vergessen. Lebt er noch, Macrinus, so führe ihn aus dem Kerker hieher. Aber im Wagen und rasch. Wie er geht und steht soll er kommen. Ich kann ihn jetzt brauchen."

Der Präfekt verneigte sich zustimmend, und der Eile, womit er sich entfernte, sah man an, wie gern er den Auftrag des Gebieters erfüllte.

Dreißigstes Kapitel.

Kaum hatte Macrinus die Thüre hinter sich gelassen, als Caracalla sich erschöpft auf den Thronsessel warf und Wein zu bringen befahl.

Der düstere Blick, womit er zu Boden schaute, war diesmal nicht erkünstelt.

Besorgt folgte der Arzt den tiefen Atemzügen und dem heftigen Zucken der Augen des Gebieters; — als er aber dem Cäsar einen beruhigenden Trunk anbot, wies er ihn zurück und befahl, ihn unbehelligt zu lassen.

Dennoch schenkte er um weniges später dem Legaten Gehör, der die Nachricht brachte, die im Stadium versammelte Jugend der Stadt beginne ungeduldig zu werden. Hier höre man sie singen, dort toben, und was sie beklatsche und wiederholt zu hören wünsche, enthalte sicherlich kein Lob auf die Römer.

„Laß sie," entgegnete der Cäsar herb. „Jeder Vers, der dort erklingt, gilt mir und keinem andern. Aber man gestattet ja den Verurteilten vor dem letzten Gange, sich das Leibgericht schmecken zu lassen. Das ihre ist giftiger Spott. Mag er ihnen noch einmal munden! Ist es weit bis zum Gefängnis des Zminis?"

Die Antwort fiel verneinend aus, und Caracalla nahm sie mit dem Ruf: „Um so besser!“ in Empfang, und ein vielsagendes Lächeln umschwebte ihm dabei die Lippen.

Der Oberpriester des Serapis war den letzten Vorgängen mit tiefer Betrübnis gefolgt. Er, der Vorsteher des Museums, hatte die größten Hoffnungen auf den unglücklichen Jüngling gesetzt, der ein so schreckliches Ende genommen. Machte der Kaiser seine Drohungen zur That, so war auch das Ende der berühmten Anstalt, die seiner Meinung nach der Forschung immer noch so reiche Früchte trug, gekommen. Und worauf zielte die dunkle Versicherung des Kaisers, daß der Spott, in dem sich die versammelten Jünglinge ergingen, ihr Henkersmahl bedeute? Von dem furchtbaren, tief gereizten und schwer verletzten Wüterich war auch das Unerhörte zu erwarten, und der Oberpriester hatte darum schon einige seiner Untergebenen, angesehene Griechen, in das Stadium geschickt, um die Uebermütigen zu warnen. Aber er, der oberste Diener der Gottheit, empfand es auch als seine Pflicht, den Herrscher, den er im Begriff sah, sich zu Unthaten sondergleichen hinreißen zu lassen, auf jede Gefahr hin zu warnen.

Er hielt die Zeit dazu für gekommen, als Caracalla aus dem vor sich Hinbrüten, in das er wieder verfallen war, auffuhr und mit finster zusammengezogenen Stirnfalten den Theophilus mit der Frage anherrschte, ob seiner Gattin, deren Gastfreundschaft Melissa noch gestern genossen, nicht bekannt gewesen sei, daß die Verruchte sich einem andern hingegeben habe, während sie ihm Liebe geheuchelt.

Mit der hohen, ihm eigenen Würde wies der Oberpriester diesen Verdacht zurück und beschwor dann den Kaiser, die Bürger einer guten und fleißigen Stadt nicht büßen zu lassen, was die niedere Gesinnung und die Treulosigkeit eines leichtfertigen Mädchens an ihm verbrochen.

Doch Caracalla ließ ihn nicht zu Ende kommen, sondern warf ihm, unwillig auffahrend, die Frage vor, wer ihm das Recht gebe, ihm, dem Kaiser, seinen Rat aufzudrängen.

Da versetzte Theophilus mit ruhiger Würde: „Deine eigenen, edlen Worte, großer Cäsar, die zu Deiner höchsten Ehre dem verirrten Skeptiker zu Gemüte führten, was die alten Götter bedeuten und was ihnen gebührt. Der Gott aber, hoher Cäsar, dem ich diene, steht keinem andern nach; denn der Himmel ist sein Haupt, das Meer sein Leib, die Erde sind seine Füße, sein fernschauendes Auge ist das Sonnenlicht selbst, und alles, was sich in Herz und Sinn des Menschen regt, ein Ausfluß seines göttlichen Geistes. So ist er gleich dem beseelten All, und ein Teil von ihm lebt und zeigt sich wirksam in Dir, in mir, in uns allen! Seine Macht ist stärker als jede andere auf Erden, und wenn Dich wohl begründete Empörung und nur zu gerechter Zorn antreiben, die Dir von dem Höchsten selbst verliehene Gewalt . . .“

„Ich werde sie brauchen,“ fiel ihm hier der Cäsar hochfahrend ins Wort. „Sie reicht weit. Ich brauche keinen Beistand, auch nicht den Deines Gottes.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Theophilus, „und die Gottheit wird Dich diejenigen finden lassen, die sich schnöde an Deiner geheiligten Majestät vergingen. Wohlgefällig wird jede Strafe ihr sein, auch die strengste, die

Du über die Hochverräter verhängst; denn Du trägst den Purpur als ihr Geschenk und in ihrem Namen, und wer ihn beleidigt, der vergeht sich auch gegen sie. Und ich mit meiner ganzen schwachen Macht will Dir helfen, den einzelnen Verbrecher vor Gericht zu ziehen. Wo aber die Menge sich schuldig erwies und der menschlichen Gerechtigkeit die Möglichkeit abgeht, den Schuldigen vom Unschuldigen zu sondern, da fällt die Strafe dem Gotte anheim. Streng wird er das schwere Unrecht sühnen, das Dir in dieser Stadt widerfuhr, und darum beschwöre ich Dich im Namen Deiner edlen, herrlichen Mutter, die es mir in diesem Hause zu bewirten vergönnt war und die den Serapis, dankbar für seine Huld ..."

„Und ich! kargte ich etwa mit Opfern?" fiel ihm der Cäsar ins Wort. „Es lag mir daran, die Gunst Deines Gottes zu gewinnen, und wie wurde mir gedankt? Was des Menschen Herz kränkt, ist mir hier unter seinen Augen angethan worden. Wie gegen die verruchten Bewohner dieser Stadt, so habe ich gegen ihren göttlichen Herrn die schwerste Anklage zu erheben. Er versteht es wohl, Rache zu üben. Die dreiköpfige Dogge zu seinen Füßen sieht wahrlich nicht aus wie ein Schoßhund. — Verachten müßte er mich, wenn ich seiner unbewährten Gunst die Züchtigung der Strafwürdigen überließe. Mit eigener Macht vermag ich sie zu vollziehen. Siehst Du mich in manchem einzelnen Falle dennoch Gnade üben, so geschieht es im Andenken an die Mutter. Zu guter Stunde erinnerte mich Deine Rede an sie. Die hohe Frau — ich weiß es — ist Deinem Gotte gewogen. Mir gegenüber verletzten die Alexandriner schnöde das Gastrecht. Ihr waren sie freundliche Wirte. Das wird ihnen

jetzt zu gute gehalten. Alle sind schuldig. Wenn dennoch viele ungestraft ausgehen — gib das den Hochverrätern zu wissen — so haben sie es der Gastlichkeit zu danken, die ihre Eltern und manche von ihnen selbst meiner Mutter erwiesen."

Hier ward er unterbrochen; denn der Nachtstrateg Aristides wurde gemeldet uud trat in großer und, wie es schien, froher Erregung vor den Cäsar.

Seine Späher hatten einen Uebelthäter gefangen, der ein Epigramm von verruchter Bosheit an die Bildsäule der Mutter des Kaisers im Cäsareum geheftet.

Der Dichter war ein Schüler des Museums und im Stadium ergriffen worden, während er sich noch seines Frevels rühmte. Ein Späher, der sich unter die Jünglinge gemischt, hatte Hand an ihn gelegt, und der Nachtstrateg war ungesäumt in das Serapeum zurückgeeilt, um sich vor dem Cäsar mit einem Gelingen zu brüsten, das ihn in seiner erschütterten Stellung befestigen konnte.

Bei dem Uebelthäter hatte man das Konzept der Verse gefunden, und Aristides hielt das Täfelchen, worauf es verzeichnet stand, in der Hand, während Caracalla ihm das Ohr lieh.

Atemlos vor Eifer berichtete er, was ihm gelungen; der Kaiser aber riß ihm das Diptychon ungeduldig aus der Hand und las die folgenden Verse:

„Buhlerisch nenn' ich dies Weib und Mutter der feindlichen Brüder.
Meinst du Jokaste? O nein! Schlimm'res! Das Weib des Sever."

„Das Verruchteste, doch das letzte!" knirschte Caracalla vor sich hin, während er tief erblaßt die Hand mit dem Täfelchen sinken ließ.

Doch fast im nämlichen Augenblick hob er sie wieder, reichte die boshaften und zugleich verleumderischen Verse dem Oberpriester, und rief ihm auflachend zu: „Das Siegel unter das Urteil! Auch die Mutter verunglimpft. Um Gnade bitten heißt von nun an den eigenen Kopf auf den Richtblock legen.“

Damit hob er drohend die Faust und murmelte dumpf vor sich hin: „Auch das aus dem Museum.“

Der Oberpriester hatte inzwischen gleichfalls die Tafel gelesen. Noch blasser als der Kaiser und sich wohl bewußt, daß jede neue Mahnung fruchtlos sein und die Wut des empörten Mannes gegen ihn selbst entfesseln würde, gab er nur seiner Empörung über diese Verunglimpfung der edelsten aller Frauen durch einen Buben, der kaum der Schule entwachsen, lebhaften Ausdruck; Caracalla aber fiel ihm drohend ins Wort: „Wehe auch Dir, wenn Dein Gott mir das einzige versagt, was ich von ihm für so viele Opfer verlange: Rache, ganze, volle, blutige, das Große und Kleine sühnende Rache!“

Dann unterbrach er sich plötzlich selbst mit dem Rufe: „Und er gewährt sie. So muß das Werkzeug aussehen, das ich gebrauche!“

Da stand es, stand Zminis, der Aegypter, und in jedem Zug entsprach er der Vorstellung, die sich Caracalla von dem Vollstrecker des blutigsten seiner Wünsche gebildet.

Mit ungeordnetem Haar und bläulich schwarzen Bartstoppeln auf den hageren, fahlen, eingefallenen braunen Wangen, in einem grauen, unsauberen Gefangenenrocke, barfuß, unhörbar schreitend wie das Unheil, das sein Opfer leise beschleicht, trat er dem Herrscher entgegen.

Wie er ging und stand, hatte der Präfekt ihn aus dem Kerker auf einem schnellen Wagen hierher geführt. In seinen länglichen Augensternen war das Weiß, das Melissa erschreckt hatte, gelblich geworden, und seine Blicke schossen unstät hin und her wie die der Hyäne. Auch der schmale Kopf des ruchlosen Mannes, der tagelang den Tod erwartet hatte und nun wie durch ein Wunder dem höchsten Ziele seines Ehrgeizes gegenüber stand, zuckte auf dem langen Halse in nervöser Ueberreizung hierhin und dorthin. Als er aber endlich den Kaiser mit der mißtönenden Stimme, die in dem feuchten Gefängnis, aus dem er kam, einen rasselnden Klang angenommen hatte, fragte, was er befehle und ihm dabei wie ein hungriger Hund, der sich einen guten Bissen aus der Hand des Herrn aufzufangen anschickt, gierig ins Antlitz starrte, rieselte es selbst dem Brudermörder, der das zur Rache geschliffene Schwert zum Schlage bereit hielt, kalt über den Rücken.

Doch Caracalla faßte sich schnell, und als er den Aegypter frug: „Nimmst Du es auf Dich, mir als Nachtstrateg zu helfen, die alexandrinischen Hochverräter zu strafen?“ lautete die Antwort: „Was einer kann, das trau' ich auch mir zu.“

„Wohl,“ fuhr der Kaiser fort. „Doch es handelt sich hier nicht darum, den einen oder andern zu greifen. Jeder — hörst Du? — hat das Leben verwirkt, der das Gastrecht brach, das diese Stadt mir mit trügerischen Worten verhieß. Verstehst Du, was das bedeutet? Ja? Nun wohl: Wie finden wir die Schuldigen heraus? Woher nehmen wir die Häscher und Henker? Wie züchtigen wir diejenigen am schwersten, denen die Verrucht-

heit der anderen zur Last fällt und allen voran die Epigrammenschmiede vom Museum? Wie kommen wir an die Hochverräter — an alle — die mich gestern im Zirkus beleidigten, wie unter den Jungen im Stadium denen an den Hals, die sich unterstanden, mir ihren giftigen Groll ins Gesicht zu pfeifen? Was schlägst Du vor, damit uns von den Schuldigen auch nicht einer entrinne? Denke nach! Wie wird sich das bewerkstelligen lassen, und zwar so, daß ich mich niederlegen kann und sagen: Sie haben empfangen, was sie verdienten; ich bin befriedigt?"

Da suchte der Aegypter mit den flackernden Augen am Boden umher; bald aber richtete er sich straff auf und stieß kurz und schneidend hervor, als habe er der Wache einen Befehl zu erteilen: „Wir töten sie alle."

Da schrak Caracalla zusammen und fragte dumpf: „Alle?"

„Alle," wiederholte Zminis mit einem häßlichen Grinsen. „Die Jungen haben wir im Stadium zusammen. Die im Museum erwarten uns nicht. Was auf der Straße ist, wird niedergestoßen. Verschlossene Thüren lassen sich brechen."

Da schnellte der Cäsar, der sich wieder auf den Thron niedergelassen hatte, in die Höhe, schleuderte den Becher, den er in der Hand hielt, weit in das Zimmer, lachte schrill auf und rief: „Du bist mein Mann! Ans Werk denn! Das wird ein Tag! Macrinus, Theokrit, Antigonus! Wir brauchen auch die Truppen. Die Legaten hierher! Wem das Blut nicht mundet, der versüße es sich mit der Beute."

Wie entlastet und verjüngt schaute er drein, und die

Frage, ob die Rache nicht doch noch süßer sei als die Liebe, flog ihm schnell durch den Sinn.

Seine Umgebung schwieg.

Selbst Theokrit, dem sonst stets ein schmeichlerisches oder beifälliges Wort auf den Lippen schwebte, schaute verlegen zu Boden; Caracalla aber achtete in der wilden Erregung seiner Seele keines andern.

Um ihrer unerhörten Großartigkeit willen schien ihm die furchtbare Eingebung des Zminis köstlich und seiner würdig.

Sie mußte zur That gemacht werden!

Furcht zu erwecken war er bestrebt gewesen, seit der Purpur ihn schmückte. Wenn dies Ungeheure gelang, brauchte er nicht mehr die Stirn zu runzeln und anzuschielen, was er mit Angst zu erfüllen begehrte.

Und welch eine Rache!

Wenn Melissa davon erfuhr, wie mußte das auf sie wirken!

Ans Werk denn!

Und als gelte es eine freudige Ueberraschung vor zu frühem Bekanntwerden zu wahren, fuhr er leiser fort: „Aber Schweigen, tiefes Schweigen, hört ihr, bis alles bereit steht. Und Du, Zminis. Mit den Pfeifern im Stadium und den Schwätzern im Museum magst Du beginnen. Der Lohn für die Krieger und Lictoren liegt in den Truhen der Kaufherren.“

Immer noch schwieg alles, und jetzt nahm er es wahr. Die schwächlichen Seelen fanden zu kühn, was er plante. Es galt, ihnen helfen, das Gewissen, die Stimme des römischen Rechtsgefühles zum Schweigen zu bringen und die Verantwortlichkeit, vor der den Zaghaften graute, auf die eigenen Schultern zu nehmen.

So richtete er sich denn höher auf, und indem er sich das Ansehen gab, die Bedenken seiner Umgebung nicht zu bemerken, rief er in freudig zuversichtlichem Ton: „Thue jeder das Seine! Keinem von euch mute ich mehr zu, als einen Richterspruch zu vollziehen. Ihr wißt, was die Bürgerschaft dieser Stadt gegen mich verbrach, und kraft der Macht über Leben und Tod, die mir zusteht, sei hiermit euch allen erklärt, daß ich, der Kaiser, jeden freien männlichen Alexandriner, gleichviel welchen Alters und Standes, verurteilte — verurteile, hört ihr! — durch das Schwert meiner Krieger zu sterben. Dieser Ort ist eine eroberte Stadt, die jeden Anspruch auf Gnade verscherzte. Das Blut und die Schätze ihrer Bürger gehören meinen Soldaten. Nur“ — und damit wandte er sich an den Oberpriester — „das Haus Deines Gottes, das mich gastlich aufnahm, die Priester und der Besitz des großen Serapis werden verschont. Jetzt ist es an ihm, zu zeigen, ob er mir wohlwill! Ihr alle“ — und damit wandte er sich an seine Umgebung — „alle, die ihr mir helft, die schnöden Kränkungen sühnen, die eurem Cäsar hier zugefügt wurden, seid meines kaiserlichen Dankes gewiß.“

Diese Versicherung verfehlte nicht ihre Wirkung, und unter den Freunden und Günstlingen erschollen Rufe des Beifalls, doch spärlicher und leiser, als der Kaiser gewohnt war.

Aber die Schwächlichkeit dieser Kundgebung machte ihn nur stolzer auf den eigenen, vor nichts rückbebenden Mut.

Der Präfekt Macrinus hatte zu denen gehört, deren Zuruf am lautesten geklungen, und es freute Caracalla, daß

auch der besonnene Ratgeber ihm gönnte, den Pokal der Rache bis auf die Neige zu leeren.

Schon vor dem Trunke wie berauscht, rief er ihn und Zminis mit glühenden Augen an seine Seite, und vor allem anderen legte er ihnen ans Herz, Sorge zu tragen, daß Melissa, ihr Vater, Alexander und Diodor ihm lebend vorgeführt würden. „Und noch eins,“ schloß er: „Es wird morgen viele trauernde Mütter hier geben, aber eine möchte ich wiedersehen, und zwar nicht nur als Leiche: die Geputzte im roten Kleid aus dem Zirkus mein' ich, das Weib des Seleukus in der kanopischen Straße.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Vor der großen Freitreppe des Serapeums harrten die Prätorianer der Befehle des Cäsar.

Noch standen sie nicht in Reih und Glied, sondern umgaben den Centurio Martialis, der ihnen traurig von seiner Versetzung nach Edessa erzählte und nun Abschied nahm von den Kameraden. Jedem einzelnen bot er die Hand, und ihr Druck wurde von allen erwidert; denn er, der Starrkopf, war zwar nicht der Klügste, doch er hatte sich als guter Soldat und Freund seiner Freunde vielen gefällig erwiesen. Es gab keinen, dem es nicht leid gethan hätte, ihn aus ihren Reihen scheiden zu sehen. Aber der Cäsar hatte befohlen, und da war kein Widerspruch denkbar. Nach dem Dienst im Lager konnte man diesen Vorgang besprechen. Jetzt galt es die Zungen hüten.

Eben hatte der Centurio von den letzten Kameraden seiner Cohorte Abschied genommen, als der Präfekt mit dem Legionslegaten Quintus Flavius Nobilior, der sie im Dienste befehligte, und den anderen höheren Offizieren unter ihnen erschien. Macrinus begrüßte sie kurz, und statt wie gewöhnlich die Tuba blasen und sie in Reih

und Glied treten zu lassen, ersuchte er sie, sich mit den Centurionen voran dicht um ihn zu scharen.

Darauf eröffnete er ihnen den geheimen Befehl des Kaisers.

Der Cäsar, begann er, habe lange Geduld geübt und Gnade, doch der Uebermut und die Tücke der Alexandriner fahre fort, jedes Maß zu überschreiten, und so hätte er, kraft seines Rechtes über Leben und Tod, das Urteil über sie gesprochen. Ihnen, die ihm am nächsten stünden, überlasse er bei der Vollstreckung der Strafe die am besten lohnende Arbeit. Wen sie auf der kanopischen Straße fänden, der größten und reichsten Verkehrsader der Stadt, den sollten sie niedermachen wie Aufrührer in einer eroberten Stadt. Nur der Weiber, Kinder und Sklaven möchten sie schonen. Wenn sie sich für diese im Grunde häßliche Arbeit mit den Schätzen der Bürger bezahlt machten, würde es ihnen keiner verargen.

Ein lautes Jubelgeschrei folgte diesem Befehle, und Hunderte von Augen erglänzten heller; denn auch den Nüchternsten zeigte die Einbildungskraft eine tiefe und breite Blutlache, zu der man sich nur niederzubücken brauchte, um wie aus einem abgelassenen Teiche mit jedem Griff einen guten Fang zu thun. Was es aber hier zu fischen gab, waren keine elenden Karpfen, sondern schwere Gold- und Silbergeräte, gemünztes Edelmetall und prächtige Geschmeide.

Dann erteilte Macrinus den höheren und niederen Befehlshabern die Verhaltungsmaßregeln, die er mit dem Kaiser und Zminis vereinbart.

Erst wenn sieben Posaunenrufe vom Altan des Serapeums das Zeichen gäben, solle der Angriff beginnen.

Dann möge Manipel auf Manipel vorrücken. Von einem festen Zusammenhalten der Glieder sei abzusehen. Jeder einzelne habe das Seine zu thun. Beim Thore der Sonne, am östlichen Ende der Straße, möge die Legion sich vor Sonnenuntergang wieder vereinigen, nachdem sie die Straße vom westlichen bis zum östlichen Ende gereinigt. Dabei sei jedem einzelnen Mann auf besonderen Befehl des Kaisers einzuschärfen, wo er Versteckte finde, beim Niedermachen Vorsicht zu üben; denn der Cäsar wünsche als lebende Gefangene die folgenden Alexandriner, die ihn am schwersten beleidigt, einem Verhöre zu unterziehen. Darauf nannte er den Steinschneider Heron, dessen Sohn Alexander und seine Tochter Melissa, den alexandrinischen Senator Polybius, seinen Sohn Diodor und die Gattin des Seleukus.

Soweit er es vermochte, beschrieb er die Genannten. Für jeden einzelnen verheiße der Cäsar eine Belohnung von dreißigtausend Drachmen, für die Tochter des Heron das Doppelte, aber nur für den Fall, daß sie und die anderen Bezeichneten ihm lebendig zugeführt würden. Es sei also ihr eigener Vorteil, in den Häusern die Augen offen zu halten und Vorsicht zu üben. Wer die Tochter des Steinschneiders fange — und dabei beschrieb er Melissa noch einmal — werde sich den Cäsar zu besonderem Dank verpflichten und dürfe auf Beförderung rechnen.

Dieser Anrede wohnte der Centurio Julius Martialis noch bei; dann aber entfernte er sich schnell.

Es war ihm zu Mute wie nach dem Keulenschlage, den ihm im Alemannenkriege ein rotlockiger Germane auf den Helm versetzt hatte; denn in seinem Kopfe sauste

und schwirrte alles bunt durcheinander wie damals. Nur flimmerte es ihm heute blutrot statt veilchenblau und goldgelb vor den Augen.

Es dauerte auch ziemlich lange, bis er den ersten klaren Gedanken zu fassen vermochte; dann aber ballten sich ihm die Fäuste, und es kam ihm wieder in den Sinn, mit wie tückischer Bosheit der Cäsar ihn von den Seinen vertrieb.

Endlich verzog sich sein breiter Mund zu einem zufriedenen Lächeln. Er war hier des Dienstes enthoben und brauchte nicht teilzunehmen an dieser wüsten Schlächterei.

An einem fremden Orte hätte er wie jeder andere sich vielleicht gern an ihr beteiligt und sich der reichen Beute gefreut, die jedem zufallen mußte, aber hier in seiner Heimat, wo ihm Mutter, Weib und Kind weilten, wollte ihm das Bevorstehende wie die verruchteste Unthat erscheinen.

Außer auf die Steinschneiderssippe, die ihn nichts anging, schien es der Cäsar besonders auf Frau Berenike abgesehen zu haben, und ihr Gemahl Seleukus war doch der Brotherr des Vaters des Centurio gewesen, und sein eigenes Weib stand im Dienste des Kaufherrn.

Er selbst war ungelehrig gewesen und schon jung in das Heer getreten, hatte als Evocatus die Tochter eines freien Gärtners des Seleukus geheiratet, und als er nach Rom zu den Prätorianern versetzt worden war, hatte sein Weib den sicheren Posten einer Aufseherin der Villa des Kaufherrn zu Kanopus erhalten. Das hatte er zunächst der Güte Frau Berenikes und ihrer verstorbenen Tochter Korinna zu danken, und er war der Gemahlin des

Seleukus auch aufrichtig erkenntlich; denn seit sein Weib die Villa beaufsichtigte, konnte er ruhig mit dem Heere von Land zu Land ziehen.

Als er nun auf dem Wege zu den Seinen in die kanopische Straße gelangte und die Statuen des Hermes und der Demeter gewahrte, die vor dem Hause des Kaufherrn zur Seite des großen Eingangsthores standen, gedachte sein langsamer Geist des Vielen, das er dem Seleukus und seiner Gemahlin verdankte, und eine innere Stimme sagte ihm, es sei seine Pflicht, sie zu warnen.

Dem Cäsar, dem tückischen Mörder, der einem braven Soldaten aus schnöder Bosheit die beste Lebensfreude verdarb und ihn um die Hälfte seines Soldes betrog — denn die Prätorianer erhielten doppelt so hohe Löhnung wie die anderen Truppen — schuldete er nichts mehr, und wäre er eines Handwerkes kundig gewesen, hätte er ihm am liebsten heute noch das Schwert vor die Füße geworfen.

Jetzt konnte er wenigstens die Gelegenheit ergreifen, ihm das ruchlose Spiel zu verderben. Es war schön, daß sich ihm auch einmal Gelegenheit bot, den Wohlthätern etwas Gutes zu erweisen, und so unterbrach er denn den Heimweg, um in das Haus des Kaufherrn zu treten.

Er war dort wohl bekannt, und man meldete ihn sogleich der Herrin.

Diesmal standen die unteren Räume leer; denn die Einquartierung hatte sich auf dem Serapeumsplatze versammelt.

Aber was war aus dem köstlichen Gärtchen im Impluvium geworden! Wie häßliche Spuren machten sich

überall bemerklich, wo die Krieger gelagert und trunken von den edlen Weinen des Wirtes ihrem Uebermut freies Spiel gelassen hatten!

Der sammetne Rasen glich einer Tenne, von den seltenen Sträuchern hatte man die Blumen mit den Zweigen abgerissen. Auf dem kostbaren Mosaikboden zeigten schwarze Flecke an, wo man Feuer angezündet hatte, aus den Säulengängen waren Trockenplätze für die Wäsche der Krieger geworden, und eine Schnur, an der frischgewaschene, feuchte Soldatenkleider hingen, schlang sich hier um den Hals einer Venus von der Hand des Praxiteles und dort um die Leier eines Apoll, den Bryaxis gebildet. Einige indische Sträucher, auf deren Zucht der Schwiegervater des Centurio stolz gewesen war, hatte man zertreten, und in dem großen Festsaal, der hundert Prätorianern zum Schlafgemach diente, lagen kostbare Polster und Teppiche umher, die man von den Ruhebänken und Wänden gerissen, um sich bequeme Lager zu bereiten.

Der kriegsgewohnte Soldat biß bei diesem Anblick die Zähne zornig zusammen. Was er hier zerstört sah, war ihm, so lange er denken konnte, ehrwürdig erschienen, und es von der Roheit seiner Kameraden so verwüstet zu sehen, erregte ihm die Galle.

Vor den Frauengemächern wurde ihm bang.

Wie sollte er der Herrin eröffnen, was sie bedrohte?

Aber es mußte sein, und so folgte er der Zofe Johanna, die ihn in den Wohnraum der Gebieterin führte.

Dort saß der christliche Sachwalter Johannes vor Schreibtafeln und Papyrusrollen und arbeitete im Dienste der Patronin. Sie selbst befand sich bei dem verwundeten

Aurelier, und sobald Martialis dies erfuhr, ließ er sich bei ihm melden.

Eben erneuerte Frau Berenike dem Verwundeten die Umschläge, und als der Centurio dabei das hübsche, blühende Gesicht des jungen Tribunen, dem er von Herzen gut war, so grausam entstellt sah, wurden die Augen ihm feucht; die Matrone aber nahm es wahr und folgte überrascht dem bewegten Wiedersehen der vornehmen Jünglinge mit dem schlichten Manne.

Ehrerbietig war sie von dem Centurio begrüßt worden, doch erst als Nemesianus ihn fragte, was vorgehe, daß man die junge Mannschaft zu dieser Stunde unter Waffen rufe, faßte sich Martialis ein Herz und bat die Herrin des Hauses um eine Unterredung.

Doch es lag Frau Berenike noch ob, die Wunden des Pfleglings zu waschen und zu verbinden, eine Arbeit, die sie selbst mit aller Sorgfalt zu verrichten pflegte, und so verhieß sie dem Krieger, sich ihm in einer halben Stunde zur Verfügung zu stellen.

Da entfuhr dem Centurio der Ruf: „Dann wird es zu spät sein!“ sie aber erkannte an der Stimme und dem angstvollen Aussehen des ihr wohlbekannten Mannes, daß sie gewarnt werden sollte, und es gab nur einen, der sie bedrohte.

„Der Kaiser?“ frug sie. „Er schickt seine Kreaturen aus, um mich zu morden?“

Dabei wirkte der mächtige Blick der großen Augen Berenikes so gewaltig auf den schlichten Soldaten, daß ihm die Sprache eine Zeit lang versagte. Aber der Cäsar wollte der Herrin ja nicht ans Leben, und es gelang ihm, ihr entgegenzustammeln: „Nein, Frau, nein. Er will Dich

nicht töten. Gewiß nicht ... Im Gegenteil ... Gerade Dich sollen sie leben lassen, wenn die anderen niedergemacht werden.“

„Niedergemacht?“ stieß Apollinaris hervor, richtete sich dabei höher auf und schaute dem Schreckensboten entsetzt mit dem entstellten Antlitz entgegen; sein Bruder aber legte dem Centurio die Hand auf die starke Schulter, schüttelte ihn kräftig und befahl ihm als sein Tribun, deutlicher zu reden.

Und der an Gehorsam gewöhnte Krieger, den es ohnehin drängte, die warnende Stimme nicht zu spät zu erheben, bekannte in hastigen, einander überstürzenden Worten, was er von dem Präfekten vernommen.

Die Aurelier unterbrachen ihn durch manchen Ausruf des Entsetzens und Abscheus, Frau Berenike aber blieb stumm, bis Martialis tief aufatmend schwieg.

Da lachte die Matrone schrill auf, und als die anderen erschrocken auf sie hinschauten, sagte sie gelassen: „Ihr Männer watet mit dem Verruchten durch Blut und Schande, wenn es ihm so gefällt. Ich bin nur ein Weib, doch ich zeige ihm, daß auch s e i n e n bösen Wünschen Schranken gesetzt sind.“

Dann blieb sie einige Augenblicke in Gedanken versunken stehen und befahl endlich dem Centurio, sich zu erkundigen, wo ihr Gemahl sich befinde.

Martialis gehorchte willig, und sobald die Thür sich hinter ihm schloß, rief sie den Brüdern zu, indem sie sich bald an den einen, bald an den andern, doch immer mit der gleichen Dringlichkeit wandte: „Wer ist nun im Rechte? Von allen Schurken, die den Thron und Namen des großen Cäsar schändeten, ist er der verruchteste. Dem

Apollinaris schrieb er deutlich genug ins Antlitz, was ein braver Krieger, der Sohn eines edlen Hauses, ihm gilt. Und Du, Nemesianus? Bist Du nicht auch ein Aurelier? Du sagst es. Und hätte man Dir nicht zufällig gestattet, den Bruder zu pflegen, Du zögest jetzt durch die Stadt wie ein toller Hund und bissest, was Dir begegnet, zu Tode. Warum schweigt ihr noch immer? Warum hältst Du mir diesmal nicht vor, Nemesianus, der Soldat habe dem Kriegsherrn blind zu gehorchen? Getraust Du Dir noch zu behaupten, Apollinaris, nur die Entrüstung über die Beleidigung einer unschuldigen Jungfrau habe dem Cäsar die Hand geführt, als er Dir das Antlitz zerfleischte? Habt ihr beide noch den Mut, den Mord, den Caracalla an der eigenen Gemahlin und so vielen anderen edlen Frauen beging, mit seiner Sorge für Thron und Staat zu entschuldigen? Auch ich bin ein Weib, das das Haupt hochtragen darf. Und ich! Was habe ich mit dem Staate zu thun und dem Throne? Mein Blick traf ihn und machte mir den Mordgesellen zum Todfeind. Ein schnelles Ende durch das Schwert seiner Soldaten scheint ihm zu gut für die Verhaßte. Wilde Tiere sollen mich zu seiner Augenweide zerreißen. Ist euch das endlich genug? Nehmt alles zusammen, was verabscheuungswürdig, was eines edlen Mannes unwert und den Göttern verhaßt ist, und ihr habt den Mann, dem ihr willig gehorcht. Ich bin nur das Weib eines Bürgers. Wär' ich aber eines edlen Aureliers Witwe und eure Mutter ...“

Hier fiel ihr Apollinaris, dessen Wunden wieder heißer zu brennen begannen, beunruhigt ins Wort: „Sie würde uns raten, den Göttern die Sühne zu überlassen. Er ist der Kaiser.“

„Ein Verruchter ist er," kreischte die Matrone. „Der Fluch, der Schänder der Menschheit, ein fluchwürdiger Mörder des Glücks, der Ehre, des Lebens, wie die Welt noch keinen erblickte. Ihn zu vernichten, heißt sich den Dank und Segen des Erdkreises verdienen. Und ihr, die Sprossen eines hohen Geschlechts, sollt beweisen, daß es noch Männer gibt unter so vielen Sklaven. Die herrliche Roma selbst ist es, die euch durch mich, die ich wie sie ein bis ins innerste Lebensmark verletztes, mißhandeltes Weib bin, beruft, in ihrem Dienste die Waffen weiter zu tragen, bis sie euch ein Zeichen gibt, ein Ende mit dem tückischen Bluthunde zu machen."

Da schauten die Brüder einander bleich und wortlos an, bis Nemesianus sagte: „Tausendfach, wir wissen es, verdient er den Tod, doch wir sind weder Richter noch Henker. Zu Mördern taugen wir nicht."

„Nein, Frau Berenike, nein," fügte Apollinaris lebhaft hinzu und schüttelte das wunde Haupt; die Matrone aber fuhr unbeirrt fort: „Wer hätte Brutus je einen Mörder genannt? Aber ihr seid jung ... Das Leben liegt vor euch. Das Schwert diesem Scheusal ins Herz zu stoßen, ist ein Geschäft, zu dem ihr zu gut seid. Doch ich kenne die Hand, die geschickt ist und wohl auch bereit, den Stahl zu führen. Ruft sie auf in der rechten Stunde und übernehmt ihre Führung!"

„Und diese Hand?" frug Apollinaris in banger Spannung.

„Da ist sie," versetzte Frau Berenike und wies auf Martialis, der das Zimmer eben betrat.

Wiederum tauschten die Brüder fragende Blicke; die Matrone aber rief ihnen zu: „Bedenkt euch! Ich will

mit dem Bewußtsein dahingehen, daß der einzige, heiße Wunsch sich sicher erfüllt, den dies erstarrte Herz noch erwärmt.“

Damit winkte sie dem Centurio, verließ mit ihm das Zimmer und schritt ihm voran in das eigene Gemach. Hier befahl sie dem erstaunten Freigelassenen Johannes, in seiner Eigenschaft als Notar ein Kodizill an ihr Testament zu fügen. Sie hinterließ darin im Fall ihres Todes Xanthe, der Ehefrau des Centurio Martialis, ihr Eigentum, die ihr gerichtlich zugeschriebene Villa zu Kanopus nebst dem gesamten Inhalt und den zu ihr gehörenden Gärten zur freien Verfügung für sich und ihre Kinder.

Erstaunt hörte der Krieger ihr zu; denn was die Matrone da verschenkte, hatte den Wert von zwanzig Häusern in der Stadt und machte den Besitzer zum reichen Manne. Doch die Erblasserin war ja kaum zehn Jahre älter als seine Xanthe, und so küßte er der gütigen Herrin das Gewand und rief in dankbarer Bewegung: „Mögen die Götter Dir lohnen, was Du den Meinen zu gewähren gedenkst; doch wir alle wollen beten und opfern, damit es recht spät in unsere Hände gelangt.“

Da schüttelte die Matrone bitter lächelnd das Haupt, zog den Krieger an das Fenster und weihte ihn dort mit raschen Worten in ihren Entschluß ein, aus dem Leben zu scheiden, bevor die Prätorianer das Haus betraten. Dann eröffnete sie dem entsetzten Manne, daß sie ihn zu ihrem Rächer ausersehen habe. Auch ihm verderbe der schlechte Kaiser mit tückischer Bosheit das Leben. Daran möge er denken, wenn die Zeit gekommen sei, dem Verruchten das Schwert in die Brust zu stoßen. Koste

aber diese That ihn, den Martialis, das Leben, das er in mancher Schlacht willig für ärmlichen Sold aufs Spiel gesetzt habe, werde ihr Testament seiner Witwe gestatten, ihren gemeinsamen Kindern ein schönes Los zu bereiten.

Mit manchem ablehnenden Worte hatte der Centurio diesen Befehl unterbrochen; doch Frau Berenike war über seinen Einspruch hinweggegangen, als höre sie ihn nicht.

Jetzt rief Martialis: „Du verlangst zu viel von mir, Herrin! Ja, auch mir ist der Cäsar verhaßt. Doch wie könnte ich, seit ich nicht mehr zu den Prätorianern gehöre und aus seiner Nähe verbannt bin, auch nur an ihn gelangen? Wie darf ich, ein geringer Mann, mich unterfangen . . .“

Da trat die Matrone ihm näher und raunte ihm zu: „Die rächende That, zu der ich Dich berufe, wirst Du im Namen aller Guten verrichten. Was wir von Dir verlangen, ist nur Deine Klinge. Größere — die beiden Aurelier — werden sie lenken. Auf ihren Befehl gehst Du ans Werk. Erhältst Du von ihnen das Zeichen, wackerer Martialis, so wirst Du der unglücklichen Frau in Alexandria gedenken, deren Tod Du zu rächen gelobtest. Sobald die Aurelier . . .“

„Wenn die Tribunen befehlen,“ fiel ihr der Centurio hier wie verwandelt mit Entschiedenheit ins Wort, und sein mattes Auge blitzte hell auf, „wenn sie es gebieten, dann thu' ich es gern. Sag ihnen, das Schwert des Martialis stehe zu ihrer Verfügung. Es hat Stärkeren den Garaus gemacht als diesem tückischen Knirpse.“

Da reichte Berenike dem Krieger die Hand, dankte ihm schnell und bat ihn, der ungefährdet durch die Stadt

kommen konnte, sogleich an den See zu eilen und ihren Gatten, der dort in den Schreibstuben des Geschäftes verweilte, zu warnen und ihm ihren letzten Gruß zu bestellen.

Feuchten Auges folgte Martialis diesem Geheiß; als er aber gegangen war und der Sachwalter Johannes die Matrone anzuflehen suchte, sich zu verbergen und die Gottesgabe des Lebens nicht sündhaft von sich zu werfen, wies sie ihn mit freundlicher Entschiedenheit zurück und begab sich wieder zu den Aureliern.

Ein Blick auf die Brüder lehrte sie, daß sie noch immer zu keinem festen Entschluß gelangt seien; doch ihr Schwanken nahm ein Ende, sobald sie erfuhren, daß der Centurio bereit stehe, auf ihren Wink das Schwert gegen den Kaiser zu zücken.

Wie erleichtert atmete sie nach der Zusage der Brüder auf und reichte ihnen dann dankbar die Hände.

Auch die Aurelier beschworen sie bei diesem Abschied fürs Leben, sich zu verbergen, sie aber sagte gelassen: „Möge aus eurer Jugend ein glückliches Alter erwachsen. Mir bietet das Dasein nichts mehr, seit mein Kind mir geraubt ward . . . Doch die Zeit drängt . . . Die Mörder sollen mir willkommen sein, seit ich weiß, daß die Rache nicht ruhen wird.“

„Und Dein Gemahl?“ unterbrach sie Nemesianus; sie aber versetzte mit einem bitteren Lächeln: „Er? Ihm ward die Gabe, sich leicht zu trösten. Doch was ist das?“

Laute Stimmen vor dem Krankenzimmer hatten diesen Ruf veranlaßt.

Nemesianus stellte sich mit dem Schwert in der Hand

vor die Matrone; doch die bedrohte Frau bedurfte noch keiner Verteidigung; denn statt der erwarteten Prätorianer trat die Zofe Johanna ein, und auf ihren Arm gestützt schwankte ein junger Mann in das Zimmer, in dem niemand den schön gelockten, sonst immer sorgfältig gekleideten Alexander wiedererkannt hätte.

Eine lange Caracalla bedeckte ihm die hohe Gestalt, die Sklavin Dido hatte ihm das Haar geschoren, und er selbst seine Züge durch Farbenstriche entstellt. Ein großer Reisehut mit breiter Krämpe war ihm wie einem Trunkenen weit nach hinten gerutscht und bedeckte eine Wunde, aus der ihm lichtes Blut über den Hals rann. Sein ganzes Wesen atmete Schmerz und Entsetzen, und Frau Berenike, die ihn für einen gedungenen Mordgesellen des Caracalla hielt, wich vor ihm zurück, bis die Zofe ihr seinen Namen nannte.

Zustimmend nickte er der Matrone zu. Dann sank er erschöpft in die Kniee und stieß, auf das Lager des Apollinaris gestützt, mühsam hervor: „Ich suche den Philipp. Er ging in die Stadt, krank, wie von Sinnen. Ist er nicht bei Dir gewesen?“

„Nein,“ versicherte Frau Berenike. „Aber dies frische Blut! Hat das Morden begonnen?“

Ein bejahendes Nicken des Verwundeten bestätigte diese Frage. Dann fuhr er stöhnend fort: „Vor dem Haus eures Nachbars Milon . . . Hier am Hinterkopf . . . Ich floh . . . Eine Lanze.“

Dann versagte ihm die Stimme; Frau Berenike aber rief den Aureliern zu: „Stütze ihn, Nemesianus! Tragt für ihn Sorge und pflegt ihn. Es ist der Bruder der Jungfrau, ihr wißt ja . . . Kenn' ich euch recht, so thut

ihr für ihn, was in eurer Macht steht, und haltet ihn bei euch verborgen, bis nichts mehr zu fürchten."

„Wir schützen ihn mit dem Leben," beteuerte Apollinaris und reichte vom Lager aus der Matrone die Hand.

Doch er zog sie schnell wieder zurück; denn vom Impluvium her ließ sich Waffengerassel und lautes Lärmen vernehmen.

Da warf Frau Berenike das Haupt zurück und erhob die Hände wie zum Gebet.

Tiefe Atemzüge bewegten ihr die volle Brust, die feinen Nasenflügel zitterten, und die großen Augen funkelten ihr zornig.

So blieb sie kurze Zeit schweigend stehen; endlich aber ließ sie die Arme sinken und rief den Tribunen zu: „Meinen Fluch, wenn ihr vergeßt, was ihr euch selbst schuldet, dem römischen Reiche und der sterbenden Freundin; meinen Segen, wenn ihr haltet, was ihr versprecht."

Damit drückte sie beiden schnell die Hand und wollte auch dem Künstler die Rechte reichen; doch er war bar der Besinnung, und die Zofe Johanna und Nemesianus hatten ihm schon Hut und Caracalla abgenommen, um nach der Wunde zu sehen.

Da flog ein sonderbares Lächeln über die strengen Züge der Matrone. Hastig nahm sie der Christin den gallischen Mantel aus der Hand, warf ihn sich selbst um die Schultern und sagte: „Wie der Bube sich wundern wird, wenn sie ihm, statt der lebenden Griechin, eine Leiche in seinem Barbarengewand bringen."

Endlich drückte sie sich den Hut auf das Haupt und

nahm aus der Ecke des Zimmers, wo die Waffen der Brüder standen, einen Jagdspeer.

Als ihre Frage, ob dies Wurfgeschoß nicht als Eigentum der Brüder wiederzuerkennen sei, verneint worden war, sagte sie: „Meinen Dank auch für dies letzte Geschenk!“ Endlich wandte sie sich schnell an die Zofe und rief: „Verbrenne mit Hilfe Deines Bruders das Bild Korinnas. Verbrecheraugen sollen es nicht zum andernmale schänden!“

Dabei riß sie die Hand aus der der Christin, die sie unter heißen Thränen zurückzuhalten versuchte, und verließ mit stolz erhobenem Haupte das Gemach.

Die Aurelier blickten ihr schaudernd nach.

„Und sich sagen müssen,“ rief Nemesianus, und preßte die Faust an die Stirn, „daß unsere Kameraden ihre Mörder sein werden. So wurden die Waffen Roms noch niemals entwürdigt.“

„Er soll es büßen,“ knirschte der Verwundete. „Wir rächen sie, Bruder.“

„Sie und — die Götter hören es — auch Dich, Apollinaris,“ versicherte der andere und erhob die Hand wie zum Schwure.

Lautes Zetergeschrei, Waffengeklirr und kurze Kommandorufe, die von unten her in das Gemach drangen, unterbrachen das Gelübde des Tribunen, und ungesäumt stürzte er mit wenigen langen Schritten an das Fenster, um den Vorhang zurückzuschlagen und das Schreckliche mit eigenen Augen zu schauen. Apollinaris aber rief ihn zurück und mahnte ihn, an die Pflicht gegen den Bruder Melissas zu denken, der verloren sei, wenn die anderen ihn hier fänden.

Da faßte Nemesianus den Besinnungslosen mit starken

Armen, zog ihn in den nächsten Raum, legte ihn dort auf der Matte nieder, die ihrem treuen, alten Sklaven, den sie ausgeschickt hatten, zur Lagerstatt diente, und bedeckte ihn, nachdem er die Wunde am Hinterkopf und eine zweite an der Schulter des Alexander flüchtig verbunden, mit dem eigenen Mantel.

Als der Tribun endlich zu dem verwundeten Bruder zurückkehrte, war der Lärm draußen schon weniger laut als vorhin, doch mischte sich klägliches Jammergeschrei in die Rufe der Krieger.

Hastig entfernte Nemesianus jetzt den Vorhang, und ein Strom von Sonnenlicht wogte so voll und hell in das Gemach, daß Apollinaris das wunde Antlitz stöhnend mit den Händen bedeckte.

„Gräßlich! Furchtbar! Unerhört!“ rief der andere außer sich zu ihm zurück. „Ein Schlachtfeld ... Was sag' ich? Eine Schlachtbank das friedliche Haus eines römischen Bürgers. Fünfzehn, zwanzig, dreißig Erschlagene auf dem Rasen. Und die Sonne spiegelt sich so lustig in den Blutlachen und in den Waffen, als freute sie sich an dem Greuel ... Aber dort! O Du! — O mein Bruder! Unser Marcipor, unser alter, braver ‚Marci‘, da liegt er! Und neben ihm der Korb mit den Rosen, die er als Geschenk für Frau Berenike vom Blumenmarkte holte. Da liegen sie im Blute, die weißen und roten, und des Himmels lichteste Sonne, das alles bescheint sie!“

Hier schluchzte er laut auf und fuhr dann, knirschend vor Ingrimm, fort: „Noch lächelt Apollon, aber er sieht es. Und, warte, warte nur noch ein wenig, Tarautas! Der Gott greift bereits zu dem rächenden Bogen! Ob

Berenike sich schon unter sie wagte? Bei dem Springbrunnen ... Wie er glitzert und von den Farben der Iris so lustig umschwebt wird! ... Da drängen sich viele um etwas am Boden ... Vielleicht der Leib des Seleukus. Aber nein! Nun treten sie auseinander. Ewige Götter! Sie ist es! Es ist die Frau, die Dich pflegte."

„Tot?" frug der andere.

„Mit einem Speer in der Brust liegt sie am Boden. Jetzt beugt sich der Legionslegat — ja Quintus Flavius Nobilior ist es — über sie und zieht ihn heraus. Tot, tot ... Von einem Manne unserer Cohorte ermordet."

Dabei schlug er die Hände vor das Antlitz, und Apollinaris murmelte Verwünschungen, den Namen des treuen Sklaven Marcipor, der schon ihrem Vater gedient, und wilde Racheschwüre vor sich hin.

Endlich gewann Nemesianus wieder genügende Fassung, um den gräßlichen Vorgängen unten weiter zu folgen.

„Jetzt," fuhr er berichterstattend fort, „umdrängen sie den langen Rufus. Der grausame Halunke hat wieder etwas Schändliches begangen, das sogar seinesgleichen zu weit geht. Da halten sie auch einen Sklaven fest, der ein Bündel in der Hand trägt. Vielleicht gestohlenes Gut. Mit dem Tod werden sie ihn dafür bestrafen, und sind sie denn etwa besser als er? Könntest Du nur sehen, wie sie von allen Seiten hergewimmelt kommen mit dem kostbarsten Gut. Der herrliche goldene Krug mit den Gemmen, aus dem Frau Berenike Dir den Bybloswein in den Becher goß, ist auch dabei ... Sind wir denn noch Soldaten oder Einbrecher und Mörder?"

„Wenn wir es sind," rief Apollinaris, „so hat uns der Eine dazu gemacht."

Hier ward er von nahendem Waffengeklirr auf dem Gange und bald darauf von einem derben Klopfen an die Zimmerthür unterbrochen. Gleich darauf blickte der Kopf eines Kriegers in das Gemach, um sich nach flüchtiger Umschau wieder zurückzuziehen mit dem Rufe: „Es ist wahr, da liegt der Aurelier!“

„Nur auf wenige Augenblicke,“ ließ sich nun eine andere tiefe Stimme vernehmen, und über die Schwelle trat der Legionslegat Quintus Flavius Nobilior in vollem Waffenschmuck und begrüßte die Brüder.

Er war wie sie von altem, vornehmem Geschlecht und befehligte an Stelle des Präfekten Macrinus, dessen Staatsämter ihn von der militärischen Führung der Prätorianer enthoben, dieses mächtige Corps. Um zwanzig Jahre älter als die Aurelier, hatte er, der Waffengenosse ihres Vaters, für ihr schnelles Aufrücken gesorgt. Er war ihnen ein treuer Freund und Gönner gewesen, und das Mißgeschick des Apollinaris hatte ihn so tief empört wie der Befehl, an dessen Ausführung er heute teilnehmen mußte.

Nachdem er die Brüder herzlich begrüßt, ihre schmerzliche Erregung wahrgenommen und die Klage über den Mord ihres alten Sklaven mit angehört hatte, schüttelte er das männliche Haupt und rief, indem er auf seine von Blut triefenden Soldatenstiefel und Beinschienen wies: „Verzeiht, daß ich euer Zimmer beschmutze. Käme man so aus der männermordenden Feldschlacht, es könnte dem Krieger zur Ehre gereichen; doch es ist das Blut wehrloser Bürger, und auch Weiberblut mischt sich darein.“

„Ich sah die Leiche der Frau dieses Hauses,“ sagte Nemesianus dumpf. „Sie pflegte den Bruder wie die leibliche Mutter.“

„Dafür aber war sie unvorsichtig genug, den Groll des Cäsar auf sich zu ziehen," unterbrach ihn der Flavier und zuckte die Achseln. „Lebend sollten wir sie ihm bringen; doch er hatte alles eher als Freundliches mit ihr im Sinne; sie aber verdarb ihm das Spiel: Ein wunderbares Weib! So sah ich kaum einen Mann dem selbstgewählten Tod ins Angesicht schauen ... Als die Leute eben niedermachten, was ihnen da unten in den Wurf kam — so war es befohlen, und ich sah der Schlächterei zu; denn lieber ... Doch das könnt ihr euch denken! Da trat plötzlich aus einer Thür eine hohe Gestalt von wunderlichem Aussehen. Die breite Krämpe eines Reisehutes verdeckte ihr das Antlitz, einer der närrischen Kaisermäntel den Leib. So eilt sie auf die Manipel des Sempronius zu, schwingt drohend einen Jagdspeer und ruft den Leuten mit tiefer Stimme Schmähworte ins Gesicht, die auch mir die Galle erregen. Da nehm' ich ein langes Weibergewand unter der Caracalla wahr und, weil der Hut sich eben verschiebt, ein schönes Frauengesicht mit großen, schrecklichen Augen. Nun geht es mir plötzlich auf, daß der grimmige Todesverächter da eine Frau, daß sie wohl diejenige sei, die verschont werden sollte. Ich rufe es auch den Leuten zu; doch — in diesem Augenblick schämt' ich mich unseres Standes — doch es war zu spät gewesen. Der lange Rufus hatte sie mit der Lanze durchbohrt. Selbst im Fallen bewahrte sie die Würde einer Königin, und wie die Leute sie umringten, maß sie noch jeden einzelnen mit den mächtigen Augen und röchelte uns zu: ‚Schmach über Männer und Krieger, die sich wie Hunde hetzen lassen in den Mord und die Schande!'

„Da hebt Rufus das Schwert, um ihr den Garaus

zu machen; ich aber falle ihm in den Arm, kniee mich neben sie hin und bitte sie, mir zu gestatten, nach der Wunde zu sehen. Da greift sie mit beiden Händen nach der Lanze in ihrer Brust, und mit stockendem Atem lallt sie mir zu: ‚Die Lebende wollte er sehen. Bringt ihm die Leiche und dazu meinen Fluch.‘

„Dabei stößt sie sich mit letzter Kraft den Speer tiefer in die Brust; doch es wäre nicht nötig gewesen.

„Wie versteinert starre ich ihr in die noch im Tode zornigen, wundervoll edlen Züge und die unheimlich großen, weit geöffneten Augen, die so hell und stolz ins Leben geschaut haben müssen. Es war um den Verstand zu verlieren. Als ich ihr dann die Lider zugedrückt hatte und den Mantel über sie breitete . . .“

„Und was ward aus der Leiche?“ frug Apollinaris.

„Ich ließ sie in das Haus bringen und das Totengemach sorgsam verschließen. Da ich aber zu den Leuten zurückkehrte, mußte ich ihnen wehren, den Rufus in Stücke zu reißen; denn er hatte sie um den reichen Lohn gebracht, den der Cäsar für die lebendig Gefangene ausgesetzt hatte.“

„Und Du mußtest dulden,“ frug Apollinaris erregt, „daß unsere Krieger, daß brave Soldaten in einer friedlichen Stadt dies Haus, das viele von uns gastlich aufnahm, wie eine Räuberbande plünderten? Ich sah sie zusammenschleppen, was gestern noch in unserem Gebrauch stand.“

„Der Kaiser . . . Seine Erlaubnis!“ seufzte der Flavier. „Ihr wißt ja! Was in jedem das Gemeinste, kommt heute an den Tag, und die Sonne bescheint es freundlich genug. Mancher arme Schlucker von gestern geht heute

wohlhabend zur Ruhe. Aber vielerlei, glaub' ich, ward den Leuten dennoch entzogen. In dem Zimmer der Hausfrau, woher ich eben komme, brannte noch ein Feuer, worin verschiedenes verkohlte. Die Flammen hatten auch Gemälde verzehrt, ein bemaltes Brettchen verriet es. Man besaß hier vielleicht Meisterwerke des Apelles oder Zeuxis. Um sie dem kaiserlichen Feinde zu entziehen, ließ der Haß dieses Weibes sie wohl vernichten, und wer kann's ihr verdenken?"

„Es war das Bild ihrer Tochter," entfuhr es dem Nemesianus.

Da schaute der Flavier ihm überrascht ins Antlitz und frug: „So waret ihr ihre Vertrauten?"

„Ja," versetzte der Aurelier. „Und es macht uns stolz, daß sie uns würdig hielt dieser Ehre. Bevor sie auszog, um sich töten zu lassen, nahm sie von uns Abschied. Wir ließen sie ziehen; denn uns wenigstens widersteht es, die Hand an eine edle Matrone zu legen."

Da schaute der Flavier ihn fester an und rief grollend: „Glaubst Du, junger Fant, dergleichen sei mir und manchem andern unter uns weniger schmerzlich? Fluch diesem Tag, der unsere Waffen mit Weiber- und Sklavenblut schändet, und Fluch bringe über mich jede Drachme, die mich von dem Raube hier bereichert. Nennt das Unglück, das euch von diesem Bubenstreiche fern hielt, ein freundliches Schicksal, aber hütet euch, die zu verachten, die ihr Eid zwingt, was menschlich an ihnen ist, mit Füßen zu treten. Wer als Soldat gemeinsame Sache macht mit dem Gegner des Kriegsherrn . . ."

Hier ward er durch den Eintritt der Christin Johanna unterbrochen, die sich vor dem Flavier verneigte

und dann befangen an dem Bett des Apollinaris stehen blieb.

Ein flüchtiger Blick, den sie auf das Nebenzimmer und von ihm aus auf Nemesianus warf, wurde von dem scharfen Auge des Truppenführers bemerkt, und mit soldatischer Entschiedenheit verlangte er zu wissen, was hinter der Thür dort verborgen werde.

„Ein Unglücklicher,“ lautete die Antwort des Apollinaris.

„Seleukus, der Herr dieses Hauses?“ frug der Befehlshaber streng.

„Nein,“ entgegnete Nemesianus. „Es ist nur ein armer verwundeter Maler. Und doch! Die Prätorianer gehen für Dich durchs Feuer, wenn Du ihnen den Mann dort als kostbares Beutestück überlieferst. Bist Du aber der, für den wir Dich halten . . .“

„Die Meinung junger Hitzköpfe gilt mir so wenig wie die Gunst der Untergebenen,“ unterbrach ihn der Flavier. „Was das Gewissen mir befiehlt, das entscheidet. Schnell jetzt! Wer wird dort verborgen?“

„Der Bruder der Jungfrau, um derentwillen der Cäsar . . .“ stammelte der Verwundete.

„Der Jungfrau,“ fiel der Flavier ihm ins Wort, „der es zuzuschreiben ist, daß Du mit zerfleischtem Angesicht hier liegst. Ihr seid doch echte Aurelier, ihr Jungen, und wenn i h r daran zweifelt, ob ich derjenige bin, für den ihr mich hieltet, so bekenne i ch gern, daß ich euch gerade so finde, wie ich euch mir wünsche. Die Prätorianer haben euch den Freund und Diener erschlagen; nehmet denn den da drin zum Ersatz.“

Da ergriff Nemesianus bewegt mit beiden Händen

die Rechte des älteren Freundes, und Apollinaris rief ihm dankbare Worte von dem Lager aus zu.

Der Flavier suchte ihnen zu wehren und schritt auf die Thür zu; doch die Christin Johanna trat ihm in den Weg und ersuchte ihn, den Aureliern, denen man den Diener getötet habe, zu gestatten, einen andern anzunehmen, von dem sie keinen Verrat zu befürchten hätten. Er sei von den Prätorianern im Impluvium festgehalten worden, als er auf jede Gefahr hin in das Haus gedrungen sei, um nach dem Maler zu sehen, dessen Vater er seit vielen Jahren gehöre. Er würde Apollinaris und den Bruder Melissas aufs beste pflegen helfen und es möglich machen, daß das Versteck des Alexander unbemerkt bleibe. Man würde gewiß hier eindringen, und auch anderen drohe das Schlimmste, wenn die Soldaten den treuen Mann als Gefangenen fortführten und man auf der Folter das Bekenntnis von ihm erpresse, wo der Vater und die anderen Angehörigen Melissas zu finden.

Da versprach der Flavier für die Befreiung des Argutis zu sorgen.

Noch wenige kurze Danksagungen und Abschiedsworte, und der Flavier hatte seine Sendung bei den Aureliern vollendet.

Um weniges später erscholl die Tuba, die die im Hause des Seleukus zerstreuten Plünderer zusammenrief, und Nemesianus sah die Kameraden in schmalen Gliedern auf den Vorsaal zu marschiren. Ihnen folgten die Waffenträger, beladen mit Kostbarkeiten jeder Art, und drei mit den edlen Rossen des Seleukus und seiner ermordeten Gemahlin bespannte Wagen, die den Prätorianern die

Beutestücke nachführten, die für menschliche Schultern zu schwer waren.

Auf dem letzten stand hoch aufgerichtet ein Eros von der Hand des Praxiteles. Die helle Sonne dieses Tages umstrahlte sein lächelndes Marmorhaupt, und mit Liebe heischendem Schönheitszauber blickte er auf die schwarzroten Lachen am Boden und die bewaffnete Cohorte, die ihm, um neues Blut zu vergießen und neuen Haß zu erwecken, voranschritt.

Als Nemesianus sich vom Fenster zurückzog, trat Argutis in das Zimmer.

Der Legionstribun hatte ihn freigegeben, und als Johanna den treuen Mann an das Lager Alexanders führte und er ihn bleich und mit geschlossenen Augen daliegen sah, als habe der Tod auch ihn zum Opfer gefordert, sank er laut aufschluchzend neben ihm in die Kniee.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Während Alexander, vom Wundfieber geschüttelt, doch wohlverpflegt von dem alten Argutis und der Christin Johanna, nach Agathe und seinem Bruder Philipp, doch weit häufiger noch nach der Schwester rief, weilte Melissa allein in ihrem Versteck.

Es war groß genug; denn es bestand aus den Räumen, die zur Aufnahme der Exoteriker in die Mysterien des Serapis dienten. Eine Reihe von Kammern, Zimmern und Sälen war dieser Bestimmung gewidmet und nahm von Westen nach Osten die ganze Breite des Riesenbaues ein.

Einige waren rechteckig, andere rund oder polygonal, die meisten aber sehr viel länger als breit. Fleißige Maler- und Bildhauerhände hatten Wände und Decken überall mit einer Fülle von Darstellungen in Malerei oder Hautrelief geschmückt, die den Uneingeweihten verwirren oder erschrecken mußten. Auch die Bildsäulen, an denen es nicht fehlte, trugen sonderbare Symbole, und die Mosaik des Fußbodens zeigte Gemälde, die die Einbildungskraft des Beschauers anregten und öfter noch erschreckten.

Als Melissa ihre kleine Schlafkammer betrat, hatte die Finsternis dies alles ihren Blicken entzogen.

Willig war sie dem Geheiß der Matrone gefolgt, sich sogleich zur Ruhe zu begeben. Frau Euryale aber hatte noch einige Zeit auf dem Rand ihres Lagers gesessen, um sich erzählen zu lassen, was ihr Schützling in den letzten Stunden erlebt, und der Jungfrau eingeschärft, wie sie sich, wenn ihr Versteck durchsucht werden sollte, zu verhalten habe.

Beim Abschied von der Beschützerin teilte Melissa ihr auch mit, was die Zofe Johanna ihr von dem Leben Jesu Christi erzählt; doch äußerte sie ihr Wohlgefallen an der Person des Heilandes in so sonderbarer, echt heidnischer Weise, daß Frau Euryale bedauerte, dem ermüdeten Mädchen das Vernommene nicht jetzt schon erklären zu können.

Mit einem herzlichen Kuß wünschte die Matrone ihr endlich gute Ruhe, und kaum war Melissa allein, als der Schlaf ihr die jungen, müden Augen schloß.

Vor ihrem Entschlummern war der Morgen nicht fern gewesen, und erstaunt bemerkte die an frühes Aufstehen Gewohnte beim Erwachen, wie weit der Tag schon vorgeschritten.

Rasch erhob sie sich darum und nahm sogleich wahr, daß Frau Euryale sie schon besucht haben müsse; denn sie fand neben ihrem Lager frische Milch und daneben einige Schriftrollen, die gestern nicht dagewesen waren.

Ihr erster Gedanke galt den gefährdeten Ihren: Dem Vater, den Brüdern, dem Geliebten, und sie betete für jeden und legte ihr Heil erst den Manen der Mutter, dann aber auch dem großen Serapis und der gütigen

Isis ans Herz, die sie in diesen ihnen geweihten Räumen doch wohl zu hören vermochten.

Was ihre Lieben bedrohte, ließ sie die eigene Gefahr völlig vergessen, und mit aller Lebhaftigkeit vergegenwärtigte sie sich, wie es wohl jedem einzelnen ergehe, was wohl für jeden ins Werk gesetzt werde, um ihn zu verbergen und vor den Häschern des Gräßlichen zu retten, der ihren Brief jetzt schon empfangen haben mochte.

Die Frage, ob er sich nicht doch großmütig zeigen und ihr vergeben könne, stieg immerfort in ihr auf, obgleich doch alles sie zwang, es zu verneinen.

Während des Gebetes und der Sorge um die Ihren hatte sie sich noch ruhig gefühlt; mit dem ersten Gedanken, der der Person des Cäsar galt, bemächtigte sich aber ihrer Seele eine quälende Erregung, und um sie zu beschwichtigen, begann sie ihren weitläufigen Versteck zu besichtigen, auf dessen seltsames Aussehen Frau Euryale sie vorbereitet hatte.

Aber er war nicht nur eigentümlich, sondern erregte an vielen Stellen Herz und Sinn mit Erstaunen und Grauen.

Rätsel boten sich dem Auge, wohin es schaute, und wenn Melissa von einem Reliefbilde, das Geköpfte mit den Füßen nach oben und Verdammte darstellte, die, in großen Kesseln schmorend, sich mit höllischer Ironie Kühlung zufächelten, fortschaute, traf ihr Blick das Bild eines Weibes, auf dessen gekrümmtem Leibe Barken umherfuhren, fiel er auf einen vierköpfigen Widder, oder auf Vögel mit Menschenhäuptern, die von einer mit Mumienbinden umwickelten Leiche aufflogen. An der Decke gab es noch wunderlichere Darstellungen, und schaute sie, um die

gequälte Einbildungskraft zu beruhigen, zu Boden, so begegnete der Blick auf den Mosaikbildern des Estrichs einer Schar von Rachegöttinnen, die den Verbrecher vor sich her trieben, oder einem Feuerpfuhl, an dessen vier Seiten gräßliche Mißgestalten Wache hielten.

Dabei waren all diese Bildwerke nicht steif stilisirt wie die ägyptischen derselben Gattung, sondern von griechischen Künstlern so naturgetreu und lebensvoll ausgeführt, daß sie den Beschauer anzusprechen schienen, und es Melissa oft schien, als träten sie aus der Mauer oder Decke heraus und ihr entgegen.

Hier länger zu weilen, meinte sie, müsse sie um den Verstand bringen, und doch zog sie bald eine riesengroße Feuerstelle an, auf deren metallenem Boden noch große Kohlenstücke umherlagen, bald ein Wasserbassin, auf dessen Grund Krokodile, Frösche, Schildkröten und Muscheln in musivischer Arbeit zu sehen waren.

Außer ähnlichen Dingen fesselten ihre Neugier auch große Schränke, in denen hier Schriftrollen, da seltsame Geräte, dort endlich Gewänder in verschiedener Form und jeder Größe, von dem schlichten Chiton des gemeinen Mannes bis zum sternenbedeckten Prachttalar des Adepten aufbewahrt wurden.

Sie wußte von Frau Euryale, daß die Mysten, die in höhere Grade aufgenommen zu werden wünschten, hier Feuer und Wasser zu durchschreiten und sich in verschiedener Kleidung mancherlei Zeremonien zu unterwerfen hatten.

Ferner war Melissa von der Beschützerin mitgeteilt worden, daß der Uneingeweihte, der diese Räume betreten wollte, drei Thüren zu öffnen hatte, von denen

jede, wenn man sie erschloß, lautes Schellengerassel erweckte, und so durfte sie sich von der Kammer fortwagen, in die sie sich einriegeln konnte. Wurde die Gefahr dringender, so führte sie von dort eine Thür, die nur dem Eingeweihten sichtbar war, auf die Treppe und ins Freie. Glücklicherweise lag der Schlafraum unfern der Fenster, die gen Westen schauten, und hier fand sie Erholung nach den verwirrenden Eindrücken, die bei der Betrachtung der inneren Räume ihres Versteckes auf sie eingestürmt waren.

Der gepflasterte Damm, der das Serapeum vom Stadium trennte, war anfänglich ziemlich belebt, doch zogen sie die Wagen, Reiter und Fußgänger, auf deren Scheitel sie von ihrem hochgelegenen Quartier aus niederschaute, so wenig an wie der weite, leere Innenraum der Rennbahn mit der lang hingestreckten Arena, den sie zum Teil überblicken konnte.

Es mußte wohl morgen ein Wettfahren abgehalten werden; denn hier glätteten viele Sklaven den Sand, dort bekränzten andere eine Loge in der untersten Zuschauerreihe, die wohl für den Kaiser bestimmt war.

Ob es über sie verhängt sein sollte, den Furchtbaren von hier aus, wo sie sich vor ihm versteckt hielt, noch einmal zu sehen?

Das Herz begann ihr schneller zu schlagen, und zu gleicher Zeit stellte der erregte Geist ihr Frage auf Frage, und eine jede erweckte mit neuer Kraft die Sorge um die Ihren, deren sie vorhin so viel gelassener und zuversichtlicher gedacht.

Wohin mochte Alexander sich flüchten?

Ob es dem Vater und Philipp gelang, in der Werkstatt des Glaukias verborgen zu bleiben?

Ob Diodor mit Polybius und Praxilla zu rechter Zeit aus dem Hafen entkommen war?

Wie Argutis es wohl anstellte, ihren Brief dem Cäsar zukommen zu lassen, ohne sich selbst zu schwer zu gefährden?

Sie war sich keiner Schuld gegen Caracalla bewußt.

Es hatte ja in der That eine geheimnisvolle Macht gegeben, durch die sie zu ihm hingezogen worden war. Sie fühlte auch jetzt noch, daß sie ihm gern jeden Dienst geleistet und ihm geholfen hätte, das Schwere zu tragen, was ein hartes Schicksal ihm auferlegte.

Nur die Seine konnte sie nicht werden.

Ihr Herz gehörte einem andern, und das hatte sie ihm, wenn auch vielleicht zu spät, in ihrem Briefe gestanden.

Besaß er wirklich ein der Liebe fähiges Herz und hatte es ihr zugewandt, dann mußte er es schwer empfinden, seine Neigung einer Jungfrau geschenkt zu haben, die schon einem andern angehört hatte, als sie ihm zum erstenmal als Bittstellerin und tief ergriffen von warmem Mitleid genaht war; doch ein Recht, ihre Handlungsweise zu verdammen, besaß er gewiß nicht.

Das war ihre feste Ueberzeugung.

Wenn ihre Absage seinen Zorn erregte, und die Voraussagung des Vaters und des Philostratus, seine Wut würde viele andere ins Verderben stürzen, sich aber dennoch bewahrheiten sollte, dann . . .

Hier stockte sie, und es überlief sie kalt.

Aber gleich darauf erinnerte sie sich der Stunde, in der sie bereit gewesen war, die Seine zu werden und Liebe und Lebensglück preiszugeben, um seinen wilden

Sinn zu besänftigen und andere vor seiner zügellosen Leidenschaft zu beschützen. Ja, jetzt schon wäre sie vielleicht sein Weib, wenn er ihr nicht selbst bewiesen hätte, daß sie nie und nimmer die Macht gewinnen konnte, seinen Jähzorn zu mildern und für die Opfer seiner Grausamkeit Gnade zu erwirken.

Dieser Hoffnung hatte der Mord des Vindex und seines Neffen den Todesstoß gegeben. Sie wußte am besten, wie ernst es ihr gewesen war mit dem Entschlusse, sich selbstlos jedes Anrechtes auf künftige Glückseligkeit zu entkleiden, um von anderen abzuwehren, was sie bedrohte, und jetzt, wo sie die Geschichte des göttlichen Meisters der Christen kannte, sagte sie sich, daß sie in jener Stunde so gehandelt hatte, daß es dem Erhabenen wohlgefallen hätte. Aber die reinsten, heißesten Wünsche des Herzens vergeblich und zu keines andern Frommen kreuzigen zu lassen — ihr gerader Sinn war sich des sicher bewußt — wäre nicht gut und recht, sondern thöricht gewesen.

Was Caracalla jetzt ohne sie an Frevelthaten beging, hätte er auch mit ihr verbrochen. Von wie geringem Wert wäre ihr Besitz für ihn gewesen, und sie ... Wenn diese Gefahr erst vorüber war, wenn ein anderer Teil seines weiten Reiches ihn wieder aufnahm und diejenigen, die sie liebte, verschont blieben, dann konnte sie so glücklich, so namenlos glücklich werden an der Seite des Mannes, dem ihr Herz gehörte, wie sie elend geworden und einer nie aufhörenden Todesangst zum Opfer gefallen wäre als seine Gemahlin.

Frau Euryale hatte recht gehabt, und das Schicksal, das von ihr angerufen worden war, richtig entschieden. Das größte der Opfer wäre vergebens gewesen, und den

unlauteren Wünschen eines Ruchlosen zu Gefallen hätte sie den schnödesten Treubruch verübt, und wie sich selbst, so auch dem Geliebten Herz und Seele vergiftet und das ganze künftige Leben verdorben.

Fort denn mit den müßigen Bedenken! Pythagoras hatte recht mit seinem Verbote, das Herz zu verzehren. Die Wahl war getroffen! Caracalla und sie gingen auf verschiedenen Wegen, und jedes künftige Verbrechen war nur die Fortsetzung seiner früheren Thaten.

Was ihr noch oblag, war, für das eigene Glück und das der Ihren zu kämpfen gegen jeden, der es bedrohte, und allen voran gegen den Furchtbaren, der sie, die Unschuldige, zwang, sich wie eine Missethäterin zu verbergen.

Eine gesunde Empörung gegen den blutigen Verfolger bemächtigte sich ihrer, und mit erhobenem Haupte trat sie in die Kammer zurück, um ihre Kleidung zu vollenden.

Schneller noch als sonst regte sie dabei die Hände; denn die Schriftrollen, die Frau Euryale, während sie noch schlief, für sie hingelegt hatte, zogen ihre Blicke verheißungsvoll auf sich.

Begierig auf ihren Inhalt griff sie nach den Büchern, stellte einen Schemel ans Fenster und versuchte zu lesen. Aber von draußen her schollen viele Stimmen zu ihr herauf, und als sie auf die Straße blickte, sah sie ganze Scharen von Jünglingen in das Stadium ziehen.

Wie prächtige Gestalten waren es, die da plaudernd und singend gruppenweise dahinschritten, und sie sagte sich, daß Diodor und Alexander die meisten überragt und unter den Schönen zu den Schönsten gehört haben würden.

Eine Zeit lang ließ sie sich durch diesen Anblick zerstreuen; als aber der letzte Mann im Stadium verschwunden war und sich dort alle gliederweise aufgestellt hatten, griff sie wiederum nach den Rollen.

Die eine enthielt das Evangelium des Matthäus, die zweite das des Lukas.

Der Anfang des ersteren mit seinem Geschlechtsregister bot nichts als fremde, barbarische Namen, die sie nicht zu fesseln vermochten, und so ging sie zu der Schrift des Lukas über, und ihr ruhiger Erzählungston zog sie an. Anfänglich ging es freilich schwer mit dem Lesen, und sie übersprang manchen ihr unverständlichen Satz, aber das zweite Kapitel begann sie zu fesseln. Es handelte von der Geburt des großen Lehrers, den die Christen als ihren Gott verehrten. Engel waren es gewesen, die den Hirten auf dem Felde verkündeten, daß dem ganzen Volke große Freude widerfahren sollte, weil ihm der Heiland geboren. Und dieser Heiland und Retter sollte kein großer Held oder Weiser sein, sondern ein Kindlein, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.

Da lächelte sie zum erstenmal wieder; denn sie hatte die kleinen Kinder gern und sich schon lang nichts Lieberes gewußt, als mit Kindern zu spielen und ihnen dienstlich zu sein. Wie viele heitere Stunden dankte sie den hübschen Enkeln ihres Nachbarn Skopas!

Und dies Kind, das eine Schar von Engeln bei der Geburt empfangen hatte, es war zu einem Gott geworden, an den so viele glaubten! Und die Worte, mit denen es begrüßt ward, hießen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Wie groß und doch freundlich das klang!

In lebhafter Erregung faßte sie die Rolle zusammen, und in ihren Zügen malte sich das ungeduldige Verlangen, einem widrigen Zustand ein Ende zu machen, als sie, nur sich selbst vernehmbar, ausrief: „Ja, Friede, Heil, Wohlgefallen! Nicht dieser Haß, dieser Durst nach Rache, dies Blut, diese Verfolgung, und als ihre schreckliche Frucht diese Angst, diese furchtbare, grausame Angst ...“

Hier wurde sie durch Waffengerassel und Hammerschläge, die zu ihr heraufdrangen, unterbrochen.

Die makedonische Legion des Kaisers und andere Fußgänger zogen abteilungsweise schweigend daher und verschwanden in Nebenthüren, die auf die oberen Ränge des Stadiums führten.

Was mochte das nur bedeuten?

Zu gleicher Zeit verschlossen Zimmerleute das große Hauptthor mit mächtigen Balken. Es sah aus, als sollten Schleusenpforten vor dem Andrang der Hochflut gefestigt werden.

Aber das Stadium war ja voller Menschen!

Viele Tausende von jungen Männern hatte sie hineinziehen sehen, und da standen sie unter ihr, Kopf an Kopf, in der Arena. Dazu kam eine große Menge von Kriegern. Sie alle wollten doch wieder ins Freie, und welch ein Gedränge mußte es auf den Nebentreppen geben, wenn man das Vomitorium verschloß!

Am liebsten hätte sie hinuntergerufen und die Zimmerleute vor solcher Thorheit gewarnt. Oder wollte man die Jugend der Stadt mit Gewalt im Stadium festhalten, um neue, strenge Verordnungen zu verlesen und einzelne Widerspenstige zu fangen?

Das mußte es sein!

Schändlich!

Da kamen auch einige Vexillen numidischer Reiter in langsamem Schritt daher. An ihrer Spitze ritt auf einem besonders hochbeinigen Pferde der Legat.

Ein großer Mann!

Jetzt schaute er aufwärts und zur Seite, und Melissa erkannte in ihm den ägyptischen Sicherheitswächter Zminis.

Da suchte ihre Hand die Stelle des Herzens; denn es war ihr, als hätte es aufgehört zu schlagen.

Dieser Bösewicht, der Todfeind des Vaters und Alexanders, als Befehlshaber an der Spitze römischer Truppen.

Etwas Entsetzliches, Unerhörtes mußte im Werk sein!

Die Sonne spiegelte sich in dem glatten Felle seines hohen Rappen und in dem Lictorenbeil in seiner Hand, das er wie einen Feldherrnstab brauchte.

Jetzt hob er es einmal und noch einmal, und so hoch sie auch über ihm weilte, sah sie doch wieder, wie grell das gelbliche Weiß seiner Augen von dem bräunlichen Tone seines Antlitzes abstach.

Jetzt zuckte der blanke Stahl des Beiles zum drittenmal blitzend im Sonnenlicht auf; dann aber ließ sich in kurzen Zwischenräumen, die ihr doch unerträglich lang erschienen, ein tiefer Posaunenruf nach dem andern vernehmen.

Woher Melissa die Besonnenheit nahm, sie zu zählen, wußte sie selbst nicht; doch es gelang. — Nach dem siebenten verstummte die Posaune, und kurz darauf zerschnitt hier, dort, da drüben, von allen Seiten des Stadiums her ein kurzer Tubaruf die Luft.

Wie ein Pfeil traf jeder das Herz des atemlos lauschenden Mädchens.

Seit es Zminis gesehen, hielt es auch das Furchtbarste für möglich; doch der tausendstimmige, kreischende Schrei der Wut und Verzweiflung, der jetzt in wild brandenden Tonwellen auf sie eindrang, zeterte ihr in das Ohr, wie weit die unerhörte Wirklichkeit die gräßlichste ihrer Ahnungen überbot.

Atemlos, mit glühendem Haupte, lehnte sie sich weit hinaus ins Freie und fühlte weder die Strahlen der Sonne, die eben den obersten Stock der Westseite des Serapeums zu treffen begannen, noch achtete sie der Gefahr, gesehen zu werden und sich selbst und die Beschützerin ins Verderben zu stürzen.

Wie eine Gazelle im Frost der Winternacht zitternd, wollte sie sich in das Gemach zurückziehen, und doch fühlte sie sich an das Fenster gebannt. Sie wollte Ohr und Auge verschließen und mußte doch sehen. Was in ihr war, drängte sie, um Hilfe zu schreien, und sie brachte keinen Laut über die Lippen.

So stand sie und schaute und lauschte, bis ihr leises Wimmern sich in jenes Lachen verwandelte, das der Schmerz, der alle Mittel, sich kund zu thun, erschöpfte, von der Lust borgt.

Endlich sank sie in die Kniee und lachte, am Boden niedergekauert, unter hellen Schmerzenszähren immer wieder schrill auf, bis ihr schaudernd bewußt wurde, was sie that.

Da schrak sie entsetzt zusammen, und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihr die Brust. Sie weinte und weinte, und die Thränen thaten ihr wohl.

Noch als in den ersten Nachmittagsstunden der Sonnenschein das Fenster berührte, fehlte es ihr an Fassung, sich zu erheben. Eine Flut von grellem Licht, in dem sich Millionen von Stäubchen wiegten, wogten an ihren offenen Augen vorüber, und als ihr Atem die schwankenden Atome zerteilte, flog es ihr durch die Seele, daß in diesem Augenblick ein fluchwürdiges Wort aus dem Munde eines Rasenden Glück, Freude, Ruhe und Hoffnung aus dem Leben vieler Tausende mit Sturmeskraft fortwehe in das Reich der Vernichtung.

Dann aber raffte sie sich zusammen; denn das Furchtbare, das sie geschaut, drohte sich ihr so fest ins Auge zu prägen wie ein Bild, das die Gravirnadel ihres Vaters in den Onyx grub, und sie mußte sich davon befreien; sonst war es um die Hoffnung, je wieder froh zu werden, geschehen.

Noch vor kaum einer Stunde hatte sie die Arena wie einen Blumenkorb mit frischen Blüten voll gesehen von herrlichen, jugendlichen Männergestalten.

Dann waren auf den Sitzen des lang hingestreckten Zuschauerraumes, den sie überblickte, die Krieger der makedonischen Phalanx und viele Cohorten von braunen numidischen und schwarzen äthiopischen Bogenschützen erschienen, um sich wie neugierige Besucher der zu erwartenden Schaustellung, doch in vollem Waffenschmuck, auf allen Rängen niederzulassen.

Anfänglich hatten die Jünglinge und jungen Männer, in Abteilungen geordnet, gesungen, gelacht, geplaudert, und hie und da auch ein Schelmenlied angestimmt; dann aber waren unliebsame Begegnungen mit den Sicherheitswächtern vorgekommen, und während die jüngeren und sorgloseren

noch die Heiterkeit bewahrten, hatten hier ganze Scharen unwillig zu den Römern hinaufgeblickt, dort einzelne einander bedeutungsvoll und besorgt in die Augen oder stumm uud verdrossen in den Sand geschaut.

Das unruhige, heiße Blut dieser Söhne der rastlos thätigen, in scharfer Arbeit und rauschender Lust schnell dahinlebenden freien Stadt verstand das Warten so schlecht, und als es ruchbar wurde, daß man die Thore schließe, gaben sie der Ungeduld und dem Mißtrauen deutlich genug Ausdruck.

Zaghaften Pfiffen und anderen Aeußerungen des Mißfallens waren bald schärfere und lautere gefolgt; denn das Stehen in dem verschlossenen Raum ward unerträglich. Doch die Lictoren und Sicherheitswächter ließen alles ruhig hingehen, nachdem sie den Schüler des Museums, der das Epigramm auf die Mutter des Kaisers verfaßt, aus ihrer Mitte entfernt. Dieser eine, der doch wohl zu weit gegangen war, sollte, so schien es, für die anderen büßen.

Dann erschollen die Posaunenstöße, und auch der leichtsinnigeren unter den jugendlichen Scharen in der Arena bemächtigte sich Unruhe und peinliche Besorgnis.

Von ihrer hohen Warte aus sah Melissa, die das Erscheinen des Zminis schon fieberhaft erregt hatte, wie die Verbände der Epheben sich lösten, wie sie sich unschlüssig und auf Uebles gefaßt durcheinander bewegten und die lockigen Häupter bald hierhin, bald dorthin wandten, bis die Trompetenstöße aus dem Zuschauerraum aller Augen zwangen, sich aufwärts zu richten. Dann nahm das Entsetzliche den Anfang.

War der Ruf: „Haltet ein, Unsinnige!“ Melissa

wirklich von den Lippen gedrungen oder hatte sie nur gemeint, ihn hinüber in das Stadium zu schreien, sie wußte es nicht mehr; doch als sie der langen Reihe der Numidier gedachte, wie sie die krummen Bogen blitzschnell in die Höhe geschwungen und dann einen Regen von Pfeilen auf die wehrlosen Unglücklichen in der Arena versandt hatten, war es ihr, als schreie sie ihnen ihr: „Haltet ein!“ zum andernmal entgegen.

Dann war es gewesen, als risse der Sturmwind von der Krone eines unsichtbaren Riesenbaumes Tausende von geraden Aesten und im Sonnenglanz blitzenden metallenen Blättern und schleuderte sie in die Arena. Und als ihr Blick ihnen gefolgt war, hatte sie ein Kornfeld zu sehen gemeint, das ein furchtbarer Hagelschlag getroffen; doch die Zweige und das Laub waren Lanzen und Pfeile, jeder der geknickten Halme ein junges, blühendes Menschenkind gewesen.

Der unerhörte Anschlag des Zminis war zur Ausführung gelangt, Caracalla hatte sich an der Jugend Alexandrias gerochen.

Von den Zungen der Jünglinge, die ihn gelästert, regte sich keine mehr; jedes junge Lippenpaar, das es gewagt, sich zu einem höhnischen Rufe zu öffnen oder sich beim Anblick des Cäsar zu einem Pfiffe des Mißfallens zu spitzen, und mit wenigen Schuldigen eine hundertfach größere Anzahl von Unschuldigen, war auf ewig zur Ruhe gelangt.

Jetzt wußte sie, warum man das Vomitorium mit Balken versperrt, weswegen die Reitervexillen vor den Nebenpforten aufgestellt worden waren!

Zu einem See von Blut, der ein Gewirr von

Sterbenden bespült, war die Stätte glänzender Wettfahrten geworden. Des Zuschauerraums hatte der Mord sich bemächtigt, und statt grüner Kränze und Beifallsspenden tötende Geschosse in die Arena gesandt.

Jetzt schien es, als wollte die Sonne dem menschlichen Auge mitleidig wehren, dies furchtbarste aller Gemälde zu schauen.

Um dem unerträglichen Anblicke zu entgehen, schloß Melissa die Augen, und gewaltsam raffte sie sich auf, um sich, sie wußte selbst nicht wohin, zu verbergen.

Da schollen abermals schmetternde Fanfaren und laute Jubelrufe zu ihr herauf, und wieder zwang sie ein unwiderstehlicher Drang an das Fenster.

Vor dem Stadium hielt ein prächtiges Viergespann, das Höflinge und Krieger umgaben.

Es war das des Kaisers; denn der Senator Pandion hielt die Zügel der Rosse.

Ob Caracalla auf dem Schauplatze der grausamsten aller Frevelthaten billigen konnte, was der Schurke Zminis verordnet, oder ob er sich, entrüstet über den blutigen Uebereifer seines schnöden Werkzeuges, empört von ihm abwenden würde?

Das glaubte, das hoffte sie innig. Um jeden Preis verlangte es sie nach einer Antwort auf diese Frage, die nicht nur die Neugier in ihr erhob.

Mit der Hand auf dem schnell klopfenden Herzen blickte sie über die blutige Arena hinweg, auf den Zuschauerraum und die für den Kaiser geschmückte Loge.

Und da stand Caracalla, und neben ihm der Aegypter, der mit dem Finger auf die Arena wies. Und was es an der Stelle zu sehen gab, auf die er zeigte, war so

entsetzlich, daß sie die Augen wiederum schloß und sie diesmal auch mit den Händen bedeckte. Aber sie wollte und mußte ja sehen, und sie blickte wieder hinüber, und derjenige, dessen Versicherung sie einmal geglaubt, nur durch die Sorge für Thron und Staat und den Zwang eines grausamen Schicksals genötigt worden zu sein, Menschenblut zu vergießen, da stand er neben dem niedrigen, ruchlosen Häscher, dessen lange Gestalt ihn hoch überragte. Seine Hand lag auf dem Arme des Schurken, sein Auge ruhte auf dem blutigen Leichenfeld ihm zu Füßen, und jetzt hob er das Haupt, jetzt wandte er das Antlitz, dessen schmerzlicher Ausdruck ihr einmal die Seele bewegt hatte, nach ihr hin, und er lachte — keiner seiner Züge entging ihr — lachte so übermütig laut, so ausgelassen fröhlich, wie sie es nie vorher gesehen. Ja, er lachte so herzlich, daß die Brust und die Schultern ihm flogen.

Jetzt löste er die Hand von dem Arme des Aegypters und wies selbst auf die gräßliche Stätte des Todes.

Melissa war es, als klinge das Lachen Caracallas, von dem sie nicht der leiseste Ton erreichen konnte, wie das einer Hyäne ihr hell ins Ohr, und einem übermächtigen Triebe gehorsam, schaute sie noch einmal auf all das in einer kurzen Stunde vernichtete Jugendglück und Leben und auf die Ströme von Blut ihr zu Füßen, denen so viele heiße Thränen nachrinnen sollten.

Wohl schnitt ihr diese Umschau ins Herz, doch sie war ihr auch dankbar; denn sie ließ sie die Verruchtheit des lachenden Ungeheuers ihr gegenüber zum erstenmal in seiner ganzen, nackten Gräßlichkeit erkennen.

Abscheu, Widerwillen, Ekel gegen den Mann dort, an dem alles klein war außer der Macht, der Bosheit

und Tücke, verdrängten Furcht, Mitleid und den letzten Schatten des Vorwurfs, Wünsche in ihm erweckt zu haben, die sie nicht zu erfüllen vermochte.

Die kleinen Hände ballten sich ihr zu Fäusten, und ohne sich wieder nach dem widrigen Schlächter umzuschauen, der es gewagt hatte, den Blick zu ihr zu erheben, zog sie sich vom Fenster zurück, und erschreckend vor dem heiseren Klange der eigenen Stimme rief sie laut vor sich hin: „Die Zeit, die Zeit! Für ihn erfüllt sie sich heute.“

Wie die Augen ihr dabei glänzten und der Busen sich stürmisch hochhob und senkte! Wie festen Schrittes sie dann die lange Zimmerreihe durchmaß, während sich die Ueberzeugung in ihr festigte, diese That des schnöden Mörders im Purpur werde der mißhandelten Welt die Tage des Heils und Friedens näher bringen, von denen der Freigelassene Andreas träumte. Als ihre stumme Wanderung sie aber an den Schriften vorüberführte, die Frau Euryale ihr still an das Lager gelegt, griff sie in enthusiastischer Erregung nach der frohen Botschaft des Lukas, hielt sie hoch empor und rief den Gruß des Engels, der sich ihr ins Gedächtnis geprägt hatte, laut zum Fenster hin, als wünsche sie, daß Caracalla ihn höre: „Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Dann setzte sie den Gang durch die Gemächer der heidnischen Mysten fort und wiederholte sich dabei jedes gute Wort, das sie von Frau Euryale und dem Freigelassenen Andreas vernommen. Das Bild des Göttlichen, der gekommen war, um der Welt die Liebe zu schenken und seine erhabene Lehre selbstlos mit dem Tod zu besiegeln, stellte sich ihr vor die Seele, und was ihr die

Christin Johanna von ihm erzählt, verdeutlichte ihr das Gemälde, bis es mit scharfen Zügen vor ihr stand, schön, milde, von Liebe und Güte umflossen, und dazu — war der Gekreuzigte doch ein todesmutiger Befreier — kraftvoll und herrlich.

Dabei erinnerte sie sich froh der Kämpfe, die sie selbst ausgefochten, und des Wohlgefühls nach dem Entschluß, das eigene Glück zu opfern, um andere vor Leid zu bewahren.

Die Schriftrollen Frau Euryales zogen sie jetzt mächtig an; denn sie enthielten den Schlüssel für die Innenräume des Wunderbaues, in dessen Vorhalle sie das Leben selbst und eigenste Erfahrung eingeführt hatten.

Bald saß sie, mit dem Rücken nach dem Fenster gewandt und wickelte das Buch mit dem Evangelium des Matthäus bis zu dem ersten Satze auf, den Frau Euryales Hand mit einem roten Strich ausgezeichnet hatte.

Zum Lesen hinter einander fehlte Melissa die Seelenruhe. Ungeduldig wie ein Kind, das den neuen Garten zum erstenmal betritt, den die Eltern erwarben, eilte sie von einer anziehenden Stelle zur andern, und jede bezog sie auf sich selbst, auf denjenigen, den sie liebte, und in anderem Sinn auf den Störer ihres Friedens.

Freudigen Herzens glaubte sie jetzt an die Verheißung, auf die sie zuerst stieß, das Himmelreich sei nahe herbeigekommen. Aber ihr Auge schweifte schnell über die aufgeschlagene Rolle weiter und wurde von einem Merkzeichen gefesselt, das ein ganzes Kapitel der Aufmerksamkeit empfahl.

Da stand zu lesen, wie Jesus Christus einen Berg

erstieg, um zu der großen Volksmenge, die ihm nachgezogen war, zu reden. Von dem Himmelreich und der Seligkeit sprach er, und, wem es vergönnt sein sollte, sie zu erwerben.

Zuerst wurden die Armen im Geiste genannt, und zu ihnen gehörte sie wohl selber. Unter den am Geiste Reichen war ihr Bruder Philipp gewiß einer der reichsten, und wohin hatte ihn der scharfe Verstand und das rastlose Denken geführt, das dem Gemüte nur so selten Zeit ließ, die Stimme zu erheben?

Die Trauernden, hieß es dann, sollten getröstet werden. O, daß es ihr doch möglich gewesen wäre, Frau Berenike an ihre Seite zu rufen und sie mit an dieser Verheißung teilnehmen zu lassen! Und die Sanftmütigen! Vielleicht kamen sie doch einmal zur Herrschaft nach dem Sturze des Wüterichs, der die Welt mit Blut überschwemmte und von allen Menschen auf Erden dem Geiste, der ihr aus diesem Buch mild und herzerwärmend entgegenblickte, am fernsten stand. Zu denen, die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, gehörte sie wiederum selbst. Sie sollte gesättigt werden, und Frau Euryale und Andreas hielten den Tisch schon für sie gedeckt.

Die Barmherzigen, hieß es weiter, würden Barmherzigkeit finden. Wenn eine, so besaß sie das Recht, sich zu den Friedfertigen zu zählen, und darum wurde auch ihr verheißen, zu den Kindern Gottes gesellt zu werden.

Bei dem folgenden Verse richtete sie sich höher auf, und das Antlitz glänzte ihr vor Freude; denn wie für sie gemacht wollt' er ihr scheinen; ja, ihn hier zu finden, kam ihr vor, wie ein beglückendes Wunder; denn da stand

zu lesen: „Selig, die da verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich, und selig seid ihr, wenn sie euch geschmäht und verfolgt und allerlei Böses nachgesagt haben.“

Das alles war ihr selbst in den letzten Tagen begegnet, wenn sie auch nicht um Jesu Christi oder um der Gerechtigkeit, sondern nur um der Ihren willen, das Schwerste hatte auf sich nehmen wollen.

Und die armen Erschlagenen dort in der Arena! Ob ihrer nicht auch die verheißene Seligkeit harrte? O wie warm hätte sie den Unglücklichen das schönste der Lose gegönnt. Und wenn ihnen ein solches nach dem Tode zufiel, was bewirkte dann die Rache ihres blutigen Schlächters?

Daß doch die Mutter noch lebte, daß es ihr, Melissa, vergönnt gewesen wäre, sie an diesem großen Seelentroste teilnehmen zu lassen!

In einem kurzen Gebete schlug sie die Augen zu der teuren Verstorbenen auf, und als sie die Rolle weiter auseinanderwickelte, traf ihr Blick die Worte: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen.“

Das konnte sie noch nicht, das schien ihr zu viel verlangt, dahin war auch Andreas noch nicht gekommen, doch es mußte ja schön sein und gut, schon weil es den Frieden festigen half, nach dem sie sich brünstiger sehnte als nach jedem andern Gute.

Dann las sie: „Denn mit welchem Gerichte ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden,“ und es durchschauerte sie kalt, als sie des künftigen Schicksals des Mannes gedachte, der eine fleißige, blühende Stadt mitten im Frieden mit einem mörderischen Ueberfall meuchlerisch heimsuchte, um

sie für die flüchtigen Worte und Rufe einiger Spötter und die Enttäuschung zu strafen, die ihm ein geringes Mädchen bereitete.

Doch bald atmete sie erleichtert auf; denn da stand zu lesen: „Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan werden.“

Gab es eine schönere Verheißung?

Und an ihr, sie fühlte es, hatte sie sich schon erfüllt; denn nur wie von ungefähr war ihr pochender Finger mit der Thür in Berührung gekommen, und da stand ja das Thor schon offen, und was sie so lange gesucht, da lag es vor ihr!

Aber das war ja natürlich; denn der Christengott liebte diejenigen, die sich gläubig an ihn wandten, wie eigene Kinder. Hier stand auch erklärt, warum dem Bittenden gegeben werden und der Suchende finden solle. „Oder,“ hieß es da, „welcher Mensch ist unter euch, der, wenn sein Sohn ihn um Brot bittet, ihm einen Stein reichen würde?“

Schon um ihrer Friedfertigkeit willen war sie jetzt ein Kind dessen, der diese Frage erhob, und sie durfte nichts als gute Gaben von ihm erwarten. Und was dafür dicht darunter gefordert ward, das erschien ihr so einfach, so leicht erfüllbar und doch so weise.

Sie dachte ein wenig nach und fand, daß in diesem Satze, von dem es hieß, er sei das Gesetz und die Propheten, in der That ein Gebot enthalten war, das, würde es befolgt, jeden einzelnen und die ganze Menschheit schuldlos erhalten und glücklich machen müßte. Dieser Satz, dachte sie, sollte, wie die geflügelte Sonnenscheibe über jeder ägyptischen Tempelpforte angebracht war, über

jede Thür und jedes Herz geschrieben werden, damit ihn keiner auch nur einen Augenblick vergesse. Sie wollte ihn im Gedächtnis behalten und sagte ihn sich leise her, und er lautete also: „Alles nun, das ihr irgend wollt, daß die Leute es euch thun, das thut auch ihr ihnen.“ In seiner Umkehr aber würde er lauten: „Was du nicht irgend willst, daß es die Leute dir anthun, das lasse auch ihnen nicht widerfahren.“

Da wandte ihr Blick sich nach dem Fenster und dem Stadium hin. Wie glücklich konnte die Welt unter einem Herrscher sein, der diesem Gebot folgte! Und Caracalla?. Nein, sie wollte sich nicht mehr durch den Gedanken an ihn die Freudigkeit trüben lassen, die sie erfüllte!

Mit einem schnellen Griffe brauchte sie das Elfenbeinstäbchen, das sie inmitten der Rolle gefunden hatte, um sie weiter auseinander zu legen, und ihr Auge traf die Worte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Wenn einem, so galt doch diese herrliche Ladung auch ihr; denn wenigen war wohl Schwereres auferlegt worden. Aber sie kam sich ja schon herrlich erleichtert vor nach dem Furchtbaren, das sie auf der Schwelle der Verzweiflung erlebt, und auch jetzt noch, von drohender Gefahr rings umgeben, war sie weit entfernt, sich beängstigt und niedergedrückt zu fühlen. Nein, ihr Herz schlug nur schneller in hoffnungsreicher Freude, und heißer Dank erfüllte sie, da sie mit neu erwachter, zuversichtlicher Sicherheit sich sagte, einen neuen Führer gefunden zu haben, an dessen liebreicher, mächtiger Hand sie wohlbeschützt dahinschreiten durfte.

Es war ihr, als habe sie eine Phiole voll köstlicher, jede Krankheit heilender Arznei von geliebter Hand zum Geschenk empfangen, als sie auch diesen Spruch sich eingeprägt hatte. Sie wollte nie vergessen, welche freundliche, verheißungsvolle Ladung sie in ihm besaß. Und wenn auch nicht Philipp und dem Vater, sollte er doch dem armen, geängstigten Alexander zu gute kommen, an den die Ladung des Gottessohnes ja auch ergangen war.

Dabei schaute sie so zufrieden drein, als habe sie etwas Herz und Sinn Beglückendes vernommen. Die roten Lippen öffneten sich wieder und ließen die beiden weißen Zähne sehen, die sich immer nur zeigten, wenn sie lächelte und etwas recht Freundliches ihr die Seele bewegte.

Sie wähnte sich allein; doch schon während sie den Worten begegnet war, womit der Heiland die Mühseligen und Beladenen zu sich berief, war Frau Euryale durch eine nur ihrem Gatten und ihr bekannte verborgene Thür, die sich geräuschlos geöffnet hatte, in den Versteck Melissas und ihr näher getreten.

Erstaunt und befremdet beobachtete die Matrone jetzt die Jungfrau, die sie außer sich, verzweifelnd, mehr als je des Trostes und der Beschwichtigung bedürftig zu finden erwartet.

Die Unglückliche mußte ja durch das Geschrei der Ueberfallenen an das Fenster gezogen worden sein und wenigstens einen Blick auf die entsetzlichen Unthaten im Stadium geworfen haben! Hätte Frau Euryale den Schützling überwältigt von dem Uebermaß des Gräßlichen, dessen Zeuge sie geworden, zerrütteten Geistes oder doch

wie zermalmt von Schmerz und Jammer wiedergefunden, es wäre ihr verständlicher gewesen.

Und da saß das junge Wesen, das sie doch als gut und barmherzig erkannt, und lächelte, und dabei strahlten ihm die Augen, denen eben noch das gräßlichste aller Schauspiele begegnet sein mußte, als stünde in der Rolle auf seinem Schoße das erste beseligende Bekenntnis des Geliebten.

Die Rolle auf den Knieen Melissas war ein Evangelienbuch, das sie heute früh, während jene noch schlief, bei ihr zurückgelassen hatte, um sie zu trösten und ihr einen Blick in die Segnungen des Christentums zu eröffnen. Und nun schienen diese Frau Euryale so heiligen Schriften der Heidin, der Schwester des Skeptikers Philipp, weniger als nichts zu bedeuten.

Euryale liebte Melissa; aber noch teurer war ihr das Buch, dessen ergreifendem Inhalt sich das Mädchen so kaltherzig verschlossen zu haben schien.

Um Melissas willen war vorhin die Wohnung des Oberpriesters von den Bütteln des neuen Nachtstrategen von oberst zu unterst gekehrt worden, hatte sie geduldig berechtigten Tadel aus dem Munde des Gatten ertragen. Es war ihr ein lieber Gedanke gewesen, diese Jungfrau als neues, reines Lamm zu der Herde des guten Hirten zu führen, der ihr teuer und durch den ihrem getrübten Leben neuer Reiz, ihrem gebeugten Herzen neue Freudigkeit zu teil geworden war.

Noch vor wenigen Stunden hatte sie ihrem Freunde Origenes versichert, sie sei einer jungen Griechin begegnet, die ihm beweisen werde, daß eine Heidin, die reinen und mitleidigen Herzens durch die Schule der Leiden gegangen,

nur eines Winkes, eines zündenden Wortes bedürfe, um die beseligende Macht des Christentums an sich selbst zu erfahren und sich nach der Taufe zu sehnen. Und nun fand sie diejenige, auf die sie so schöne Hoffnungen gesetzt, dem Tod und Verderben von tausend Unschuldigen gegenüber, mit lächelndem Munde wieder, und als sei ihr ein Glück widerfahren.

Wohin war denn das weiche, liebreiche Herz des Mädchens gekommen, das gestern noch bereit gewesen war, für die Wohlfahrt derer, die ihr teuer, sich selbst zu opfern?

War sie, Euryale, alt geworden, um sich von einem Kinde so hinters Licht führen zu lassen?

Das Herz schlug ihr schneller vor Unwillen, und doch wollte sie die Verirrte nicht ungehört verdammen.

So folgte sie einem raschen Drange, nahm die Rolle aus dem Schoße Melissas, und ihre Stimme klang mehr bekümmert als streng, da sie ihr zurief: „Ich hoffte, mein Kind, diese Schriften würden wie schon für viele, so auch für Dich zum Schlüssel werden, der die Pforten der ewigen Wahrheit eröffnet. Ich meinte, sie würden Dich trösten und Dich den Erhabenen lieben lehren, dessen vorbildliches Leben und rührender Tod Dir ja, seit Dir Johanna davon erzählte, nicht mehr fremd ist; ja ich glaubte, sie würden vielleicht in späterer Zeit die Sehnsucht in Dir erwecken, Dich selbst zu uns zu gesellen, die wir . . .“

Doch weiter kam sie nicht; denn Melissa war ihr um den Hals gefallen, und während die überraschte Matrone sich von ihren Armen zu befreien suchte, rief das Mädchen halb lachend, halb weinend: „Es hat sich ja schon alles erfüllt, was Du erwartet! Treu dem

Erhabenen, den ich liebe, will ich leben und sterben. Ich bin schon die Eure! Ja, Mutter, ich bin es schon vor der Taufe, nach der mich verlangt. Mühselig und beladen war ich wie keine, und das Wort eures Herrn hat mich erquickt. Dies Buch lehrt mich, daß es nur einen Weg gibt zum wahren Glück, und das ist der, den Jesus Christus uns zeigt. O Frau Euryale, wie viel schöner wär' es doch auf Erden, wenn einem jeden ins Herz geprägt wäre, was hier von der Seligkeit steht. Es ist mir, als wär' ich in dieser Stunde zum zweitenmale geboren. Ich kenne mich selbst nicht wieder, und wie ist es nur möglich, daß ein armes Menschenkind in so schrecklicher Not und Gefahr und nach so gräßlichen Greueln sich so dankbar fühlen kann und so voll von der lichtesten Freude!"

Da zog die Matrone den Liebling fest an sich, und ihre Thränen benetzten das Antlitz Melissas, und sie küßte sie und küßte sie wieder, und die Heiterkeit der Jungfrau, die sie eben noch so schmerzlich verletzt hatte, kam ihr vor wie das lieblichste Wunder.

Ihre Zeit war gemessen; denn sie wurde belauert und benützte die halbe Stunde, in der man die Sicherheitswächter auf den Platz führte, um ihren Bericht in Empfang zu nehmen, zu dem Besuch bei dem Mädchen.

So drängte sie denn Melissa zur Eile, und diese erzählte der geliebten Frau mit fliegenden Worten, was sie hier oben erlebt und geschaut, und wie das Evangelienbuch auch für sie zu einer frohen Botschaft geworden, wie es ihr Trost gespendet und sie während der schwersten Stunden ihres Lebens mit unfaßlicher Freudigkeit erfüllt habe.

Da vergaß auch Frau Euryale der Schrecknisse, die sie umgaben, bis Melissa sie in die entsetzliche Wirklichkeit zurückrief; denn gesenkten Hauptes und tief beklommen begehrte sie zu wissen, ob die Freundin nichts über das Ergehen ihrer Lieben erfahren.

Da kämpfte die Matrone einen harten Kampf aus.

Es fiel ihr so schwer, dem Mädchen das Herz mit Kummer zu belasten, das ihr wie eine jener weißgekleideten Jungfrauen vor Augen stand, die sich zum Taufgang anschickten, und denen man an diesem hohen Feste Geschenke brachte und alles sorglich entzog, was sie beunruhigen und ihnen die stille, heilige Freude der Seele stören konnte.

Dennoch verlangte ihre Frage eine Antwort, und so erwiderte sie denn, von den anderen — auch von ihrer Schwägerin Berenike und von Diodor — wisse sie nichts; ihrem Bruder Philipp aber gehe es übel. Er sei ein edler Mensch, und trotz seiner Irrgänge beim Suchen nach der Wahrheit wohl wert ihres Mitleids.

Da begehrte Melissa tief beängstigt zu wissen, was Philipp geschehen sei, und Frau Euryale bekannte nun, ohne indes über die Art seines Todes Auskunft zu erteilen, daß er nicht mehr unter den Lebenden wandelte.

Dann mahnte sie das weinende Mädchen, Trost bei dem Freunde aller Bekümmerten zu suchen, den sie ja nun kenne, und sich in der Zuversicht, daß niemand schwerer heimgesucht werde, als er es zu tragen vermöge, des Schlimmsten gewärtig zu halten; denn wie ein schwarzes Ungewitter bedrohe die Wut des blutigen Tyrannen Alexandria und jeden seiner Bürger. Sie selbst setze sich durch den Gang zu ihr einer schweren

Gefahr aus, und erst morgen könne sie wieder nach ihr sehen.

Melissas bange Frage, ob ihre Weigerung die Seine zu werden es gewesen sei, die den Caracalla veranlaßt habe, so Entsetzliches über die unschuldige Jugend Alexandrias zu verhängen, konnte die Freundin verneinen; denn sie hatte von ihrem Gatten erfahren, daß es das schändliche Epigramm eines Schülers des Museums gewesen sei, das die Wut des Kaisers entfesselt.

Mit warmen, beruhigenden Worten wies Frau Euryale die Jungfrau auf die Nahrungsmittel, die sie in einem Körbchen für sie mitgebracht hatte, zeigte ihr noch einmal die geheime Ausgangspforte und umarmte sie beim Abschied so innig, als hätte der Himmel ihr in der neuen Glaubensgenossin die verlorene Tochter zurückgegeben.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wieder war Melissa allein.

Sie wußte nun, daß Philipp nicht mehr unter den Lebenden wandelte. Gewiß war auch er der Wut des Unholdes zum Opfer gefallen, und die Frage, ob er um ihretwillen getötet worden sei, griff ihr mit unabweislicher Gewalt in die Seele.

Es war ihr, als sei mit dem Tode dieses hochbegabten, ihr teuren Jünglings ein Eckstein aus dem väterlichen Hause gerissen.

In den Liebeskreis, der sie umgab, hatte der Tod eine neue Lücke geschlagen, und sie starrte ihr unheimlich trüb und hohl entgegen. Ein Sturm, und wie leicht konnte dem Gefallenen nachstürzen, was stehen geblieben war.

Die Augen flossen ihr über, und der marternde Gedanke, ob der Kaiser den Bruder gemordet, um ihn für die Flucht der Schwester zu strafen, ließ ihr keine Ruhe.

Jetzt erst gehörte sie recht zu den Bekümmerten und Bedrängten, und wie sie schon gestern, bevor sie ihn noch recht gekannt, von der höchsten Seelennot getrieben, Jesus Christus angerufen hatte, so erhob sie jetzt wieder Herz

und Hände zu ihm, der ihr nun ein Freund war, und erinnerte ihn betend an seine Verheißung, sie zu trösten, wenn sie mühselig und beladen zu ihm komme.

Und während sie sich dann das Wesen des Heilands vergegenwärtigte, der das eigene Leben für andere dahingegeben hatte, kehrte ihr alles ins Gedächtnis zurück, was sie für den Vater und die Brüder gewagt, und was die letzte Zeit über sie verhängt, und sie durfte sich bekennen, daß, wenn der Tod Philipp ereilt hatte, weil Caracalla ihr grollte, sie den Gang zu dem Cäsar doch nur gewagt habe, um die Brüder und den Vater zu retten.

Sie hatte nie ein begangenes Unrecht vor sich selbst beschönigt, aber ebenso wenig war ihre klare und wahre Natur je geneigt gewesen, sich selbstquälerisch Vorwürfe zu machen, wo ihr nicht unzweifelhaft vor Augen stand, daß sie gefehlt.

In diesem Falle hatte sie sich nicht völlig sicher gefühlt; doch sie mußte nun eines Wortes Frau Euryales und des Andreas gedenken, das ihr früher unverständlich gewesen war. Jesus Christus, sagte es, habe die Sünden der Welt auf sich genommen. Wenn sie jetzt seine Bedeutung richtig erfaßte, dann mußte der Barmherzige ihr ja eine Schuld leicht vergeben, die sie unwissentlich begangen hatte, und gewiß nicht zu ihrem eigenen Vorteil.

Mehr und mehr wurde ihr Gebet zu einem Gespräche mit dem neu gewonnenen Freunde, und als sie es schloß, war sie fest von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er wenigstens sie verstand und ihr nicht zürnte.

Das beruhigte sie wohl, doch mit der Freudigkeit

von vorhin war es aus, und sie konnte auch nicht mehr lesen.

Tief bekümmert und je weiter die Zeit fortschritt, desto mehr von neuer Unruhe gequält, eilte sie, als die Sonne tiefer sank, von einer Seite ihres lang hingestreckten schmalen Quartiers zur andern.

Die wunderlichen Darstellungen überall begannen ihr von neuem unerträglich zu werden; in der Nähe ihrer Kammer, im Westen, lag das Stadium mit seinen gräßlichen Bildern, und so wandte sie sich denn dem Ostende der Zimmerreihe zu, um nach der Hermesstraße hinzuschauen, wo es doch wohl nichts so Schreckliches zu sehen gab wie von den Fenstern aus, die gen Abend gerichtet waren.

Aber sie hatte sich geirrt; denn als sie auf das Pflaster niederblickte, schwamm auch dies im Blute, und Leiche neben Leiche bedeckte den Boden.

Da ergriff sie jähes Entsetzen, und wie von Häschern verfolgt eilte sie bis in die Mitte des langen Quartieres zurück.

Dort blieb sie stehen; denn die Schreckensbilder, die sich im Westen boten, waren noch weit furchtbarer als diejenigen, denen sie entflohen war.

Dabei erhob sich in ihr die Frage, wer denn hier dem Verruchten, nachdem er die blühende Jugend der Stadt von der Erde getilgt hatte, noch zum Opfer gefallen sein konnte.

Die Abendsonne warf lange, goldene Strahlen über das Stadium hin in die westlichen Fenster, und Melissa wußte, wie schnell in Alexandria die Nacht der Dämmerung folgte.

Wollte sie sich mit einem schnellen Blick noch über-

zeugen, wen da unten die Wut des Tyrannen dem Tode geweiht, so mußte es gleich geschehen; denn der Riesenbau des Heiligtums warf lange Schatten.

Entschlossen, sich Zwang anzuthun, und doch zaudernd schritt sie darum dem Fenster zu und sah rasch in die Tiefe.

Es bedurfte indes einiger Zeit, bis sie die Kraft gewann, die Einzelbilder da unten zu sondern; denn sie verschmolzen fortwährend vor ihrem widerstrebenden Auge zu einer einzigen, abstoßenden Masse.

Endlich gelang es ihr, ruhiger zu schauen und zu prüfen.

Nicht haufenweis wie im Stadium, sondern getrennt waren Hunderte von Opfern des Caracalla über den Platz bis zum Eingang zur Hermesstraße hingestreut.

Da lag ein älterer Mann mit großem Bart — wohl ein Syrer oder Jude, — dort — seine Kleidung verriet es — ein Schiffsführer; und da — nein, sie irrte nicht — der jugendliche Körper, der da regungslos unter ihr lag, war Myrtilos, ein Freund des Philipp, und wie er ein Mitglied des Museums.

Neues Entsetzen wollte sie zurücktreiben in ihr schreckliches Versteck. Doch an das Becken des schönen Marmorbrunnens gelehnt, der sich vor dem östlichen Nebenthor des Serapeums dicht unter ihr erhob, lehnte noch eine andere jugendliche Gestalt, die sich regte und nur verwundet sein konnte. Um ihr lockiges Haupt schlang sich ein weißes Tuch, und das erinnerte sie an den Geliebten und fesselte ihr den Blick.

Jetzt regte der Jüngling sich wieder, jetzt wandte er das Haupt nach oben, und mit einem leisen Aufschrei

streckte sie das Haupt weit vor und schaute und schaute, ohne der Gefahr zu achten, gesehen zu werden und selbst der Wut des Verruchten anheimzufallen.

Der Verwundete, der Lebende — da regte er sich wieder — es war Diodor, war ihr Geliebter.

Bis der letzte Dämmerschein dem nächtigen Dunkel wich, blieb sie am Fenster stehen und heftete mit angehaltenem Atem den Blick auf den Verwundeten. Nicht die kleinste seiner Bewegungen entging ihr, und bei jeder dankte sie, von leisen Hoffnungsschauern ergriffen, dem Himmel und betete für seine Rettung.

Endlich entzog auch ihn die wachsende Finsternis den Blicken.

Immer dichteres Dunkel drang in die Fenster, und ohne zu denken und zu erwägen, nur getrieben von einem unwiderstehlichen Drange, tastete sie sich in ihr Kämmerchen zurück, wo neben dem Lager die Lampe und der Feuerbohrer standen, entzündete den Docht, und neu beseelt von dem Gedanken, den Verwundeten dem Tode zu entreißen, hielt sie Rat mit sich selbst.

Es war ihr ein Leichtes, ins Freie zu gelangen. Sie hatte etwas Geld bei sich, am Peplos trug sie eine Spange, die sie von der Mutter geerbt, mit zwei Gemmen von der Hand des Vaters, und um den vollen Oberarm schlang sich ihr ein goldener Reifen.

Dafür konnte sie Hilfe erkaufen.

Es kam nur darauf an, sich unkenntlich zu machen.

Auf der großen, schwarz beräucherten Metallplatte, welche die Mysten zu kreuzen hatten, denen es oblag, durch das Feuer zu schreiten, lagen Kohlen genug, und in dem Schranke dort hingen Kleider jeder Art.

Im Nu hatte sie die ihren abgeworfen, um sich das Antlitz und die weißen, schimmernden Glieder mit Kohle zu schwärzen. Unter dem Nähzeuge, das Frau Euryale zu den Schriftrollen gelegt hatte, befand sich auch eine Schere, und die ergriff das Mädchen und trennte sich mit schnellen, rücksichtslos kräftigen Schnitten das lange, volle Haar, das Entzücken Alexanders und des Geliebten, vom Haupte.

Endlich wählte sie einen Chiton, der ihr bis an die Kniee reichte, um sich das Ansehen eines Knaben zu geben.

Atem und Hände flogen ihr bei alledem, und schon nahte sie sich der geheimen Thür, um dieser Stätte des Schreckens zu entfliehen, als sie noch einmal mit leisem Kopfschütteln stillstand.

Sie hatte Umschau gehalten, und das krause Durcheinander, das sie in dem kleinen Raume zurückließ, widerstand ihrem an Ordnung gewöhnten Sinne; doch diese Mißempfindung, die sie nicht hätte aufhalten können, mahnte sie, sich zu sammeln, bevor sie die Zufluchtsstätte verließ, die ihr die Freundin geboten.

Besonnen und gewohnt, Rücksichten zu üben, vergegenwärtigte sie sich jetzt schnell, wie schwer es Frau Euryale gefährden könnte, wenn die kenntlichen Spuren ihres Verweilens an dieser Stätte einem Unberufenen verrieten, daß sie sich hier aufgehalten hatte. Die Güte der mütterlich sorgenden Freundin sollte ihr nicht zum Verderben ausschlagen.

Schnell und mit rüstiger Thatkraft las sie die eigenen Gewänder vom Boden, fegte die langen Haarsträhnen zusammen bis auf die letzte und warf das alles samt dem Nähzeug und dem Korbe, der den Mundvorrat ent-

halten hatte, in den Ofen neben der Feuerstätte und zündete es an. Die Schere nahm sie als Waffe für den Fall der äußersten Not mit sich.

Endlich legte sie die Evangelienbücher zu anderen Schriftrollen, und nachdem ein letzter Umblick sie überzeugt, daß jede Spur ihres Hierseins verschwunden sei, wandte sie sich noch einmal betend an den barmherzigen Tröster der Unglücklichen, der den Verfolgten verheißen hatte, sie zu erretten.

Dann öffnete sie die geheime Thür.

Hochklopfenden Herzens und doch weit kräftiger von dem Drange, dem Verwundeten zu rechter Zeit Hilfe zu bringen, vorwärts getrieben, als von der Furcht vor der Gefahr, in die sie sich stürzte, huschte sie die verborgene Treppe so schnell hinunter, wie sie es als Kind im Spiele gethan.

Wie viel Zeit war bei dem Aufräumen verloren gegangen, das sie doch nicht hatte umgehen können!

Es war ihr nicht aus dem Gedächtnis geschwunden, wohin man zu drücken hatte, damit der schwere Stein, der den Ausgang verschloß, sich bewege; doch beim Sprunge von den letzten Stufen war das Lämpchen erloschen. Schwarze Finsternis verbarg den glatten Granit, der sie von der Straße trennte.

Wenn sie nun ins Freie trat, und sie ward von Lictoren oder Häschern bemerkt?

Bei diesem Gedanken überfiel sie zum erstenmal die Angst mit voller Gewalt.

Jetzt fühlte sie, wie ihr beim Tasten die Hände zitterten und die Stirn sich ihr mit perlendem Naß bedeckte; doch sie mußte zu dem wunden Geliebten! Wo ein Mensch

zu verbluten drohte, konnte jeder verlorene Augenblick ein gräßliches „Zu spät“ bedeuten. Es war der Tod des Diodor, wenn der Stein sich nicht aufthat.

Da löste sie die Hände von dem Granit, und mit dem Aufgebot der ganzen Kraft ihres Willens, zwang sie sich zu ruhigem Erwägen.

Wo hatte die Stelle sich befunden, deren Druck die Steinplatte zwang, sich zu bewegen?

Es war oben an seiner rechten Seite gewesen, und nun folgte sie der Fuge, in der der Stein lag, bedachtsam mit der Hand, und erst nachdem der Tastsinn ihr seine Form vor Augen geführt, suchte sie von neuem. Da berührten ihre Fingerspitzen etwas, das kälter war als der Stein. Sie hatte den metallenen Drücker gefunden! Tief aufatmend und ohne sich durch den Gedanken, was ihr draußen begegnen könnte, aufhalten zu lassen, preßte sie die Feder hinunter, die Platte bewegte sich, noch ein Schritt, und sie stand auf der Straße zwischen dem Stadium und dem Serapeum.

Alles war still in der Nähe.

Nur von dem Platze im Norden des Heiligtums her, auf dem alles, was Waffen trug, zusammengeströmt war, um dem Weine zuzusprechen, der dort als Zeichen der Anerkennung des Kaisers in Strömen floß, und aus dem Innern des Stadiums ließen sich Stimmen vernehmen. Von der Bürgerschaft wagte sich kein Mensch auf die Straße, obwohl das Morden seit dem Untergang der Sonne aufgehört hatte. Was nicht die Waffen des Kaisers trug, hielt sich in den Häusern verschlossen, und wie verödet erschienen Straßen und Plätze, seit sich die Krieger vor dem Serapeum versammelt.

Keiner hatte Melissa bemerkt.

Die Gefahren, die ihr von ferne her drohten, kümmerten sie jetzt wenig. Sie wußte nur, daß sie vorwärts, schnell vorwärts eilen müsse, um das geliebte Ziel noch zur rechten Zeit zu erreichen.

Während sie die Südseite des Heiligtums umging, um zu dem Brunnen zu gelangen, galt es, sich im Dunkeln zu halten. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und man hatte bisher weder die Pechpfannen, noch die Fackeln entzündet, die sonst vor der Südfront des Tempels brannten. Man war heute mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, und jetzt brauchte man viele Hände, um die Leichen zusammenzuhäufen. Die Männer, deren Stimmen vom Stadium her ihr ans Ohr drangen, hatten schon damit begonnen.

Vorwärts, nur vorwärts!

Aber damit ging es heute schwerer als in der gestrigen Nacht. Die zarten Sandalen waren ihr schon durchnäßt, und immer wieder gab es Hindernisse zu umschreiten. Sie wußte, daß, was ihr den Fuß befeuchtete, Blut, edles Menschenblut war, und jedes Hindernis, woran er stieß, die Leiche eines Menschen. Doch sie wollte es sich nicht vergegenwärtigen, und als hielte nichts sie auf als Wasser und Steine, eilte sie immer mit dem Bilde des an dem Brunnen lehnenden wunden Jünglings vor der Seele vorwärts, nur vorwärts.

So kam sie an die Ostseite des Tempels.

Schon hörte sie das Plätschern des Brunnens, sah das Weiß des Marmors durch das Dunkel schimmern, suchte nach der Stelle, wo sie den Geliebten gesehen. Da stellte sich ihrem Vorwärtseilen ein Hindernis ent-

gegen; denn zugleich mit ihr näherten sich von Süden, von der Mündung der Straße her, die tiefer in die Rhakotis und an den See führte, schwankende mattere und hellere Lichter. Sie befand sich mitten auf der Straße, und außer einer der Nischen im Serapeum hätte sich ihr weit und breit kein Versteck geboten.

Sollte sie sich von ihm entfernen?

Doch sie mußte ja vorwärts, und an der Außenwand des Heiligtums Schutz suchen, hätte umkehren bedeutet. So blieb sie denn stehen und schaute mit verhaltenem Atem auf die näher kommenden Lichter.

Jetzt standen sie still.

Waffengeklirr und Männerstimmen waren vernehmbar geworden. Eine Wache hatte die Laternenträger aufgehalten. Es waren dies die ersten Krieger, deren sie ansichtig wurde; die anderen fesselte alle der Wein an den Platz oder die Arbeit an das Stadium. Ob die Soldaten sich auch ihr zuwenden würden?

Aber nein!

Sie bewegten sich, mit den Fackelträgern voran, der Hermesstraße entgegen.

Wer waren die Leute, die da unter den Erschlagenen suchend umherirrten, und sich bald hieher, bald dorthin wandten, bald stehen blieben, als suchten sie etwas?

Leichenräuber konnten sie nicht sein; die Wache würde sie sonst festgehalten haben.

Jetzt kamen sie ihr ganz nahe, und sie schrak zusammen; denn der eine war ein Krieger. Das Licht der Laterne spiegelte sich in seinem Panzer. Er ging einem Mann und zwei Burschen voran, die einem beladenen Esel folgten, und in dem größeren der jungen Leute

erkannte Melissa — und das Herz schlug ihr schneller — einen Gartensklaven des Polybius, der sich ihr oft dienstlich erwiesen hatte.

Nun faßte sie auch den Mann näher ins Auge, und es war — trotz des bäuerlichen Aussehens, das ihm seine Kleidung gab, konnte sie sich nicht irren — es war Andreas.

Da meinte sie, jeder Atemzug ihrer jungen Brust müsse zu einem Dankgebet werden, und bald genug hatte der Freigelassene in dem flinken, schwarzen Knaben, der ihm, wie aus dem Boden getreten, entgegengeeilt war und ihm jetzt den Weg wies, Melissa erkannt, und ihm war, als hätte sich ein Wunder begeben.

Wie schöne Blumen, die sich auf dem Richtplatz erschließen, den schwarze Raben gierig umkrächzen, erblühte hier mitten unter Tod und Schrecken Freude und Hoffnung in dankbaren Herzen.

Diodor lebte.

Kein Wort, nur ein rascher Händedruck und ein schneller Blick verkündeten dem reifen Manne und der Jungfrau, die jetzt einem kaum der Schule entwachsenen Knaben glich, was sie empfanden, während sie neben dem Verwundeten niederknieten und ihm den tiefen Schwerthieb in der Schulter verbanden, der ihn zu Falle gebracht.

Um weniges später zog Andreas aus dem Korbe, den der Esel trug, und dem er schon Verbandzeug und Arznei entnommen hatte, eine tragbare Sänfte von leichtem Flechtwerk. Endlich hob er Melissa auf den Rücken des Grautiers, und es ging vorwärts.

Was es, so lange sie in der Nähe des Serapeums

weilten, zu sehen gab, zwang sie, die Augen zu schließen, zumal wenn der Esel ein Hindernis umging, oder wenn das Tier und ihr Begleiter durch schlammiges Naß zu waten hatten.

Sie konnte jetzt nicht mehr vergessen, daß es rot war und woher es kam, und so gab es auf diesem Ritt Augenblicke zu durchleben, in denen sie meinte, vor Grauen und Entsetzen, vor Schmerz und Zorn, vergehen zu müssen.

Erst in einer stillen Gasse der Rhakotis, wo es gleichmäßig und ungehindert vorwärts ging, öffnete sie wieder die Augen.

Aber ein eigentümlicher, drückender Schmerz, den sie zum erstenmale empfand, hatte sie befallen, und der Kopf war ihr so heiß, daß sie Andreas, der vor ihr herging, und die Burschen kaum erkannte, die, gestählt durch die Freude, den jungen Herrn am Leben zu wissen, Diodor in der Hängematte, ohne auszuruhen, weiter und immer weiter trugen.

Der Krieger — es war der an den Pontus verbannte Centurio Martialis — begleitete den Zug noch immer, doch der glühende Kopf that Melissa so weh, daß sie sich nicht einmal frug, wer er sei, und wie er zu ihnen komme.

Manchmal regte sich in ihr der Wunsch, sich zu erkundigen, wohin der Weg sie denn führte; doch es fehlte ihr an Willenskraft, die Stimme zu erheben. Als Andreas einmal an ihre Seite trat und sie auf den Centurio wies, ohne den es ihm nimmer gelungen wäre, sie und den Geliebten zu retten, hörte sie nur ein dumpfes Gemurmel, dessen Inhalt ihr entging. Ja, sie wünschte, der Freigelassene möge lieber schweigen, als er ihr sein recht-

zeitiges Erscheinen am Brunnen zu erklären begann, das ihr doch wie etwas Unfaßliches vorkommen mußte.

Das Sklavenzeichen auf seinem Arme hatte ihm geholfen, bis in das Haus des Seleukus zu dringen, wo er von ihr zu hören erwartete. Dort war er von seiner Glaubensgenossin Johanna zu dem Alexander geführt worden, und bei den Aureliern hatte er den Centurio und den Sklaven Argutis getroffen. Dieser war eben von einem Gang zu Frau Euryale zurückgekehrt und beteuerte nun, des verwundeten Diodor ansichtig geworden zu sein. Da hatte Andreas seinem Entschluß, den Sohn des früheren Herrn in Sicherheit zu bringen, Worte geliehen, und der Centurio war von den jungen Tribunen bestimmt worden, dem Freigelassenen den Weg durch die Wachen zu bahnen. Den Esel und die Gartenarbeiter des Polybius hatte die Sperrung der Schiffahrt auf dem mareotischen See in einer Herberge auf der Stadtseite festgehalten, und Andreas sich ihrer umsichtig bedient. Ohne den den anderen Soldaten bekannten Centurio hätten die Wachen den Freigelassenen gewiß nicht bis zu dem Brunnen vordringen lassen, und darum forderte Andreas Melissa auf, dem Krieger zu danken.

Doch auch diese Mahnung verstand die Ohnmächtige nicht, und als der Fremde sie verließ, um sich Diodor wieder zu widmen, atmete sie erleichtert auf; denn seine schnelle Rede hatte ihr wehe gethan.

Wenn er nur nicht wieder kam, um noch einmal mit ihr zu sprechen!

Selbst nach dem Geliebten schaute sie nicht aus. Nichts sehen und hören zu brauchen, schien ihr jetzt das Schönste und Beste.

Gewann sie es später einmal über sich, die schweren, schmerzenden Lider zu heben, so nahm sie ärmliche Häuser wahr, die sie noch nie gesehen zu haben meinte. Daß sie sich dem mareotischen See oder dem Meere näherte, glaubte sie indes zu fühlen; denn feuchte Luft wehte ihr entgegen und that ihrem heißen Haupte wohl.

An dem hohen Zaune vor der Hütte dort, die eben das Licht der Laterne traf, hing wohl ein Fischernetz. Es konnte allerdings auch etwas anderes sein; denn die Bilder, die das drückende Auge ihr zeigte, begannen in einander zu rinnen, sich zu verdoppeln und sich mit Regenbogenfarben wunderlich zu umsäumen.

Der Körper war ihr so schwer, daß der Geist aufgehört hatte, zu fürchten oder zu hoffen, aber er fuhr doch fort, sich langsam zu regen, während es stumm und ohne Aufenthalt weiter, immer weiter ging durch das nächtliche Dunkel.

Als die letzten Hütten hinter ihr lagen, gewann sie es über sich, aufwärts zu schauen.

Der Abendstern stand hell am Himmel, und es war ihr, als drehten sich die übrigen Sterne schnell um ihn her.

Der Mund war ihr peinlich trocken geworden, und schon mehrmals hatte sie ein Schwindel ergriffen, der sie zwang, sich fester an den Sattel zu klammern.

Jetzt hielten sie vor einem großen Gewässer, und ihr wurde ganz wohl und sonderbar leicht zu Mute.

Das mußte ja der liebe, ihr so vertraute See sein!

Da stand auch schon Agathe und winkte ihr, und neben ihr Frau Euryale unter der schönen Krone einer prächtigen Palme. Heller Sonnenglanz umfloß beide,

und es war doch Nacht; denn da blickte ja immer noch der Abendstern zu ihr nieder.

Wie war das nur?

Als sie es aber zu ergründen suchte, schmerzte sie der Kopf, und der Schwindel erfaßte sie so heftig, daß sie sich über den Hals des Esels lehnte, um nicht zu Boden zu sinken.

Wie sie sich wieder aufrichtete, sah sie ein großes Boot, und es traten ihnen aus ihm mehrere Leute, und ihnen voran ein großer Mann in einem langen weißen Gewande entgegen.

Das war kein Traum, sie fühlte es deutlich.

Und doch! Wie kam es, daß die Laterne, die der eine hoch hielt, ihr und nicht ihm den Kopf so stark erhitzte?

O, wie er glühte!

Und nun drehte sich wieder alles mit ihr im Kreise, und es ward ihr ganz dunkel vor den Augen.

Aber nur auf kurze Zeit; denn dann wurde es plötzlich tageshell um sie her, sie hörte eine tiefe, gütige Stimme sich rufen, und da sie mit einem vertrauensvollen „Hier bin ich“ antwortete, sah sie einen fremden Mann von erhabenem und doch gütigem Ansehen, wie sie sich den gekreuzigten Heiland der Christen gedacht, in einem weißen Gewande dicht vor sich, und an das Ohr klang ihr die freundliche Ladung, die er an die Mühseligen und Beladenen gerichtet, zu ihm zu kommen, um sich erquicken zu lassen.

Wie so mild, wie tröstlich und verheißungsvoll sie klang, und wie gern sie ihr folgte!“

„Da bin ich!“ rief sie zum andernmale, und deutlich

sah sie nun, wie sich die Arme des Weißgekleideten ihr entgegen öffneten.

Da schwankte sie auf ihn zu und fühlte, wie eine feste Männerhand die ihre freundlich erfaßte, und wie sie sich dann segnend und kühlend niederließ auf ihren glühenden Scheitel.

Dann ward es ihr wieder dunkel vor den Augen, und sie sah und hörte nichts mehr.

Andreas hatte sie von dem Esel gehoben und stützte sie, während beide Christen dem hilfreichen Krieger dankten.

Nachdem dieser versichert hatte, es sei ihm nicht darum zu thun gewesen, ihnen einen Dienst zu erweisen, sondern nur seinen Vorgesetzten den Willen zu thun, und dann schnell im Dunkel verschwand, nahm der Freigelassene Melissa auf die starken Arme und trug sie dem Boote des Zeno, das seiner wartete, entgegen.

„Sie fiebert,“ sagte der Freigelassene mit einem liebreichen Blick auf die teure Last, die er trug. „Ihre Seele ist stark; den Erschütterungen dieses Tages aber war sie doch nicht gewachsen. ‚Du sollst mich erquicken‘ war das letzte Wort, bevor die Sinne ihr schwanden. Ob sie an die Verheißung des Heilands gedacht hat?“

„Wenn nicht,“ versetzte die tiefe, wohllautende Stimme des Zeno, „wollen wir ihr denjenigen zeigen, der die Kinder zu sich berief und die Mühseligen und Beladenen. Sie gehört zu ihnen, und sie wird erkennen, daß der Herr erfüllt, was er so freundlich verheißt.“

„Ein Wort Christi, das Paulus in dem Briefe an die Galater wiederholte,“ fügte Andreas hinzu, „hat sie tief ergriffen, und ich denke, daß in diesen Schreckenstagen auch für sie die Zeit sich erfüllte.“

Damit betrat der Freigelassene die Brücke, die das Boot mit dem Lande verband, und auf der man auch schon Diodor an Bord geschafft hatte.

Als Andreas Melissa auf die gepolsterte Bank in dem kleinen Kajütenhause niederlegte, atmete er tief auf und sagte zufrieden: „Da sind wir am Ziele.“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Das Abendmahl Caracallas war beendet, und so ausgelassen, in so toller Laune hatten die Freunde den düsteren Mann seit Jahren nicht gesehen. Wohl waren Theophilus, der Oberpriester des Serapis, der Senator Dio Cassius und einige andere Männer aus dem Gefolge der Tafel fern geblieben; dafür aber hatten ihn der Alexanderpriester, der Präfekt Macrinus und die Günstlinge Theokrit, Pandion, Antigonus und ihresgleichen recht dicht umgeben, ihm zugetrunken und ihm Glück gewünscht zu der herrlichen Rache.

Was Geschichte und Sage von ähnlichen Thaten blutiger Vergeltung berichteten, wurde mit der dieses Tages verglichen, und man fand, daß sie alles bisher Dagewesene überbot.

Das freute den halbberauschten Cäsar.

Heute erst, versicherte er mit blitzenden Augen, hätte er den Mut gefunden, das ganz zu sein, wozu ihn das Schicksal berufen, der Richter und zugleich der Henker der verruchten, verkommenen Menschheit. Wie Titus der Gute genannt worden sei, so wolle er der Schreckliche

heißen. Dieser Tag sichere ihm diesen kräftigen, ihm von Herzen wohlgefälligen Namen.

„Heil dem Liebenswerten, der doch der Schreckliche sein will," rief Theokrit und hob den Pokal, und die anderen Tischgenossen stimmten mit ein.

Dann wurde auf die Zahl der ums Leben Gekommenen geraten.

Niemand konnte sie noch genau bestimmen; denn Zminis, der einzige, der alles zu übersehen vermochte, war noch nicht erschienen. Man riet auf fünfzig-, auch sechzig- und siebenzigtausend mit dem Tode bestrafter Alexandriner; der Präfekt Macrinus aber versicherte, es müßten hunderttausend und darüber sein, und Caracalla belohnte ihn dafür mit dem lauten Rufe: „Prachtvoll, groß, für den gemeinen Verstand kaum zu fassen! Aber damit ist noch nicht zu Ende, was ich ihnen zugedacht habe. Heute schlug ich ihnen die Glieder wund; doch es geht ihnen auch noch ans Herz, wohin sie mich trafen!"

Hier stockte er, und nach einer kurzen Pause recitirte er unvermittelt und als folge er einem plötzlichen Einfall die Verse, mit denen Euripides mehrere seiner Tragödien beschließt:

„Viel ordnet und schafft im Olympos Zeus,
Auch vieles verhängt unerwartet sein Rat,
Und was du gehofft, das vollendet sich nicht,
Zum Unmöglichen findet die Bahn ein Gott."

Damit endete diese widrige Verhandlung; denn der Kaiser hatte nach dem letzten Verse den Pokal von sich geschoben und starrte bleich und so stier ins Leere, daß der Leibarzt, der einen neuen Anfall voraussah, schon seine Mittel zur Hand nahm.

Der Präfekt der Prätorianer gab den anderen ein Zeichen, des Aussehens ihres kaiserlichen Wirtes nicht zu achten, und er selbst that das Seine, um das stockende Gespräch im Gange zu erhalten, bis Caracalla nach längerer Zeit die Stirn trocknete und mit heiserer Stimme ausrief: „Wo der Aegypter nur bleibt? Die lebenden Gefangenen, die lebenden sag' ich, soll er uns bringen!"

Dabei schlug er heftig auf das Tischchen vor seinem Lager, und als hätte ihn das Geräusch des zusammenklirrenden metallenen Geschirres zur Mäßigung ermahnt, fuhr er nachdenklich fort: „Hunderttausend! Würden die Toten hier noch verbrannt, es kostete einen Wald, sie in Asche zu verwandeln."

„Dieser Tag wird ihm ohnehin teuer genug zu stehen kommen," flüsterte der Alexanderpriester, der in seiner Eigenschaft als Idiolog die Abgaben der Tempel und ihrer Güter in die kaiserliche Kasse abzuführen hatte — seinem Tischnachbar, dem alten Julius Paulinus zu, und dieser erwiderte: „Charon macht heute die besten Geschäfte. Hunderttausend Obolen in wenigen Stunden. Wenn der Tarautas lange an der Herrschaft bleibt, so pacht' ich die Unterweltsfähre."

Während dieses Geflüsters versicherte der Günstling Theokrit dem Kaiser mit lauter Stimme, die Einziehung der Güter der Erschlagenen würde genügen, jede Art der Bestattung und dazu eine recht stattliche Menge von Dankopfern zu bezahlen.

„Opfer," sprach Caracalla ihm nach, wies auf das kurze Schwert, das neben ihm auf dem Polster lag, und fügte hinzu: „Es hat bei dem Werke geholfen. Mein Vater führte es in vielen Schlachten, und ich ließ es

nicht rosten. Doch ob es in seinen und meinen Händen zusammen es bis gestern auf hunderttausend brachte, ich möcht' es bezweifeln."

Dann schaute er sich nach dem Oberpriester des Serapis um, und als er ihn unter den Gästen vergeblich gesucht hatte, rief er: „Der würdige Theophilus entzieht uns heute sein Antlitz. Und doch war es sein Gott, in dessen Hand ich die Rache legte. Ihn dauern die Anbeter, die der hohe Serapis verlor, wie Dich, Vestinus — und damit wandte er sich an den Idiologen — die erschlagenen Steuerzahler. Du denkst dabei an meinen Anteil, und das muß ich loben. — Dein Genosse im Dienst des Serapis hat nur für die Größe seines Gottes zu sorgen; doch es gelingt ihm nicht, sich selbst zu ihr zu erheben. Armer Wicht! Ich will es ihn lehren. Hieher, Epagathos, und Du, Claudius! Gleich sucht ihr den Theophilus auf. Ueberbringt ihm dies Schwert. Ich weihe es seinem Gotte. Es wird in seinem Allerheiligsten zum Andenken an die gewaltigste aller Rachethaten aufbewahrt werden. Sollte Theophilus die Annahme verweigern . . . Aber nein! Der Mann ist verständig. Er kennt mich."

Hier hielt er inne und schaute dem Macrinus nach, der aufgestanden war, um mit einigen Beamten und Kriegern, die den Saal betreten hatten, zu reden. Sie brachten die Nachricht, daß die parthische Gesandtschaft die Verhandlungen abgebrochen und die Stadt am Nachmittage verlassen habe. Sie wolle kein Bündnis und erwarte das römische Heer.

Die Achsel zuckend teilte Macrinus dem Cäsar diese Entscheidung mit, doch verschwieg er die Bemerkung des

greisen Führers der Botschafter, daß sie einen Gegner nicht scheuten, der die Feindschaft der Götter durch eine so schnöde Unthat auf sich geladen.

„Da hätten wir denn den Partherkrieg!" entgegnete Caracalla, und die Augen blitzten ihm auf: „Meine Lieblinge im Panzer werden sich freuen!"

Aber gleich darauf schaute er ernster drein und frug: „Sie verließen die Stadt? Aber sind es denn Vögel? Die Thore und der Hafen waren verschlossen."

„Ein kleines, phönizisches Fahrzeug," lautete die Antwort, „schlüpfte mit ihnen vor Sonnenuntergang zwischen unseren Wachtschiffen durch."

Da scholl ein lautes „Verwünscht" von den Lippen des Kaisers, und nach einem kurzen, leisen Gespräche mit dem Präfekten ließ er Papyrus und das Schreibzeug bringen.

Der Senat mußte durch ihn selbst von dem Vorgefallenen unterrichtet werden, und er that es in kurzen Worten.

Die Zahl der Gefallenen kannte er nicht, und er hielt es auch nicht für der Mühe wert, sie nur annähernd zu bestimmen. Eigentlich, schrieb er, wären alle Alexandriner des Todes schuldig.

Bei Tagesanbruch sollte eine schnelle Trireme den Brief nach Ostia bringen.

Wohl fragte er nicht nach dem Urteil des verkommenen Senats, und doch fühlte er, daß es besser sei, wenn die Kunde von den Ereignissen des heutigen Tages durch ihn selbst in die Curie komme, als durch die alles entstellende Stimme des Gerüchtes.

Macrinus legte ihm auch nicht wie sonst ans Herz,

seinem Brief eine achtungsvollere Form zu geben. Wenn etwas, so konnte diese Unthat ihm helfen, die Voraussagung des Magiers Serapion zur Wahrheit zu machen.

Während der Kaiser den Brief noch zusammenrollte, betrat der längst erwartete Zminis den Saal.

Der Nachtstratege hatte sich stattlich gekleidet und trug die Zeichen seiner neuen Würde. Unterwürfig bat er wegen seines langen Ausbleibens um Entschuldigung. Er habe sein Aeußeres dem der Gäste des hohen Cäsar anpassen müssen; denn — und nun beschrieb er prahlerisch, wie er selbst im Blute gewatet sei, und wie im Vorhofe des Museums der rote Lebenssaft der Alexandriner seinem Rosse bis an die Kniee gestiegen.

Die Zahl der Gefallenen, schloß er auf die Frage des Kaisers mit widrigem Stolz, werde die Hunderttausend, auf die der Präfekt geraten, noch überbieten.

„So sagen wir elf Myriaden," unterbrach ihn Caracalla. „Von den Toten haben wir genug. Jetzt beginnt die Krönung des Tages. Laß die Lebenden bringen!"

„Wen?" frug der Aegypter überrascht.

Da begannen dem Kaiser die Lider zu zucken, und in bedrohlichem Ton erinnerte er sein blutiges Werkzeug an diejenigen, welche er ihm als Gefangene lebendig vorzuführen geboten.

Doch der Aegypter fuhr fort zu schweigen, und zornig kreischte ihm der Cäsar die Frage zu, ob die Tochter des Heron seinem Ungeschick entwischt sei, und ob er auch den Steinschneider und Maler nicht bringe?

Da erkannte der blutige Würger, daß das mörderische Schwert des Cäsar sich auch gegen ihn wenden könne. Doch er stand bereit, sich mit allen Mitteln zu wehren.

Sein Geist war erfinderisch, und da er voraussah, daß es ihm am schwersten vergeben werden würde, Melissa nicht ergriffen zu haben, suchte er sich mit einer Lüge zu decken.

Anknüpfend an einen Vorfall, dem er selbst beigewohnt hatte, begann er darum: „Das schöne Steinschneiderkind war mir schon sicher; denn meine Leute hatten das Haus des Heron umstellt. Aber den alexandrinischen Schurken war zu Ohren gekommen, daß ein Sohn des Künstlers, der Maler, und seine Schwester Verrat an ihren Mitbürgern geübt und Deinen Zorn gegen sie aufgeregt hätten. Ihnen schrieben sie die Strafe zu, die ich in Deinem Auftrage an ihnen vollzog. Besonnenes Erwägen kennt diese Brut nicht, und so fiel sie, bevor wir es hindern konnten, über das unschuldige Bauwerk her. Sie warfen Feuer hinein und brannten und rissen es nieder. Was darin war, ging zu Grunde, und so auch die Tochter des Heron. Das ist leider festgestellt worden. An den Alten und seinen Sohn komm' ich morgen. Heute galt es so fleißig mähen, daß es mit dem Garbenbinden nicht anging. Es heißt, sie wären entflohen gewesen, bevor die Menge sich noch auf das Haus warf."

„Und die Tochter des Steinschneiders?" frug der Kaiser mit unsicherer Stimme. „Ist sie sicher mit dem Hause verbrannt?"

„So sicher, wie ich eifrig bestrebt war, die Alexandriner Deine strafende Hand fühlen zu lassen," entgegnete der Aegypter selbstbewußt und log dann mit frecher Stirn weiter: „Ich trage die Spange bei mir, die sie am Arme trug. Man fand sie an dem verkohlten

Körper im Keller. Der Kämmerer Adventus sagt, Melissa habe sie gestern von Dir zum Geschenke erhalten. Da ist sie."

Damit überreichte er dem Cäsar dasselbe schlangenförmige Armband, das Caracalla vor dem Gang in den Cirkus der Geliebten gesandt. Das Feuer hatte es verletzt, doch war es nicht zu verkennen.

Man hatte es unter dem Schutt des zerstörten Hauses gefunden, doch an keines Menschen Arm, und dem Zminis war erst eben durch den Kämmerer, dem er es gezeigt, mitgeteilt worden, daß es der Tochter des Heron gehört.

„Auch das Gesicht der Leiche," schloß der Aegypter den falschen Bericht, „war noch zu erkennen."

„Der Leiche!" wiederholte Caracalla dumpf. „Und Alexandriner, sagst Du, zerstörten das Haus?"

„Ja, Herr; eine wütende Rotte, und darunter auch alte Leute: Griechen, Juden, Syrer . . . Was weiß ich? Den meisten war durch das Werk der Rache ein Vater, Sohn oder Bruder in den Hades vorausgesandt worden. Die wildesten Flüche galten dem Maler Alexander, der ja auch in der That Dein Spion war. Die makedonische Phalanx kam indes zur rechten Zeit. Sie erschlug die meisten und nahm auch einige gefangen. Du kannst sie morgen verhören. Was das Weib des Seleukus angeht . . ."

„Nun?" fuhr der Kaiser auf, und sein Blick belebte sich aufs neue.

„Sie fiel dem Ungeschick der Prätorianer zum Opfer."

„Oho," unterbrach ihn hier der Legat Quintus Flavius Nobilior, der den Aureliern das Leben des Alexander geschenkt hatte, und auch Macrinus verbat

sich beleidigende Bemerkungen gegen die tadellose Truppe, deren Führung ihm zur Ehre gereiche.

Doch der Aegypter ließ sich nicht irre machen und fuhr eifrig fort: „Um Vergebung, ihr Herren! Es steht indes fest, daß es ein Prätorianer war — sein Name ist Rufus, und er gehört zur zweiten Kohorte — der Frau Berenike mit einem Lanzenstiche durchbohrte.“

Da bat der Flavier ums Wort und berichtete, wie die Gattin des Seleukus den Tod gesucht und gefunden. Er that es, als feiere er den Ruhm einer Heldin, doch schloß er in mißbilligendem Tone mit den Worten: „Leider aber endete die Verirrte mit einem Fluche gegen Dich, mein Cäsar, auf den hochverräterischen Lippen.“

„Und der weibliche Heros fand in Dir seinen Homer,“ rief der Kaiser. „Wir sprechen uns wieder, mein Quintus.“

Damit führte er einen vollen Pokal zum Munde, leerte ihn bis auf den Grund, stieß ihn dann auf den Tisch, daß es dröhnte, und rief: „Also keinen, nicht einen von allen, die ich zu fangen gebot, bringst Du? Selbst die schwache Jungfrau, die sich aus dem väterlichen Hause nicht entfernte, ließest Du von rohen Unholden morden! Und das, denkst Du, fände ich löblich? Bis morgen um diese Zeit steht der Steinschneider vor mir und mit ihm sein Sohn Alexander, oder beim Haupt meines göttlichen Vaters — Du endest durch die Bestien im Zirkus.“

„Sie fressen nicht ihresgleichen,“ nahm sich der alte Julius Paulinus zu bemerken heraus, und der Kaiser nickte ihm zu.

Da überlief es den Aegypter kalt; denn diese Bewegung des kaiserlichen Hauptes zeigte ihm, an einem wie lockeren Faden sein Leben hing.

Blitzschnell überlegte er darum, wohin er fliehen könnte, wenn es ihm nicht gelang, ihrer habhaft zu werden. Fand er Melissa selbst später noch am Leben, um so besser! Man hatte dann eben eine falsche Leiche für die ihre gehalten. Den Armreif konnte ja eine Sklavin, bevor sie mit dem Hause verbrannte, entwendet und sich angelegt haben. Er wußte recht wohl, daß der verkohlte Körper, von dem er gesprochen, der einer feilen Dirne war, die sich wütend den anderen voraus in das Haus der beneideten „Kaisergeliebten" und „Verräterin" gestürzt und dort in dem schnell entzündeten Feuer den Tod gefunden hatte.

Einen kurzen Augenblick behielt Zminis übrig, sich der eigenen findigen und behutsamen Klugheit zu freuen; doch dabei bedachte er schon, womit sich der Cäsar vielleicht günstiger für ihn stimmen ließe.

Von den Alexandrinern waren dem Caracalla die Mitglieder des Museums am meisten verhaßt. Keines einzigen zu schonen, hatte er ihm dringend eingeschärft, und bei dem Ritte, den der Cäsar unter den Panzerreitern von Arsinoë durch die in Blut schwimmenden Straßen gethan, war er vor den Leichenhügeln im Hofe des Museums am längsten halten geblieben. In dem der Stoa von Athen nachgebildeten Wandelgange, wohin sich ein Dutzend der überfallenen Gelehrten geflüchtet, hatte er sogar etliche mit eigener Hand niedergestoßen. Das Blut an dem Schwerte, das Caracalla vorhin dem Serapis geweiht, es stammte aus dem Museum.

Hier hatte der Aegypter das Gemetzel in eigener Person geleitet und gründlich aufgeräumt. Wenn etwas, so war wohl die Erinnerung an die gemordeten Silben-

stecher geeignet, den Zorn des Cäsar zu beschwichtigen, und kaum war der Beifallsruf verhallt, den der gegen ihn gerichtete höhnische Ausfall des Prokonsuls erweckt, als Zminis von der großen Mordthat im Museum zu berichten begann.

Er durfte sich rühmen, von den hohlen Wortklaubern, aus deren Mitte die Epigramme gegen den hohen Cäsar und seine Mutter stammten, kaum einen verschont zu haben. Lehrer und Schüler, ja selbst die Beamten des Hauses hätte nun die Rache des beleidigten Herrschers ereilt. Von der großen Anstalt, die ja ihren alten Ruhm ohnehin längst überlebt habe, sei nichts mehr übrig als Steine. Die Numidier, die ihm bei diesem Werke geholfen, wären wie berauscht von Blut gewesen und selbst in die Hörsäle der Aerzte und in das Krankenhaus gedrungen, woran jene sich schlossen. Auch dort hätten sie keine Schonung geübt, und unter den Leidenden, die dahin geführt worden seien, um sie zu heilen und den Schülern zu zeigen, sei auch der verwundete Gladiator Tarautas gewesen. Ein Numidier, der jüngste der Legion, ein bartloses Bürschchen, habe den furchtbaren Löwen- und Menschenbesieger mit einem Lanzenstich an das Bett genagelt, und dann noch mit dem nämlichen Speer wohl ein Dutzend Gefährten des Tarautas von ihren Leiden erlöst.

Während dieser Erzählung starrte der Aegypter, als sehe er, was er schilderte, vor sich hin ins Leere, und das Weiß seiner Augen glänzte dabei unheimlicher denn je aus dem Braun seines Antlitzes. Wie eine redende Leiche stand der hagere, bleiche Mann dem Cäsar gegenüber und nahm nicht wahr, welche Wirkung sein Bericht vom Morde des Gladiators auf ihn übte.

Aber bald genug sollte er es erfahren; denn während er noch sprach, hatte Caracalla beide Hände auf das Tischchen neben seinem Lager gestützt und ihm sprachlos ins Antlitz gestarrt.

Plötzlich aber war er aufgesprungen und hatte, außer sich vor Wut, dem entsetzten Aegypter das Wort abgeschnitten und ihm entgegengezetert: „Mein Tarautas, der dem Tode kaum entronnene Tarautas! Der tapferste Held unter seinesgleichen, auf dem Krankenlager von einem Barbaren, einem bartlosen Bürschchen, meuchlings ermordet! Und das hast Du, widriges Scheusal, gelitten? Diese Schandthat — Du weißt es, Schurke — wird auf meine Rechnung geschrieben. Auf mich wird man sie wälzen bis ans Ende der Tage, zu Rom, in allen Provinzen, überall! Fluchen wird man mir um ihretwillen, wo ein Menschenherz fühlt und schlägt und eine Zunge sich regt. Und ich? Wann gab ich Dir den Befehl, Deinen Durst nach Blut mit dem der Verwundeten und Kranken zu löschen? Nirgends, nie konnte ich das thun! Selbst der Weiber und willenlosen Sklaven gebot ich zu schonen. Ihr alle seid Zeugen! Doch an mir — ihr hört es — ist es jetzt, für den Meuchelmord der armen Siechen Vergeltung zu üben. Gerächt sollst Du werden durch mich, blutig gerochen, Du tapferer, wackerer Tarautas! —

„Her, ihr Lictoren!

„Bindet ihn!

„In den Zirkus mit ihm zu den für die wilden Tiere bestimmten Verbrechern!

„Das Mädchen, dessen Leben ich zu schonen befahl, läßt er vor seinen Augen verbrennen, und die bemitleidenswürdigen Kranken, auf sein Geheiß werden sie von bart-

losen Buben erschlagen: Und der Tarautas! Wie alles, was über seinesgleichen hervorragt, schätzte ich ihn und sorgte mich um ihn ... Um uns zu ergötzen, ihr Freunde, ward er verwundet ... Die armen Kranken, der arme, brave Tarautas!"

Dabei brach er in lautes Schluchzen aus, und es war etwas so Unerhörtes, Unfaßliches, den Mann weinen zu sehen, der sogar beim Tode des Vaters keine Thräne vergossen, daß selbst die Spötterzunge des Julius Paulinus erlahmte.

Auch die anderen ringsum schwiegen bang und beklommen, während die Lictoren Zminis die Hände fesselten und trotz seines Bestrebens, die Stimme noch einmal zu seiner Verteidigung zu erheben, ihn mit sich fortschleppten und über die Schwelle des Speisesaales stießen.

Die Thür schloß sich hinter ihm, und kein Beifallsruf erscholl, obgleich jeder dem Aegypter sein Schicksal gönnte; denn der Kaiser weinte noch immer.

War es denn möglich, daß diese Thränen kranken Leuten, die er nicht kannte, und dem rohen Gladiator, dem Tier- und Menschenwürger, galten, der dem Cäsar nichts geboten hatte, als einige Erregung bei rauschenden Schaustellungen im Zirkus?

Und doch mußte es so sein; denn bisweilen drang dem Kaiser der leise Ruf: „Die unglückseligen Kranken" und: „Der arme Tarautas" über die Lippen.

Und Caracalla selbst wär' es in diesem Augenblicke nicht möglich gewesen, bestimmt zu sagen, wen er beweinte.

Er hatte im Zirkus sein Schicksal von dem des

Tarautas abhängig gemacht, und wenn er im Andenken an ihn Zähren vergoß, so galten sie wohl weniger dem Gladiator, als dem baldigen Ende des eigenen Lebens, das ihm durch den Tod des Tarautas in Aussicht gestellt wurde.

Aber er hatte im Kriege und sonst sich gleichmütig genug den Pforten des Hades genähert, und während er der Kranken und des Tarautas in schmerzlichen Klagerufen gedachte, sah er vor dem inneren Auge kein Siechenbett und weniger noch die gedrungene Gestalt des wilden Zirkushelden, sondern die schlanke und biegsame der anmutigsten Jungfrau, und neben ihr einen geschwärzten, runden Mädchenarm, an dem eine goldene Spange blitzte.

Dies Weib! Dies verräterische, schändliche und doch so holdselige, liebenswerte Weib war vor ihm aus der Reihe der Lebenden gestrichen worden, und mit ihm, mit Melissa, die einzige, für die sein Herz je schneller geschlagen hatte, die Wunderthäterin, der die Macht eigen gewesen war, seine Schmerzen zu bannen, deren Liebe — jetzt wollte er daran glauben und glaubte auch daran, obgleich er keine ihrer Bitten, Gnade zu üben, erhört — ihm die Kraft verliehen haben würde, ein milder Wohlthäter des Menschengeschlechtes, ein zweiter Trajan und Titus zu werden.

Daß er ihr, wenn sie ihm gefangen zugeführt worden wäre, die gräßlichsten Qualen und einen schimpflichen Tod in der Arena zugedacht hatte, wußte er nicht mehr. Es war ihm, als reiße das Ende der Roxane, mit der sein Lieblingswahn zunichte ging, ihm das Herz in Stücke, und die Jungfrau war es doch wohl, die er mit dem Namen des Gladiators auf den Lippen und mit der

Spange, seinem Geschenk, das sie bis ans Ende am Arm getragen haben sollte, vor Augen, so schmerzlich beweinte.

Doch es gelang ihm bald, diese weiche Regung zu bemeistern, und er schämte sich, Thränen um diejenige zu vergießen, die ihn betrogen hatte und vor seiner Liebe geflohen war.

Nur noch einmal schluchzte er laut auf. Dann erhob er sich und rief den Gästen mit dem Tuch an den Augen in schauspielerischem Pathos zu: „Ja, meine Freunde, erzählt nur jedem, der es hören will, ihr hättet den Bassianus weinen sehen; aber fügt auch hinzu, seine Thränen wären aus Kummer über die Notwendigkeit geflossen, eine so harte Strafe über viele seiner Unterthanen zu verhängen. Sagt ihnen auch, der Cäsar habe aus Mitleid geweint und vor Entrüstung. Oder welchen Guten zwänge es nicht zu Thränen, arme Kranke und Verwundete mißhandeln zu sehen? Welcher Menschenfreund könnte sich enthalten, laut aufzujammern beim Anblick der Ruchlosigkeit, die der heilige Schmerz der Kranken und Wunden nicht hindert, die meuchlerische Hand an sie zu legen? — Damit verteidigt mich vor den Römern, die es lüsten sollte, über die Weichmütigkeit des weinenden Kaisers, des ‚Schrecklichen‘, die Achseln zu zucken. Mein Amt fordert Strenge. Und doch, ihr Freunde, ich schäme mich nicht dieser Thränen.“

Damit verabschiedete er sich von den Gästen, um zur Ruhe zu gehen, und die Zurückbleibenden hielten jetzt jedes Wort der Rede, ja auch jede Thräne des Cäsar für schmählich erheuchelt.

Der frühere Schauspieler Theokrit bewunderte den Herrscher diesmal aus vollem Herzen; denn wie selten

gelang es auch den größten Mimen, durch einen bloßen Akt des Willens die Augen von einem Strom wirklicher, warmer Thränen — er hatte sie rinnen sehen — überfließen zu lassen.

Während Caracalla mit der Hand in der Mähne des Löwen auf die Thür zuschritt, flüsterte der Prätor Priscillianus dem Cilo zu: „Dein Schüler ist hier am Nil bei den weinenden Krokodilen in die Schule gegangen."

Auf dem großen Platze rasteten die Krieger von ihrem blutigen Tagewerk.

Wie in einem Feldlager hatten sie im Angesicht des vornehmsten Heiligtums einer großen Stadt Feuer entzündet. Um jedes her lagen und hockten abteilungsweise die Fußgänger und Reiter und erzählten einander bei dem Wein, den der Kaiser spendete, von den gräßlichen Erlebnissen dieses Tages, deren selbst diejenigen, welche sie reich gemacht hatten, nur widerwillig gedachten. Bei manchem Feuer kreisten silberne und goldene Pokale, die man eben erbeutet, goß man aus Krügen von edlem Metall den Rebensaft in die Becher.

Es ging laut her da unten; denn es herrschte zwar nur eine Meinung über das Geschehene; aber es gab doch Liebediener und Ehrgeizige, die es zu verteidigen wagten. Jedes Wort konnte an den Kaiser gelangen, und dieser Tag außer Geld und Gut noch Beförderung bringen.

Selbst die Ruhigeren waren noch erregt von der blutigen Aufgabe, die sie erfüllt, und dazu ward über die Beute verhandelt und ein lebhaftes Tauschgeschäft betrieben.

Als Caracalla an dem Altan vorbeikam, trat er, von Lichtträgern umgeben, einen Augenblick heraus, um seinen Getreuen für den Gehorsam und die Tapferkeit zu danken,

die sie auch heute bewährt. Die hochverräterischen Alexandriner wären nun bestraft, wie sie es verdienten. Je größer die Beute seiner lieben Waffenbrüder sei, um so mehr sollte es ihn freuen.

Dieser Rede dankte ein Jubelgeschrei, das sie laut genug übertönte; der Cäsar aber hatte seine teuer erkauften Gehilfen ihm schon mit ganz anderer Kraft und Wärme zujauchzen hören. Es gab da sogar ganze Gruppen, die nicht mitriefen oder den Mund nur zum Schein zu öffnen schienen.

Sein Ohr war scharf für dergleichen.

Welchen Grund hatten sie, nach solcher Beute, obgleich sie noch nicht wußten, daß ein neuer Partherkrieg beginne, der manchem reich Gewordenen ungelegen kommen mochte, unzufrieden zu sein?

Das mußte ergründet werden, wenn auch nicht heute.

Sicher waren sie ihm; denn sie gehörten dem Meistbietenden, und er hatte dafür gesorgt, das es keinen im Reiche gab, dessen Mittel den seinen gleichgekommen wären. Aber daß sie sich so lau gezeigt hatten, verdroß ihn. Gerade heute wäre ihm ein enthusiastisch-stürmischer Zuruf wohlthuend gewesen. Das hätten sie sich sagen müssen, und mit stillem Groll betrat er das Schlafgemach.

Dort wartete der Freigelassene Epagathos, der alte Adventus und der gelehrte indische Leibsklave Arjuna. Dieser sprach nie ungefragt, und die beiden anderen hüteten sich wohl, das Wort an den Kaiser zu richten. So war es denn ganz still in dem weiten Raume, während der Inder den Gebieter entkleidete.

Caracalla behauptete oft, die Finger dieses Mannes hätten an Weichheit und Behutsamkeit nicht ihresgleichen;

heute aber zitterten sie, während sie den Lorbeer von dem Haupte des Cäsar lösten und ihm den gepolsterten Panzer aufschnürten. Was da geschehen war, hatte diesem Manne, dem in seiner indischen Heimat die höchste Achtung vor dem Leben, ja auch vor dem der Tiere, von Kind an eingeschärft worden war, die Seele bis ins Innerste erschüttert. Er, der sich nur von Pflanzenstoffen nährte und alles Blutige verabscheute, empfand jetzt einen tiefen Widerwillen gegen alles, was ihn umgab, und große Sehnsucht nach dem stillen, reinen Gelehrtenheim, aus dem man ihn als Jüngling geraubt, war mit wachsender Gewalt über ihn gekommen.

Hier war nichts, dessen Berührung ihn nicht verunreinigt hätte, und die Finger zogen sich ihm scheu zusammen, als die Pflicht ihn zwang, den Leib dessen zu berühren, der in der Vorstellung des Inders von Menschenblut troff und den der Fluch der Götter und Menschen wie mit einem Aussatz bedeckte.

Arjuna eilte sich, um bald aus der Nähe des Gräßlichen zu kommen, und der Cäsar tadelte ihn nicht und bemerkte weder die Blässe seiner schönen bräunlichen Züge, noch das Zittern seiner schmalen Hand; denn eine Fülle von eigenen Gedanken machte ihn taub und blind für seine Umgebung.

Erst drehten sie sich um das Geschehene; als ihm aber der Inder den wärmenden Panzer abgezogen hatte, traf ihn die kühl in das Gemach dringende Nachtluft, und er schauerte zusammen.

Wenn das der Geist des erschlagenen Tarautas war, der den Weg durch das offene Fenster gefunden? Der kalte Hauch, der ihm die Wangen berührte, war gewiß kein

bloßer Zugwind. Er blies ihn an wie ein menschlicher Atem; und doch war er nicht warm, sondern kalt. Kam er von dem Geiste des Erschlagenen, so mußte er ihm ganz nahe sein. Und der Wahn gewann schnell festere Formen und zeigte ihm eine schwankende Männergestalt, die ihm winkte und ihm die leichte, kühle Hand auf die Schulter legte.

Er, der Cäsar, hatte ja sein Geschick an das des Gladiators geknüpft, und nun kam er, um ihn zu mahnen.

Doch Caracalla war nicht gewillt, ihm zu folgen, und gebot der Erscheinung mit einem lauten: „Fort!“, von ihm zu lassen.

Der Inder schrak bei diesem Rufe zusammen und ersuchte den Cäsar, kaum mehr der Sprache mächtig, sich zu setzen, damit er ihm die Schnürschuhe von den Füßen löse, und jetzt erkannte Caracalla, daß ihn nur ein Trugbild geängstigt, und zuckte beschämt die Achseln.

Während der Sklave die Hände rührte, trocknete er sich die perlende Stirn und sagte sich mit einem überlegenen Lächeln, daß die Geister ja nicht bei Licht und in Gegenwart anderer erschienen.

Endlich verabschiedete er den Inder und bestieg das Lager.

Das Haupt glühte ihm, und das schnell klopfende Herz hinderte ihn am Entschlafen.

Epagathos und Adventus folgten auf sein Geheiß dem Inder in das Nebengemach, nachdem sie die Lampe verlöscht.

Caracalla war allein und im Dunkeln.

Den Schlummer erwartend streckte er sich aus; doch er blieb so wach wie bei Tage.

Immerfort mußte er des Geschehenen denken. Auch sein Feind konnte nicht leugnen, daß es seine Pflicht als Mensch und Kaiser gewesen, die härteste Strafe über diese Stadt zu verhängen, sie seine rächende Hand fühlen zu lassen, und doch begann er, die Ruchlosigkeit des Geschehenen zu empfinden. Er hätte das alles so gern mit einem andern besprochen. Aber Philostratus, der einzige, der ihn verstand, war unerreichbar. Er hatte ihn zu der Mutter geschickt. Und zu welchem Zwecke? Um ihr mitzuteilen, daß er eine Gemahlin nach seinem Herzen gefunden, und um das ihre für sie zu gewinnen.

Bei diesem Gedanken wallte das Blut ihm auf vor Scham und Ingrimm. Schon vor der Hochzeit hatte die Erwählte ihm die Treue gebrochen. Vor seiner Umarmung war sie geflohen, jetzt wußte er es, auf Nimmerwiedersehen, in den Tod.

Er hätte dem Philostratus gern eine Galeere nachgesandt, um ihn zurückzubringen, doch das Schiff, dessen er sich bediente, gehörte zu den schnellsten der kaiserlichen Flotte, und bei dem großen Vorsprung, den es gewonnen, konnte es schwerlich eingeholt werden.

So würde denn der Philosoph in wenigen Tagen der Mutter begegnen, und wenn einer, so verstand er es, die Schönheit und Tugend Melissas mit glänzenden Farben zu schildern. Daß er es gegenüber seiner kaiserlichen Freundin thun werde, unterlag keinem Zweifel.

Aber die stolze Julia würde schwerlich geneigt sein, das Steinschneiderkind als Tochter anzunehmen; ja, sie wünschte überhaupt nicht seine Wiedervermählung.

Was war er auch ihrem Herzen?

Dem Knaben ihrer Nichte Mammaea*) gehörte es, und es sollten sich ja alle Gaben und Tugenden in dem Bürschchen vereinen!

Das würde einen Jubel geben unter den Weibern am Hofe der Julia, wenn man erfuhr, daß die erwählte Braut des Cäsar ihn und mit ihm den Purpur verschmähte.

Doch lange sollte die Freude nicht dauern; denn die Nachricht von den hunderttausend mit dem Tode bestraften Alexandrinern würde, er wußte es, die Frauen wie ein Peitschenhieb treffen.

Es war ihm, als hörte er sie heulen und jammern, als sähe er das Entsetzen des Philostratus vor Augen, und wie er mit den Weibern den ungeheuren Frevel beklagte. Er, der Philosoph, war vielleicht ernstlich betrübt, und hätte er ihn heute morgen an seiner Seite gehabt, wäre vielleicht alles anders gekommen.

Doch nun war das Unerhörte geschehen, und es galt, die Folgen zu tragen.

Die Besseren — sie hatten schon das letzte Mahl nicht mit ihm geteilt — würde, das lag auf der Hand, diese That fern von ihm halten. Dafür brachte sie das Gelichter ihm näher, das er in seine Nähe gezogen. Die Theokrit und Pandion, die Antigonus und Epagathos, den Alexander-Priester, der zu Rom in Schulden erstickt war und den in Aegypten ein weites Gewissen wieder zum reichen Manne gemacht hatte, schloß sie fester an seine Person.

„Gesindel!“ murmelte er vor sich hin.

---

*) Der dritte Kaiser nach Caracalla, Alexander Severus.

Wenn Philostratus nur zu ihm zurückkehren wollte! Doch er durfte es kaum hoffen. Die Schlechten sorgten so viel besser um den Bestand und die Vermehrung ihrer Gattung als die Guten. Wenn von jenen einer abfiel, gleich wandten ihm die Rechtschaffenen den Rücken, und wenn der Abtrünnige zu ihnen zurückkehren wollte, so wiesen die Guten ihn ab oder gingen ihm aus dem Wege. Aber die Schlechten wußten den Gefallenen schnell zu finden. Sie hingen sich an ihn und wehrten ihm die Umkehr. Ihre Reihen standen jedem immerdar offen, so fest er sich auch früher zu den Guten gehalten haben mochte.

Ausschließlich mit diesem Gelichter zu verkehren, es war abscheulich. In seine Nähe zwingen konnte er jeden. Doch was nützten ihm stumme und dazu widerwillige Genossen! Und wer trug die Schuld, daß er den besten unter den Guten, den Philostratus, fortgeschickt hatte? Sie, von der er Glück und Frieden erwartet, die treulose Betrügerin, die sich mit ihm verbunden zu fühlen versichert hatte, die Gauklerin, in der er die Seele Roxanes vermutet . . .

Aber sie war ja nicht mehr.

Auf dem Tischchen bei seinem Lager lag — er sah sie auch in der Finsternis vor Augen — unter seinem eigenen Schmuck die goldene Schlange, die er ihr geschenkt, und die noch ihre Leiche geschmückt hatte.

Da überlief es ihn kalt, und es war ihm, als tauche aus dem Dunkel ein von Ruß geschwärzter Frauenarm, und als löse sich von seiner Rundung die goldene Schlange und züngle, wie zum Bisse bereit, ihm entgegen.

Da schrak er entsetzt zusammen und verbarg das Haupt unter der Decke.

Aber beschämt und unwillig über die eigene thörichte

Schwäche entzog er sich bald wieder dem dumpfen Versteck, und eine innere Stimme legte ihm höhnisch die Frage vor, ob er immer noch glaube, daß die Seele des großen makedonischen Helden sich seinen Leib zur Wohnung erwählte.

Mit dieser stolzen Ueberzeugung mußte es aus sein. Er hatte so wenig zu schaffen mit dem großen Alexander wie Melissa mit der Roxane, der sie gleichsah.

Das Blut gärte ihm heiß in den Adern. So fortzuleben schien ihm unmöglich.

Wenn es Tag wurde, mußte es sich ergeben, daß er einer schweren Krankheit verfallen. Der Geist des Tarautas erschien dann wohl wieder — doch nicht nur als nichtiges Trugbild — und machte dem grausen Elend ein Ende.

Aber sein Puls, den er selbst befühlte, schlug nicht schneller als sonst. Er hatte kein Fieber, und doch mußte er krank sein, schwer krank.

Da stieg es ihm wieder so heiß auf, daß er ersticken zu müssen meinte.

Schweratmend richtete er sich in die Höhe, um den Arzt zu rufen.

Da gewahrte er Licht durch die angelehnte Thür des Nebengemaches.

Man redete darin, und er erkannte die Stimmen des Adventus und des Inders.

Dieser war sonst so verschlossen, daß Philostratus sich vergebens bemüht hatte, Näheres über die Lehren der „Brachmanen“, unter denen Apollonius von Tyana die höchste Weisheit gefunden zu haben versicherte, und die Sitten seines Volkes von ihm zu erfragen. Und Arjuna war doch

wohl unterrichtet und verstand sogar die Schrift seines Volkes zu lesen. Die parthische Gesandtschaft hatte dies besonders betont, wie sie ihn dem Cäsar als Geschenk ihres Herrn überbrachte. Doch Arjuna würdigte keinen der Fremden, die ihn umgaben, seines Vertrauens. Nur mit dem alten Adventus ließ er sich zuweilen in ein längeres Gespräch ein; denn der Kämmerer trug Sorge, daß er mit der Pflanzenkost genährt wurde, an die er, der kein Fleisch über die Lippen brachte, gewöhnt war. Jetzt redete er wieder mit dem Alten, und Caracalla richtete sich auf und legte die Hand an das Ohr.

Der Inder hatte sich in eine der Schriften seines Volkes versenkt, die er bei sich führte.

„Was liest Du da?“ frug der Kämmerer.

„Eine Schrift,“ versetzte Arjuna, „aus der man lernen kann, was aus mir und Dir und all den Verbluteten wird nach dem Tode.“

„Wer das wüßte,“ klang es mit einem Seufzer aus der Brust des Alten, und Arjuna entgegnete entschieden: „Hier steht es geschrieben, und es ist kein Zweifel daran. Willst Du es hören?“

„Gewiß!“ rief der Alte gespannt, und der Inder begann aus seinem Buche zu übersetzen: „Wenn der Mensch stirbt, so gehen seine Teile dahin, wohin sie gehören: Seine Stimme geht hin zu dem Feuer, sein Atem zu dem Winde, sein Auge zu der Sonne, sein Geist zu dem Monde, sein Gehör wird eins mit dem Raume, sein Leib mit der Erde, sein Selbst verschmilzt mit dem Aether, seine Haare werden zu Gesträuch, die Locken seines Hauptes zu Kronen der Bäume, sein Blut kehrt zum Wasser zurück. So gesellt sich jeder Teil des Menschen wieder

dem Teil im Weltall, zu dem er gehört, und von ihm selbst, von seinem eigenen Wesen bleibt nichts übrig als eins, — doch wie das heißt, ist ein großes Geheimnis."

Gespannten Ohres war Caracalla bis dahin dem Inder gefolgt.

Seine Rede gefiel ihm.

Auch ihn, den Cäsar, mußte der Senat wohl nach dem Tode zu den Göttern gesellen, doch hielt er es für gewiß, daß die Olympier ihn nie und nimmer in ihre Mitte aufnehmen würden. Dazu war er Philosoph genug, um zu wissen, daß nichts Seiendes zu Nichts werden könne. Doch die Rückkehr der Teile seines Wesens in diejenigen des Weltalls, denen sie angehören sollten, diese Ansicht gefiel ihm. In der Lehre des Inders gab es zudem keinen Raum für die Verantwortlichkeit der Seele, für ein Gericht nach dem Tode.

Der Cäsar neigte sich auch schon vor, um dem Sklaven zu befehlen, sein Geheimnis zu enthüllen, als Adventus ihm mit dem Rufe zuvorkam: „Mir kannst Du schon anvertrauen, was von mir übrig bleibt, wenn Du nicht die Würmer meinst, die mich fressen und aus mir entstehen. Viel wert ist es gewiß nicht, und ich verrate es keinem."

Da versetzte Arjuna feierlich: „Eines von Dir bleibt bestehen in alle Ewigkeit und geht nicht verloren im Kreislaufe des Weltenlebens, und das ist ‚die That'."

„Das weiß ich selbst," entgegnete der Alte und zuckte gleichgiltig die Achseln; auf den Kaiser aber wirkte das Wort wie ein Blitzschlag.

Atemlos lauschte er zu dem Inder hinüber, um mehr

zu vernehmen, doch Arjuna, der beschämt wahrnahm, daß er das Höchste an einen Unwürdigen verschwendete, las schon weiter, und der Alte streckte sich aus, um ein wenig zu schlummern.

Alles blieb still in dem Schlafgemach und in seiner Umgebung; nur das schreckliche Wort: „Die That" hallte wider in den Ohren des Mannes, der sich erst eben mit der unerhörtesten aller Schandthaten befleckt. Er konnte nicht los von dem schrecklichen Worte, und alles, was er von Kind an verschuldet, kehrte ihm in die Vorstellung zurück und häufte sich zu einem Berge zusammen, der ihm wie ein Alb die Brust belastete.

Die That!

Fortleben sollte auch die seine, und mit ihr sein Name, verflucht, verabscheut von den fernsten Geschlechtern. Auch in den Hades trugen die Seelen der Ermordeten die Kunde von den Thaten, die er begangen, und kam der Tarautas und zog ihn sich nach, dann empfingen ihn dort die Legionen der empörten Schatten, — die Hunderttausend — und ihnen voran sein strenger Vater, und die anderen würdigen Männer, die Rom ruhmreich und weise gelenkt, und riefen ihm ins Antlitz: „Hunderttausendfältiger Mörder! Plünderer des Staats! Verderber des Heeres!" und zogen ihn vor Gericht, und bevor noch das Urteil gesprochen, stürzten die Hunderttausend, und ihnen voran das würdigste seiner Opfer, der edle Papinian, auf ihn ein und rissen ihn in Stücke.

Im Halbschlaf fühlte er ihre kalten, luftigen Hände am Haupt, an den Armen, überall, wo der kühle Hauch der schwindenden Nacht, der durch das Fenster drang, ihn berührte, und laut aufheulend schnellte er, von einem

Schlage der Schattenhand des alten Vindex getroffen, in die Höhe.

Da eilten Adventus, der Inder und auch Epagathos, der seine Stimme im zweiten Zimmer vernommen hatte, erschrocken herbei. Von hellem Angstschweiß bedeckt, keuchend, mit stierem Blick fanden sie den Gebieter, und der Freigelassene eilte fort, um den Arzt zu rufen.

Als dieser erschien, wies Caracalla ihn ärgerlich aus dem Zimmer; denn er fühlte keine Störung in seinem körperlichen Befinden.

Unbekleidet begab er sich an das Fenster.

Es währte noch drei Stunden bis zum Aufgang der Sonne.

Dennoch befahl er, ihn anzukleiden, das Bad zu rüsten, Macrinus und andere zu rufen.

Lieber in siedendes Wasser als zurück in die Schrecknisse dieses Lagers!

Der Tag, das lebendige Leben mußten sie bannen.

Aber dem Abend folgte wieder eine Nacht, und wenn sich in ihr und denen, die ihr folgten, wiederholte, was er eben erlitten, so kam er um den Verstand, so wollte er den Geist des Tarautas segnen, wenn er erschien, um ihn sich nachzuziehen in den Tod.

Aber die „That,“ die schreckliche — der Inder hatte recht — sie blieb hinter ihm auf Erden zurück und lehrte die Menschheit ihm fluchen.

Ob es noch Zeit war, ob er noch die Fähigkeit besaß, das Begangene durch edle, durch große, durch herrliche Thaten zu sühnen?

Aber die Hunderttausend?

Wie ein Wall stellte diese Zahl sich vor jeden Vorsatz,

den er zu fassen versuchte, während er mit dem Löwen in das Bad ging, sich in dem lauen Wasser wiegte und endlich unter frischen Linnentüchern rastete.

Keiner hatte ihn bisher anzureden gewagt. Sein Aussehen war zu bedrohlich gewesen.

In einem Nebenraume des Badezimmers ließ er sich das Frühmahl auftragen. Es war einfach wie immer, und doch konnte er nur wenige Bissen genießen; denn alles schmeckte ihm bitter.

Der Präfekt der Prätorianer war geweckt worden und sein Erscheinen dem Kaiser willkommen. In Geschäften vergaß er am leichtesten, was ihn bedrückte. Je ernster sie waren, desto besser, und Macrinus sah aus, als würde es Wichtiges zu erledigen geben.

Die erste Frage des Kaisers bezog sich auf die parthische Gesandtschaft. Sie hatte in der That die Stadt verlassen, und es galt, den Krieg vorzubereiten.

Caracalla wollte die Verwendung der einzelnen Legionen sogleich ins Auge fassen und die Legaten zu einem Kriegsrat zusammenberufen, doch der Präfekt war bei der vorbereitenden Verhandlung nicht wie sonst bei der Sache.

Er hatte etwas mitzuteilen, das dem Cäsar, er wußte es, über alles gehen würde. Wenn es sich bewahrheitete, mußte es ihn vollkommen von den Regierungsgeschäften abziehen, und das bezweckte Macrinus, als er, bevor er die Berufung der Legaten verordnete, scheinbar widerwillig bemerkte, der Cäsar werde ihm zürnen, wenn er durch den Kriegsrat die Mitteilung einer Kunde verzögere, die ihm vorhin zu Ohren gekommen.

„Erst die Geschäfte!“ rief Caracalla mit abweisender Bestimmtheit.

„Wie Du befiehlst. Ich dachte nur an die Versicherung eines Beamten dieses Hauses, daß die Tochter des Steinschneiders — Du weißt ja — noch lebt ...“

Doch weiter kam er nicht; denn Caracalla war jäh aufgesprungen und verlangte mit glühendem Haupte, Näheres zu erfahren.

Da berichtete Macrinus, daß vorhin einer der Schlächter im Opferhof ihm mitgeteilt habe, Melissa sei gestern nachmittag gesehen worden, und sie befinde sich im Serapeum.

Näheres wußte der Präfekt nicht zu berichten, und nun entsandte ihn der Kaiser sofort, um sich Gewißheit zu verschaffen, bevor er sich selbst an die Prüfung dieser Nachricht begab.

Wie neu belebt wandelte er auf und nieder.

Seine Augen funkelten, und schnell atmend strengte er sich an, um die Ueberfülle der Vorsätze, Anschläge, Wünsche, die auf ihn einstürmten, in Ordnung zu bringen.

Er mußte die Entflohene strafen, aber noch gewisser wollte er sie nicht wieder von sich lassen und ihrer genießen.

Wär' es doch angegangen, sie erst den wilden Tieren vorzuwerfen und sie dann neu ins Leben zu rufen, sie mit dem kaiserlichen Diadem zu schmücken und mit allen Gaben zu überhäufen, die Macht und Reichtum zu gewähren vermögen. Jeder Wunsch sollte ihr an den Augen abgesehen werden, wenn sie sich nur wieder entschloß, ihm die Hand auf die Stirn zu legen, ihm den Schmerz aus dem Haupte zu treiben und den Schlaf an sein Schreckenslager zurückzurufen.

Er hatte ihr nichts angethan; ja, jede Bitte, die sie an ihn gerichtet ... Da trat ihm plötzlich das Bild des alten Binder und seines Neffen vor die Seele, die er

trotz ihrer Fürsprache dem Henker überantwortet hatte, und wieder scholl ihm das furchtbare Wort „die That“ an das innere Ohr.

Wollten ihn die gräßlichen Gedanken auch in den Tag hinein verfolgen?

Aber nein! Im wachen Leben gab es so viel, was ihm die Macht verlieh, sie zu zerstreuen.

Der Küchenmeister wurde gemeldet; doch was fragte Caracalla nach Zungenkitzel, nun er hoffen durfte, Melissa wieder zu begegnen. Gleichgiltig gab er darum dem geschickten und erfindungsreichen Manne freie Hand.

Dem Verschwinden des Koches folgte schnell die Rückkehr des Präfekten.

Der Schlächter war zu seiner Nachricht durch einen Genossen gekommen, der Melissa gestern an einem der Fenster der Mysterienräume im obersten Stockwerke des Serapeums zweimal, und zwar am Nachmittag, gesehen haben wollte. Er hatte die Belohnung zu gewinnen beabsichtigt, die für die Einbringung der Entflohenen ausgesetzt worden war, und dem andern Schlächter, wenn er ihm beim Fange des Mädchens Beistand leiste, einen Teil des Gewinnes versprochen. Aber der erstere war um Sonnenuntergang auf die Nachricht hin, daß das Morden eingestellt worden sei, unvorsichtigerweise in die Stadt gegangen und dort von einem trunkenen Soldaten der Scythischen Legion erschlagen worden.

Die Leiche des Unglücklichen hatte man aufgefunden, und der zweite Schlächter beteuerte, fest überzeugt von der Wahrheit des Berichtes seines erschlagenen Genossen zu sein, der, wie auch der oberste Opferschauer versicherte, ein nüchterner und zuverlässiger Mann gewesen.

Diese Auskunft genügte dem Kaiser.

Macrinus sollte zunächst den Oberpriester zu ihm führen und dabei Sorge tragen, daß er nichts unternehme, um Melissa neu zu verbergen.

Der Schlächter hielt schon im geheimen mit einigen Genossen, die teil an dem Auslieferungslohn haben sollten, seit Sonnenaufgang alle Thore des Serapeums und die Haupttreppe besetzt, die von den Mysterienräumen in das untere Stockwerk führten.

Ungesäumt folgte der Präfekt dem Befehle des Herrschers.

Auf der Schwelle begegnete er dem Küchenmeister, der zurückkehrte, um dem Cäsar die Folge der Gerichte zur Begutachtung vorzulegen.

Er fand Caracalla verändert, wie verjüngt und in heiterster Stimmung. Nachdem er die Vorschläge des Beamten schnell gebilligt, fragte er ihn, in welchem Teile des Baues die Mysterienräume gelegen wären, und als er erfuhr, daß die Treppe, die zu ihnen hinanführte, bei der Küche begann, die für den Bedarf des Cäsar unter den Tempellaboratorien eingerichtet worden war, verhieß Caracalla in beinahe übermütigem Tone, einen Blick in die Werkstätte der Köche zu werfen. Auch den Löwen werde er mitbringen, damit er sich für das gute Fleisch bedanke, das ihm stets geliefert worden sei.

Erfreut über die ungewöhnliche Huld des Gebieters, dessen Zorn sich oft genug auch auf ihn entlud, begab sich der Oberkoch an den Herd zurück.

Dieser stand in einer weiten Halle, die ursprünglich das größte der Laboratorien gewesen, in denen man die

Räucherungsmittel für das Heiligtum und die Medikamente für die Krankenstuben des Tempels bereitete.

Es schlossen sich an sie kleinere Säle und Zimmer, worin auch jetzt noch einige priesterliche Verfertiger des Kyphi und Arzneibereiter des Tempels thätig waren.

Stolz auf die Verheißung des Cäsar berichtete der Küchenmeister seinen Untergebenen, welcher Besuch sie vielleicht erwarte, und begab sich dann auch an die Thür des nächsten, kleinen Laboratoriums, um dem dort arbeitenden alten Pastophoren, dem er manchen guten Dienst verdankte, mitzuteilen, wenn er den Herrscher sehen wolle, brauche er nur das auf die Stiege führende Pförtchen zu öffnen. Er werde gleich mit seinem berühmten Löwen zu den Mysterienräumen hinansteigen. Man brauche sich nicht vor dem Tiere zu fürchten. Es sei zahm, und der Kaiser liebe es wie einen eigenen Sohn.

Da murmelte der alte Arzneimischer eine Antwort vor sich hin, die eher einem Fluche glich als dem erwarteten Dank, und der Küchenmeister bedauerte schon, den Löwen vor diesem Manne mit einem „Sohne" verglichen zu haben; denn der Pastophore trug ein dunkles Trauergewand, und zwei blühende Söhne waren ihm gestern mit den anderen Jünglingen im Stadium erschlagen worden.

Doch der Vorstand der Köche vergaß bald den Alten; denn es galt, seine Untergebenen anzutreiben, die Stätte ihrer Thätigkeit schnell aufzuräumen und für den hohen Besuch vorzubereiten. Während er bald hier, bald dort selbst Hand anlegte, betrat der Pastophore die Küche und bat, sich ein Stück Hammelfleisch nehmen zu dürfen.

Dies wurde ihm mit einem hastigen Wink auf die

frisch geschlachteten Tiere gern gestattet, und der Alte machte sich lange am Rücken des einen zu schaffen.

Endlich hatte er abgeschnitten, wessen er bedurfte, und mit besonderer Zärtlichkeit blickte er auf das rote, sehnenlose Fleischstück.

In seinem Laboratorium riegelte er schnell die Thür zu, und als er es wenige Minuten später verließ, hatte das faltige Gesicht des stillen, friedsamen Greises einen bösen, schadenfrohen Ausdruck gewonnen.

Vor der Treppe schaute er sich spähend um; bald aber eilte er behend wie in jüngeren Jahren die Stufenreihe hinan und preßte das Fleischstück bei einer Biegnng der Treppe an den untersten Fuß des Geländers.

So schnell, wie er gekommen war, kehrte er zurück, warf durch das offene Laboratoriumfenster einen schmerzlichen Blick auf das Stadium, wo erschlagen lag, was ihm das Leben verschönt hatte, und fuhr sich über die feuchte Wange. Endlich begann er die Arbeit von neuem; doch er war nicht wie sonst bei der Sache. Mit zitternden Fingern wog er Wachholderbeeren und Zedernharz ab und lauschte dabei mit verhaltenem Atem nach der Treppe hin.

Jetzt ward es laut auf ihr, und Küchensklaven riefen, der Cäsar komme. Da trat er aus dem Laboratorium hinter die anderen, um auch etwas zu sehen, und ein Bratenwender machte unaufgefordert dem bekümmerten Greise Platz, um ihm die Aussicht nicht zu versperren.

War der kleine, junge Mann, der dort seinem Gefolge voran neben dem Oberpriester so heiter und eilfertig die Treppe hinanstieg, das finstere Scheusal, das auch

ihm die blühenden Söhne gemordet? Wie so ganz anders hatte er sich den Schrecklichen gedacht. Jetzt lachte der Cäsar sogar, und der stattliche Herr in Purpur hinter ihm — der Küchenmeister sagte, es sei der römische Alexander-Priester, der mit Theophilus nicht gut stehe — erteilte ihm eine muntere Antwort.

Ob sie des Oberpriesters spotteten?

So bleich und verstört war dem Alten das Haupt des Tempels, das er seit vielen Jahren kannte, noch nie erschienen.

Und Theophilus hatte Grund zu schwerer Besorgnis; denn ihm ahnte, wen der Kaiser in den Mysterienräumen suche, und daß seine Gattin Melissa in den Gemächern verborgen hielt, zu denen er jetzt den Weg wies. Als Macrinus ihn rief, hatte er sich keine Gewißheit verschaffen können; denn der Präfekt war ihm nicht von der Seite gewichen, und Frau Euryale befand sich in der Stadt, um mit anderen Frauen für die Unterbringung und Wartung der Verwundeten zu sorgen, die man unter den Toten gefunden.

Den Kaiser freute das veränderte, bedrückte und düstere Wesen dieses sonst so selbstbewußten Mannes; denn er meinte daraus zu ersehen, daß Theophilus Kenntnis von dem Versteck Melissas besaß; und so scherzte er mit dem Alexander-Priester, dem Präfekten Macrinus, dem Günstling Theokrit und anderen „Freunden", die ihn begleiteten, während er den Oberpriester scheinbar unbeachtet ließ und der Jungfrau mit keinem Worte erwähnte.

Kaum waren sie an dem Alten vorübergeschritten und das „Heil dem Cäsar" der Küchendiener eben verhallt, als Frau Euryale, bleich wie der Tod, zu ihnen

trat und sie mit zitternder Stimme frug, ob sie ihren Gatten gesehen, und wohin er den Kaiser geführt.

Sie war auf halbem Wege zurückgekehrt, um gehorsam dem Drang ihres Herzens, bevor sie an ihr Samariterwerk ging, Melissa in ihrem Versteck zu begrüßen und ihr am Eingang dieses neuen, einsamen und angstvollen Tages das Gesicht einer Freundin zu zeigen.

Bei der Antwort, die ihr willig zu teil ward, wankten ihr die Kniee, und der Küchenmeister, der sie taumeln sah, richtete sie auf und führte sie in das Laboratorium, wo die Essenzen des Pastophoren ihr bald wieder die gelähmte Widerstandskraft zurückgaben.

Frau Euryale kannte den Alten seit vielen Jahren, und als sie sein Trauerkleid bemerkte, frug sie teilnahmsvoll: „Auch Dich hat es getroffen?“

„Alle beide,“ lautete die Antwort. „Du warst ihnen ja auch gut. Wie die Opfertiere geschlachtet. Dort drüben im Stadium,“ und dabei floß dem Greise Thräne auf Thräne über die faltigen Wangen.

Da hob die Matrone die Hände, als wollte sie den Himmel anrufen, diesem Uebermaß des Frevels zu steuern, und im nämlichen Augenblicke scholl von oben her ein lautes Jammergeheul, und ihm folgte ein wildes Durcheinanderrufen männlicher Stimmen.

Fassungslos schwankte Frau Euryale an die Treppe.

Hatte man Melissa in dem Verstecke gefunden, so war es um ihren Gatten geschehen, und sie trug Schuld an seinem Verderben. Doch die Mysterienräume konnten noch kaum geöffnet worden sein, und das Mädchen war klug und behend und entkam vielleicht, wenn sie die Männer nahen hörte, beizeiten.

Atemlos eilte sie an das Fenster.

Da unten befand sich der Stein, der Melissa den Ausgang gewähren sollte; aber zwischen ihm und dem Stadium wimmelte es von Menschen, und an jeder Thür des Serapeums, ja sogar vor der nur den Eingeweihten bekannten Granitpforte standen Lictoren und neben den Opferschlächtern andere Bedienstete des Heiligtums, die hier Wache zu halten schienen.

Trat Melissa jetzt ins Freie, so war sie eine Gefangene, und es mußte an den Tag kommen, wer ihr das Versteck geöffnet hatte, das sie verbarg.

Jetzt jagte Theokrit mit großen Sätzen die Treppe herunter und schrie ihr entgegen: „Der Löwe! Ein Arzt! Wo finde ich Aerzte?“

Da wies die Matrone auf den Alten, der zu den Heilkünstlern des Tempels gehörte, und der Günstling schrie ihm nur hastig zu: „Hinauf!“ und eilte dann weiter, ohne Frau Euryales Frage nach Melissa zu beachten; der Alte aber lachte ihm heiser nach: „Ich bin kein Tierarzt!“

Dann wandte er sich an die Matrone und sagte ernst: „Es ist mir leid um den Löwen. Du kennst mich ja, Frau. Keine Fliege konnt' ich leiden sehen bis gestern. Aber dies Tier! Wie ein eigener Sohn war es dem Bluthund, und er soll auch einmal fühlen, was weh thut. Der Löwe hat sein Teil. Kein Arzt der Welt macht ihn wieder lebendig.“

Damit begab er sich gesenkten Hauptes in das Laboratorium zurück; die Matrone aber ahnte, daß dieser stille, gute Mensch trotz seiner weißen Haare zu einem Giftmörder geworden war, und daß er den Tod des schönen, unschuldigen Tieres verschuldet.

Ein kalter Schauer überlief sie.

Wohin dieser Unselige trat, wurde das Gute schlecht, und Angst, Elend und Tod traten an die Stelle des Friedens, des Glückes, des Lebens.

Auch sie hatte er zu einem Unrecht gezwungen, zur Widersetzlichkeit gegen ihren Herrn und Gemahl.

Es sollte sich jetzt rächen, daß sie Melissa trotz seines Verbotes heimlich verborgen.

Er und sie mit ihm hatten diese That vielleicht mit dem Leben zu bezahlen; denn wie jäh mußte der Mord dieses Tieres jede wilde Leidenschaft in dem Cäsar entfesseln!

Sie wußte, daß Caracalla sie schätzte. Vielleicht schonte er um ihretwillen des Gatten.

Aber Melissa?

Was würde er über sie verhängen, wenn man sie aus dem Verstecke hervorzog, und man mußte sie ja entdecken! Sie vor die wilden Tiere zu werfen, hatte er gedroht, und sollte sie ihr dies schreckliche Los nicht lieber wünschen als die Vergebung und ein neues Erwachen der Leidenschaft des Kaisers?

Bleich und thränenlos, doch bis in die Grundtiefen der Seele erschüttert, lehnte sie sich an die Brüstung der Treppe und sprach ein Gebet, in dem sie sich, den Gatten und Melissa dem Schutze des Himmels befahl. Dann eilte sie die Stufen hinan.

Die Flügel der Hauptthür, die in die Mysterienräume führten, standen weit offen, und der erste, dem sie begegnete, war ihr Gemahl.

„Du hier?" frug er leise. „Danken wir den Göttern, daß Dich das milde Herz nicht verleitete, das Mädchen

hier zu verbergen. Ich zitterte schon für sie und für uns alle. Aber keine Spur von ihr, weder hier noch auf der geheimen Treppe. Welch ein Morgen, und was für ein Tag wird ihm folgen! Da liegt der Löwe des Cäsar! Bestätigt sich sein Verdacht, ward das Tier vergiftet, dann wehe unserer armen Stadt, dann wehe uns allen!"

Und des Kaisers Anblick berechtigte zu der schwersten Besorgnis.

Eben hatte er sich wieder neben den ermordeten Freund zu Boden geworfen und vergrub mit sonderbar wimmernden Klagelauten das Gesicht in seine prächtige Mähne. Dann hob er das regungslose Haupt des Löwen und küßte ihm das gebrochene Auge; als aber der schwere Kopf des Tieres ihm aus der Hand glitt und auf den Estrich aufschlug, sprang er wieder in die Höhe, schüttelte drohend die Faust und schrie: „Ja, er ward mir vergiftet! Den Thäter her, oder ihr folgt ihm!"

Da versicherte Macrinus, daß, wenn es in der That der Verruchteste aller Verruchten gewagt, diesem herrlichen, treuen König der Tiere ans Leben zu gehen, man den Mörder zu finden wissen werde; Caracalla aber kreischte ihm die Frage ins Antlitz: „Finden? Von Finden wagt ihr zu reden? Habt ihr mir denn die schon gebracht, die sich hieher verbarg? Fandet ihr sie, oder wo ist sie? Man hat sie gesehen, und sie muß hier sein!"

Damit eilte er von einem der schmalen Räume in den andern, riß in unwürdigem Eifer wie ein Sklave, der ein verlorenes Kleinod des Herrn sucht, die Schränke auf, schaute hinter jeden Vorhang, blickte auf der Feuerstelle zu der Esse empor, zerrte die Kleider, hinter denen

sie sich verborgen haben konnte, von den Haken, ließ sich die verborgenen Thüren zeigen und eilte die Treppe, auf der Melissa das Freie gesucht, herunter und wieder hinauf.

In dem Saale, wo nun Aerzte und ein großes Gefolge den Löwen umstanden, warf Caracalla sich mit triefender Stirn auf einen Sessel und hörte, zu Boden starrend, den Heilkünstlern zu, von denen die meisten Alexandriner waren und, um die Wut des Herrschers nicht noch mehr zu reizen, versicherten, es scheine, als habe den Löwen, der bei geringer Bewegung zu reichlich genährt worden sei, ein Herzschlag getroffen. Und weil das Gift in der That eine schnellere Wirkung geübt, als jedes dem Leibarzt bekannte, schloß auch er, der den Gebieter wie die anderen zu besänftigen wünschte, sich ihrer Aussage an.

Doch die wohlgemeinte Deutung der Aerzte wirkte ganz anders, als sie erwartet; denn während die Verfolgung und Bestrafung eines Mörders den Rachsüchtigen beschäftigt, ihn auf neue Gedanken gebracht und, ergriff man den Frevler, beruhigt hätte, sah er nun den Tod des Löwen als einen neuen Streich des Schicksals gegen seine Person an, und in dumpfem Groll sich selbst verzehrend, murmelte er wilde Verwünschungen vor sich hin und gebot dem Oberpriester höhnisch, ihm die Opfer zurückzugeben, die er an seinen Gott vergeudet, der so tückisch sei und ihm feindlich wie alles in dieser verruchten Stadt.

Dann stand er wieder auf, befahl den anderen, von der Leiche des Löwen zurückzutreten, und blickte lang, lang zu ihm nieder.

Dabei zeigte ihm die erregte Einbildungskraft, wie

Melissa das herrliche Tier streichelte, und wie es den harten Boden mit dem Schweife schlug, sobald es den leichten Schritt ihrer kleinen Füße vernahm. — Er hörte den Wohllaut ihrer Stimme, wenn sie dem Löwen schmeichelnd zusprach, und wieder fuhr er auf und begann die langen Räume zu durchsuchen, und rief, der Anwesenden nicht achtend, laut ihren Namen, bis Macrinus es wagte, ihm zu versichern, die Nachricht des Opferschlächters sei falsch gewesen. Er müsse eine andere für die Jungfrau gehalten haben; denn es sei sicher bestätigt worden, daß Melissa im Hause ihres Vaters verbrannt sei.

Da blickte er mit einem gläsernen, irren Blicke dem Präfekten ins Antlitz, und dieser wich entsetzt von dem Unglücklichen zurück, als er plötzlich laut aufschrie: „Die That, die That," und sich dabei mit der Faust vor die Stirn schlug.

Von diesem Augenblick an verlor Caracalla das Vermögen, die bunten Wahnbilder, die ihn verfolgten, von der Wirklichkeit zu sondern.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Acht Tage später ließ Caracalla Alexandria hinter sich, um in den Partherkrieg zu ziehen.

Was den Unglücklichen so schnell aus dem verhaßten Orte vertrieb, war die marternde Angst, dem Schicksal seines Löwen zu verfallen und von den Dämonen, die hier seine Frage an das Schicksal vernommen, dem gemordeten Tarautas nachgesandt zu werden.

Durchaus irrsinnig war er nicht; denn den Wahnvorstellungen, die ihn quälten, folgten oft viele Stunden, in denen er ungetrübten Geistes sprach, Erkundigungen einzog und Befehle erteilte.

Besonders ängstlich floh seine Seele jede Erinnerung an die Mutter, an Theokrit und alle, denen er früher seine Achtung geschenkt und deren Urteil ihm nicht gleichgiltig war.

In steter Furcht vor dem Dolch eines Rächers, die der Arzt sich, wie manche andere Sonderbarkeit, zu den krankhaften Erscheinungen seines Geisteslebens zu rechnen scheute, zeigte er sich nur noch den Kriegern, und oftmals sah man ihn sich mit einem Brei, den er selbst gekocht,

sättigen, um dem Gift zu entgehen, womit man seinen Löwen gemordet.

Die marternde Empfindung, von der ganzen Welt gehaßt, verabscheut, verfolgt zu werden, verließ den Unglücklichen niemals.

Bisweilen erinnerte er sich, daß einmal eine schöne Jungfrau für ihn gebetet; — wenn er aber versuchte, sich ihr Bild ins Gedächtnis zu rufen, sah er nur den geschwärzten Arm mit der goldenen Schlange, der ihn schon in der Nacht nach der furchtbarsten seiner Bluttaten geängstigt, sich gegen ihn erheben. Und jedesmal wurde er bei seinem Anblick an das Wort erinnert, das seine Seele auch jetzt noch am meisten quälte: die That.

Seine Umgebung, die es ihn bei Tag und Nacht angstvoll vor sich hinrufen hörte, erfuhr nie, woran er dabei dachte.

Als wilde Tiere den verurteilten Zminis in der Arena zerrissen, geschah es vor einem halb leeren Zuschauerraume, obgleich mehrere Legionen in den Zirkus kommandirt worden waren, um die Sitzreihen zu füllen. Ein großer Teil der Bürgerschaft war ja ermordet, der Rest aber hatte näher oder ferner stehende Liebe zu betrauern und blieb auch, um dem Verhaßten aus dem Wege zu gehen, von den Vorstellungen fern.

Der Präfekt Macrinus leitete beinahe unbeschränkt die Geschäfte der Regierung, denen der früher arbeitsame und seiner Herrscherpflichten sich wohl bewußte Cäsar nunmehr aus dem Wege ging.

Schon in Alexandria sah der Emporkömmling, wie die Voraussagung des Magiers Serapion sich der Erfüllung näherte. Er blieb auch mit dem Zukunftskünder

in enger Verbindung; — doch dieser ließ sich nur noch einmal kurz vor dem Aufbruch des Cäsar zu einer Geisterbeschwörung bestimmen; denn sein flinker Gehilfe Kastor hatte bei dem großen Gemetzel das Leben gelassen, während er, angetrieben durch den reichen Einbringerlohn und seinen glühenden Haß gegen Alexander, ausgegangen war, um den Versteck des Malers und seiner Schwester zu suchen.

Als der unglückliche Kaiser endlich an einem regnerischen Morgen, verflucht von zahllosen trauernden Vätern, Müttern, Witwen und Waisen und zu Grunde gerichteten, fleißigen Menschen, Alexandria verließ, war es, als sei die gemißhandelte, einst so übermütige Stadt von einem schweren Albdruck befreit.

Diesmal schien nicht dem Cäsar, dessen Leben sich auf immer verdunkelt hatte, wohl aber der Bürgerschaft, die er so grimmig gehaßt, der trübe Himmel neues Glück zu verheißen, und Hunderttausende blickten dankbar und hoffnungsfroh ins Leben, trotz der Trauergewänder und Witwenschleier, die sie trugen, trotz der grausamen Hindernisse, die die Bosheit des geistig „Belasteten", der sie beherrschte, dem neuen Erblühen ihrer Stadt in den Weg gelegt hatte; denn es war der Befehl des Caracalla ergangen, den großen Handelsplatz durch eine Mauer in zwei Teile zu zerschneiden.

Auch dem wissenschaftlichen Leben der Bevölkerung, dem die Stadt einen Teil ihrer Größe verdankte, hatte er den Todesstoß zu versetzen gemeint, indem er die gelehrten Anstalten aufzuheben und die Theater zu schließen befahl.

Herz und Sinn empörend waren die Andenken, die

der Unglückliche in Alexandria zurückließ, und es ballten sich den Bürgern die Fäuste, wenn sein Name genannt ward. Doch die scharfen Zungen hatten aufgehört zu spotten und zu scherzen. Die meisten Epigrammatarier waren auf ewig verstummt, und den leichten Witz der am Leben gebliebenen lähmten noch auf lange Monate schwere Flüche oder bittere Thränen.

Jetzt — vierzehn Tage nach dem Abzug des Schrecklichen — öffneten die Läden und Magazine, die man aus Furcht vor plündernden Soldaten geschlossen, sich wieder. In den stummen und verlassenen Bädern und Schenken ward es von neuem lebendig; denn man fürchtete sich nicht mehr vor den Beleidigungen übermütiger Krieger und den horchenden Ohren der Angeber und Häscher. Frauen und Mädchen wagten sich wieder auf die Straße, der Markt füllte sich mit Händlern, und aus wohl bewachten Verstecken traten die Vielen hervor, die sich eines unvorsichtigen Wortes bewußt waren oder erfahren hatten, daß man sie wegen eines Pfiffes im Zirkus oder eines andern Frevels verdächtigt.

Auch die Werkstätte des Bildhauers Glaukias auf dem Grundstück des Heron öffnete sich wieder.

In dem Kellerraume unter ihrem Estrich hatte sich der Steinschneider mit Polybius und seiner Schwester Praxilla verborgen; denn der bequeme alte Herr war nicht zu bestimmen gewesen, das Schiff zu besteigen, das Argutis schon für ihn gemietet. Lieber hätte er sterben wollen, als Alexandria verlassen. Er fühlte sich auch zu verwöhnt und leidend, um die Unbilden einer Seefahrt auf sich zu nehmen. Und dies eigensinnige Beharren war ihm zum Guten gediehen; denn das

Schiff, das ihn hatte fortführen sollen, war zwar vor dem Befehle, den Hafen zu sperren, ausgelaufen, doch von einer kaiserlichen Galeere eingeholt und zurückgebracht worden.

Der Einladung des Heron, seinen Versteck zu teilen, war der alte Herr dagegen gern gefolgt.

Jetzt traten beide ins Freie; doch hatten die letzten Wochen sehr verschieden auf sie gewirkt.

Der Steinschneider sah aus wie sein eigener Schatten und hatte die aufrechte Haltung verloren. Er wußte zwar, daß Melissa am Leben und der verwundete Alexander von Andreas zu dem Christen Zeno geschafft worden war und dort der Genesung entgegenging; doch der Tod seines Lieblingssohnes Philipp fraß ihm an der Seele, und dazu trug er es schwer, daß sein Haus zerstört und verbrannt worden war.

Sein verborgenes, mit ihm selbst gerettetes Gold hätte ihm gestattet, ein weit schöneres an seine Stelle zu setzen, doch daß es die eigenen Mitbürger gewesen, die es überfallen, that ihm weher als alles andere.

Das belastete ihm die Seele und machte ihn still und kleinlaut.

Die alte Dido, die das Leben mehr als einmal aufs Spiel gesetzt hatte, damit es den Versteckten an nichts fehle, sah ihn deswegen wehmütig an und betete zu den verschiedenen Göttern, denen sie diente, daß sie ihrem guten Herrn die Kraft zurückgeben möchten, einmal wieder recht laut zu fluchen und zu wettern; denn sein mildes Wesen erschien ihr unnatürlich, schrecklich und wie ein Vorbote seines nahenden Endes.

Auch die behäbige Witwe Praxilla war bleich und

magerer geworden, doch hatte die alte Dido beim Bereiten der Speisen viel von ihr gelernt.

Nur Polybius war munterer denn je. Er wußte, daß der Sohn und seine Braut den furchtbarsten Gefahren entronnen waren. Das machte ihn froh, und dazu hatte seine Schwester das Unmögliche geleistet, um ihn seinen Koch nicht zu schwer vermissen zu lassen. Trotzdem waren die Mahlzeiten manchmal schmal genug ausgefallen, und die erzwungene Mäßigkeit hatte ihn von der Gicht befreit und ihm auch sonst so wohl gethan, daß, als Andreas ihn ans Licht führte, der große, mehr als wohlbeleibte Herr ausrief: „Ich fühle mich so leicht wie ein Vogel. Hätt' ich Flügel, schwäng' ich mich gleich über den See zu dem Jungen. Aber auch Du trugst dazu bei, mich leichter zu machen, mein Bruder."

Damit legte er dem Freigelassenen den Arm um die Schultern und küßte ihm die Wangen.

Es war das erstemal, und er hatte ihn auch nie zuvor seinen „Bruder" genannt. Doch seine Lippen folgten einem Befehle des Herzens. Das bewies der feuchte Blick seines Auges, der das des Freigelassenen suchte, das auch nicht trocken blieb.

Polybius wußte, was der Christ für den Sohn und Melissa, für ihn selbst und das Seine gethan, und sein Scherz, Andreas habe auch ihn leichter gemacht, bezog sich auf die letzte Mitteilung des Freigelassenen.

Der neue Statthalter Julianus, der jetzt an Stelle des Titianus in der Präfektur residirte, benützte die Lage des Bedrohten, um Geld zu erpressen, und es war dem Andreas gelungen, ihn durch Zahlung einer großen Summe zu bestimmen, ein Schriftstück zu unterzeichnen,

das Polybius und seinen Sohn von jeder Schuld freisprach und den Kriegern und Sicherheitswächtern befahl, seine Person und Habe unangetastet zu lassen.

Dies Dokument verbürgte dem fröhlichen Herrn eine ruhige Zukunft nach seinem Herzen und füllte das Maß des Dankes, den er dem Freigelassenen schuldete, bis über den Rand. Und Andreas war es, als hätte Kuß und Brudergruß des früheren Herrn seine volle Wiederaufnahme unter die Freien erst recht besiegelt.

Einen andern Lohn als denjenigen, welchen er eben empfangen, begehrte er nicht, und noch ein anderes machte das Herz ihm froh bis zum Ueberfließen. Er wußte jetzt, daß für die Tochter der einzigen, die er je geliebt, die Zeit sich im wahren Sinne erfüllt, daß der gute Hirte sie zu seiner Herde berufen hatte.

Und er durfte sich dessen ungetrübt freuen; denn es war ihm mitgeteilt worden, daß auch Diodor den Weg betrat, auf den er ihn bis dahin vergeblich gewiesen.

Eine stille Heiterkeit, die alle, die ihn kannten, überraschte, erfüllte den ernsten Mann; denn für ihn lag das Wesen der christlichen Lehre in der Auferstehung, und staunend sah er aus dem Tod ein wunderbares, neues Leben erwachsen.

Auch für Alexandria schien die Zeit sich zu erfüllen; denn scharenweis drängten sich Männer und Weiber zur Taufe. Die Mütter führten die Töchter, die Väter die Knaben mit sich. Aus dem kleinen Christenbunde machten diese Schreckenstage eine große, nach Zehntausenden zählende Gemeinde.

Caracalla verkörperte vielen das Heidentum mit seinen blutigen Opfern, seiner Lust an Kampf, seiner Ver-

herrlichung der Rache und seiner Blindheit, die, um den Genuß der kurzen Lebenszeit nicht zu trüben, die Sorge für das Schicksal der ewigen Seele von der Hand wies.

Daß das Schwert, das die Söhne der Bürger zu zehntausenden geschlachtet, dem Serapis geweiht und von ihm angenommen worden war, entfremdete viele dem höchsten Gotte der Stadt.

Die Nachricht, der Oberpriester Theophilus habe gleich nach dem Abzuge des Cäsar sein Amt niedergelegt und Hand in Hand mit seiner allverehrten Gattin Euryale durch den gelehrten Priester Clemens, ihren Freund, die Taufe empfangen, bestärkte viele in dem Verlangen, in den Christenbund aufgenommen zu werden.

Nach diesen blutigen Schrecken, diesen Orgien der Feindseligkeit und der Rachelust, sehnte sich jedes Herz nach Liebe, nach Frieden, nach brüderlicher Eintracht.

Wer hätte dem Tode in den letzten Tagen ins Antlitz geschaut und nichts Näheres über den Glauben zu erfahren gesucht, der da lehrte, dem Leben jenseits des Grabes den Vorzug zu geben, und dessen Bekenner versicherten, dem Tode entgegenzusehen wie der Bräutigam der Hochzeit?

Man hatte den Menschen und jedes seiner Rechte mit Füßen treten sehen und öffnete das Ohr weit, wenn man von einer Lehre vernahm, die der Menschheit die höchste Würde zuerkannte, indem sie jeden, auch den Geringsten, zu einem Kinde Gottes erhob.

Man war gewohnt, zu unsterblichen Wesen zu beten, die in vornehmer Abgeschlossenheit ein wüstes Genußleben an den goldenen Tafeln im olympischen Festsaale führten, und nun hörte man von den Christen, ihre Kirche sei

die Gemeinschaft der Gläubigen mit ihrem väterlichen Gotte und seinem Sohne, der sich in Menschengestalt unter die Sterblichen gemischt und weit mehr für sie gethan als ein Bruder, indem er aus Liebe zu ihnen den schmachvollen und schmerzhaften Tod am Kreuze auf sich genommen.

Den gebildeten Alexandrinern war es aus hundert Gründen längst widersinnig erschienen, sich die Gunst der Gottheit durch blutige Opfer zu erkaufen. Schon manche philosophische Genossenschaft, und besonders die der Pythagoräer, untersagte blutige Darbringungen und gebot, nicht zu opfern, um Glück zu erkaufen, sondern nur um die Götter zu ehren, und nun sahen sie die Christen, statt zu opfern, ein Liebesmahl feiern.

Das, hieß es, solle sie an ihre geschwisterliche Zusammengehörigkeit und den gekreuzigten Meister erinnern, dessen aus Liebe vergossenes Blut sein himmlischer Vater angenommen habe an Stelle jedes andern Opfers. Der freiwillige, schmerzliche Tod ihres Heilandes sollte die Seele der Christen von Sünden und Verdammnis erlösen, und viele, die in den jüngst vergangenen Schreckensstunden schon trostlos auf der Schwelle des Jenseits gestanden, drängte es, teilzunehmen an diesem göttlichen Gnadengeschenke.

Ein schöner, weiser, überzeugender Bibelspruch nach dem andern ging von Mund zu Mund, und ein Wort des Christen Clemens, dessen hohe Gelehrsamkeit bekannt war, erwies sich als besonders wirksam.

Er hatte gesagt, der Glaube sei die durch die Offenbarung gewonnene Kenntnis der göttlichen Dinge, doch die Wissenschaft müsse den Beweis dafür liefern, und

dieser Satz veranlaßte auch viele geistig Hochstehende, es mit der neuen Lehre zu versuchen.

Am tiefsten ergriffen waren freilich die unteren Schichten des Volkes, die Armen und Sklaven, und mit ihnen die Trauernden und Bedrückten. Es gab ihrer jetzt viele; denn Zehntausende hatten ja ihr Liebstes verbluten sehen, und andere wunden Leibes die Gesundheit und dazu Hab und Gut in wenigen Tagen verloren.

Wie der gefährdeten Melissa, so scholl ihnen allen der Ruf des Heilandes an die Mühseligen, die Belasteten und Notleidenden, zu ihm zu kommen, um sich erquicken zu lassen, wie ein neuer Hoffnungsgruß an das Ohr und in die Herzen.

Sie sahen bei seinem Klange das Knospen eines neuen Seelenfrühlings vor Augen, und wer einen Christen kannte, der trat ihm näher, um mehr von dem mildherzigen Tröster, dem Kinderfreunde, dem lieb- und hilfreichen Gönner der Armen, der Schmerzensreichen und Unterdrückten zu hören.

Volksversammlungen waren von der neuen Obrigkeit verboten worden, doch das Gesetz des Aelius Marcianus gestattete Zusammenkünfte zu religiösen Zwecken, und darauf verwies der gelehrte Sachwalter Johannes die Glaubensgenossen.

Ganz Alexandria ward zu ihnen berufen, und das Wort, womit Andreas die erste eröffnete: „Da aber die Zeit sich erfüllet", ging von Mund zu Mund.

Sah man ab von derjenigen, die der Geburt Jesu Christi vorangegangen war, ließ dies Bibelwort sich aber auch auf keine Zeit besser beziehen als auf die des Mordes und Entsetzens, die man eben durchlebt.

Hatte sich je ein kenntlicherer Markstein zwischen vergangenen und kommenden Tagen erhoben?

Aus dem alten, eitlen, sorglosen Leben, dem so furchtbare Schrecken ein Ende bereitet, sollte jetzt ein neues des Friedens, der Liebe, der frommen Sorge für das Schicksal der Seele erwachsen.

Wohl füllte noch die Mehrzahl der Bürgerschaft und an ihrer Spitze, was reich und vornehm war, die heidnischen Tempel, um dort den alten Göttern zu dienen und ihre Gunst durch Opfer zu erkaufen; doch die wenigen kleinen christlichen Kirchen faßten nicht mehr die Zahl der Gläubigen, und diese hatten ein neues Aussehen gewonnen; denn die Gemeinde bestand nicht mehr fast ausschließlich aus geringen Leuten und Sklaven. Nein, Männer und Frauen aus den angesehensten Häusern der Stadt waren ihr jetzt zugeströmt, und dieser Gemeinde — der beredte Bischof Demetrius, der auch den heidnischen Philosophen an Kraft und Bildung des Geistes überlegene Origenes, der feurige Andreas und viele andere Berufene wußten es und verkündeten es laut: Dieser Gemeinde gehörte die Zukunft.

In gleich glückseliger Herzenserhebung hatte der Freigelassene noch nie gelebt, und wenn er auf sein vergangenes Dasein zurückblickte, kam ihm oft voll dankbarer Freude das Wort von den Letzten, welche die Ersten sein, und von den Erniedrigten, die erhöht werden sollten, in den Sinn.

Wären die Toten vor seinen Augen aus den Gräbern erstanden, es hätte ihn kaum in Erstaunen gesetzt; denn Wunder auf Wunder war ihm in diesen letzten Tagen begegnet. Das meiste, was seine Seele sehnlich gewünscht, wofür er gebetet und gefleht, es war in einer Weise in

Erfüllung gegangen, die seine Hoffnung weit überbot, und durch wie viel Blut und Entsetzen hatte der Herr die Seinen geführt, um sie das höchste der Ziele finden zu lassen!

Von Frau Euryale wußte er, daß sein Verlangen, Melissas Seele für den Glauben zu gewinnen, sich erfüllt hatte, und daß sie nach der Taufe verlangte. Noch war es ihm nicht von ihr selbst bestätigt worden; denn neun Tage lang hatte sie, von einem hitzigen Fieber ergriffen, zwischen Leben und Tod geschwebt, und seitdem war er eine volle Woche in der Stadt zurückgehalten worden, wo es galt, die Angelegenheiten des Polybius zu ordnen.

Heute war die Aufgabe gelöst, die er sich zu einem guten Ende zu führen vorgesetzt hatte. Er konnte die Stadt verlassen und wieder nach den jungen Menschenkindern sehen, die er liebte.

Bei seinen Gärten trennte er sich von Polybius und seiner Schwester und führte dann Heron und die alte Dido zu dem kleinen Hause, das sein früherer Herr ihnen auf seinem Gute angewiesen hatte.

Der Steinschneider selbst sollte erst zu den genesenden Kindern gerufen werden, wenn der Arzt es gestattete, und der unglückliche Mann wußte sich nicht zu fassen vor Erstaunen und Rührung, als er in dem neuen Heim nicht nur einen Arbeitstisch mit Handwerkszeug, Wachs und Steinen, sondern auch mehrere Käfige mit Vögeln fand, und unter den gefiederten Freunden auch einen Starmatz.

Der treue, nunmehr freie Sklave Argutis hatte das Gerät im Auftrage des Polybius besorgt; die Vögel aber waren ein Geschenk der Christin Agathe.

Das alles war ein Trost im Leid, und als der Stein-

schneider mit der alten Dido allein war und es besichtigte, brach er in lautes Schluchzen aus. Die Sklavin mußte es ihm nachthun; er aber untersagte es ihr mit lautem, unwirschem Schelten. Da erschrak sie erst; gleich darauf aber scholl ihr ein frohes: „Gelobt seien die Götter!" aus dem tiefsten Grunde des treuen Herzens, und von diesem Poltern an, behauptete sie bis ans Ende, habe das neue Wohlsein des Heron begonnen.

Die Sonne ging unter, als Andreas dem Hause des Zeno, einem sehr langen, weißgetünchten Gebäude, entgegenschritt.

Der Weg führte ihn durch einen Palmenhain, der schon zu dem Gute des Christen gehörte. Das Verlangen, die geliebten Kranken wiederzusehen, trieb ihn so schnell vorwärts, daß er bald einen andern Wanderer überholte, der sich hier in der Kühlung des Abends erging.

Es war der Arzt Ptolemäus.

Mit heiterer Freudigkeit begrüßte er Andreas, und dieser wußte, wen er meinte, als Ptolemäus, ohne auf eine Frage zu warten, ausrief: „Seit heute morgen sind wir über den Berg! Das Fieber ist geschwunden. Die bunten Gesichte haben sie verlassen, und nach Mittag schlief sie ein. Als ich sie vor einem Stündchen verließ, schlummerte sie fest und ruhig. Bisher lebte die erschütterte Seele wie im Traume — doch, nun das Fieber erlosch, kehrt auch das Bewußtsein bald wieder. Keinen erkannte das Mädchen, weder Agathe, noch Frau Euryale, noch selbst den Diodor, dem ich gestern auf einen Augenblick

gestatten durfte, ihr ins Antlitz zu schauen. Wir schafften sie wegen der lärmenden Kinder aus dem großen Hause in den Garten, und zwar in die kleine Villa gegenüber dem Andachtsplatz. Da ist es still und schön, und die Luft strömt durch die breite Verandenthür voll und frei zu ihr ein. Die Kaiserin dürfte sich kein besseres Krankenzimmer wünschen! Und wie Agathe sie pflegt! Du hast recht, so tüchtig auszuschreiten. Da verlischt schon der letzte Nachglanz der Sonne, und der Gottesdienst wird bald beginnen. Auch mit Diodor bin ich zufrieden. Die Jugend ist ein Boden, auf dem meine Kunst es leicht hat, Lorbeeren zu ernten. Wie das heilt, wie das sich kräftigt! Nur wenn die Seele so tief erschüttert wurde wie bei Melissa und bei ihrem Bruder, geht es auch bei ihr weniger rasch vorwärts. Doch, wie gesagt, wir sind jenseits des Gipfels der Krankheit."

„Gelobt sei der Herr," fiel ihm Andreas ins Wort. „Solche Nachrichten verjüngen. Wie ein Knabe könnte ich laufen."

Damit betraten sie den wohlgepflegten Garten, der sich hinter dem langen Hause des Zeno weit hinzog. Auf grünen Rasenplätzen erhoben sich stattliche Gruppen alter, hoher Bäume und prächtigen Strauchwerks. Um einen Springquell her blühten auf sorgsam gehaltenen Beeten schöne Blumen. Ein Palmenhain schloß die Anlagen ab und warf seinen Schatten auf die Gartenkirche des Zeno, eine von Tamariskenhecken wie von Mauern umgebene Fläche.

Die kleine Villa, die Melissas Krankenzimmer umschloß, lag mitten im Grünen, und die Veranda, an deren weit geöffnete Thür man das Lager der Leidenden getragen,

sobald es kühler geworden war, blickte dem Garten, dem Palmenhain und der von zartem Tamariskengeäst umkränzten Andachtsstätte entgegen.

Agathe hielt Wacht neben Melissa; als aber die letzte der großen und kleinen Gestalten, die eben den Garten nach derselben Richtung hin durchschritten, hinter der Tamariskenhecke verschwand, schaute die junge Christin der leidenden Freundin liebreich in das bleiche, nur zu zarte Antlitz, berührte ihr die Stirn behutsam mit den Lippen und flüsterte, als könnte sie ihre Stimme vernehmen, der Schlummernden zu: „Ich gehe nur, um für Dich und Deinen Bruder zu beten."

Damit trat sie in den Garten.

Um weniges später ertönte der um der Kranken willen gedämpfte Schall der ehernen Scheibe, die der kleinen Gemeinde den Beginn des Gottesdienstes verkündete.

Allabendlich hatte er sich hören lassen, ohne die Leidende zu stören; heute aber weckte er sie aus dem Schlummer.

Wie verstört blickte sie sich um und wollte sich aufrichten, doch selbst dafür war sie zu schwach.

Schrecken, Blut, der verwundete Diodor, Andreas, der Esel, der sie durch die Nacht fortgeführt hatte, waren die Vorstellungen, die sich in beängstigendem Durcheinander ihrem erwachenden Geiste aufdrängten.

Auch im Serapeum hatte sie oft den schrillen Ton geschlagenen Erzes vernommen.

Befand sie sich immer noch dort?

Hatte sie nur von dem nächtlichen Ritte mit dem verwundeten Geliebten geträumt?

Vielleicht war ihr in den schrecklichen Mysterienräumen

die Besinnung vergangen, und der Klang des Erzes hatte sie erweckt.

Dabei überlief es sie kalt.

Aengstlich scheute sie sich, die Augen aufzuschlagen, um nicht den wüsten Bildern an den Wänden und überall wieder zu begegnen.

Ewige Götter! Wenn ihre Flucht aus dem Heiligtum und die Rettung Diodors durch Andreas wirklich nur ein Traum gewesen war, dann konnte sich jeden Augenblick die Thür öffnen und der Aegypter Zminis oder einer seiner Häscher erscheinen, um sie zu dem furchtbarsten der Menschen zu schleppen.

Sie war schon mehrmals halb erwacht, und wenn ähnliche Gedanken sie dann überfallen hatten, war die zurückkehrende Besinnung von ihr gewichen, und neue Fieberschauer hatten sie geschüttelt.

Aber diesmal schien der Kopf ihr freier, und der Nebel und das Sausen waren verschwunden, die sie verhindert hatten, Auge und Ohr recht zu gebrauchen.

Auch ihre Widerstandskraft war stärker geworden.

Schon bei dem ersten Versuche, sich zu besinnen, sagte ihr der erwachende Geist, daß, wenn sie sich noch im Serapeum befand und die Thür ging, Frau Euryale zu ihr treten konnte, um ihr guten Mut einzusprechen, um sie in die lieben, mütterlichen Arme zu nehmen, um ihr . . .

Da erinnerte sie sich plötzlich wieder der Verheißungen, die ihr aus den Schriften der Christen zu teil geworden waren. Mit aller Klarheit stand ihr von neuem vor der Seele, einen wie liebreichen Tröster sie in dem Heiland gefunden, und wie froh sie Frau Euryale bekannt

hatte, daß die Erfüllung der Zeit nun wirklich für sie gekommen war, und daß sie nichts inniger wünschte, als die Glaubensgenossin der Freundin, als eine Christin zu werden.

Und bei alledem schien es ihr, als würde es heller in ihr und um sie her, und das Traumbild, bei dessen Anblick ihr vor vielen Tagen die Besinnung geschwunden war, trat ihr ins Gedächtnis zurück. Von neuem sah sie den Heiland, wie er ihr am Ende ihres Rittes durch das Dunkel die Arme entgegengestreckt und sie, die Mühselige und Belastete, eingeladen hatte, sich von ihm erquicken zu lassen.

Ein herzerwärmendes Dankgefühl überkam sie, und wieder schloß sie die Augen.

Doch sie schlief nicht, und während sie bei voller Besinnung mit den Händen auf der Brust, die leise Atemzüge gleichmäßig hoben und senkten, an den liebreichen Lehrer der Christen und all die herrlichen Verheißungen dachte, die sie in der Predigt auf dem Berge gefunden, und die ja auch ihr galten, war es ihr, als schmiege sie das Haupt an Frau Euryales Schulter und sehe dazu die milde Lichtgestalt des Heilands ihr winken.

Eine wohlige Mattigkeit umfing ihren Körper.

Ganz ebenso war es, des erinnerte sie sich deutlich, schon einmal gewesen, — und sie wußte auch, wann.

Gerade so hatte sie sich gefühlt, nachdem ihr der Geliebte zum erstenmale das Herz erschlossen, als sie in sinkender Nacht auf der Marmorbank an seiner Seite gerastet hatte und die Christen an ihr vorübergewallt waren. Sie hatte den singenden Zug damals für die wandernden Seelen verstorbener Menschen gehalten, und

wunderbar! Nein, sie irrte sich nicht: auch jetzt vernahm sie den Gesang, der sie damals, trotz seines feierlichen Klanges, so froh gestimmt hatte.

Sie erinnerte sich nicht, wann er begonnen hatte; aber auch diesmal erweckte er ein bittersüßes Mitleid in ihrer Seele. Nur erfaßte es sie tiefer als damals; wußte sie doch jetzt, daß es allen Mitmenschen gelten durfte, weil sie die Kinder des nämlichen gütigen Vaters, ihre Brüder und Schwestern waren.

Woher diese wunderbaren Klänge nur kamen?

War sie — und ein leiser Schreck durchbebte sie bei diesem Gedanken — keine Lebende mehr? Hatte das Herz ihr aufgehört zu schlagen, als der Heiland nach ihrem Ritt durch das Blut und die Nacht sie auf die Arme genommen hatte, und es dunkel um sie her geworden war?

Weilte sie jetzt in dem Himmel der Seligen?

Andreas hatte ihn so herrlich geschildert, und sie erschrak dennoch bei diesem Gedanken.

Aber war das nicht thöricht?

Gehörte sie wirklich zu den Toten, dann war ja Angst und Not auf ewig vorüber. Sie fand die Mutter wieder, und, was auch den Ihren geschah, sie durfte ihnen vielleicht von hier aus beistehen, wie sie es auf Erden gethan, und ihnen hier ganz gewiß früher oder später wieder zu begegnen erwarten.

Aber nein!

Ihr Herz regte sich noch. Sie fühlte, wie kräftig es pochte.

Wo sie nur war?

Solche Decke hatte sich gewiß nicht über das Lager

im Serapeum gebreitet, und die Schlafkammer dort war auch niedriger gewesen.

Jetzt schaute sie sich um, und es gelang ihr, sich nach der Seite hin zu wenden, von woher ihr die Abendluft so rein, so lind und leise entgegenwehte. Dabei rührte ihre zarte Krankenhand an das Haupt, und sie fand das volle Haar nicht mehr wieder. Sie hatte es also doch abgeschnitten, um sich unkenntlich zu machen.

Aber wo war sie? Wohin hatte die Flucht sie geführt?

Gleichviel!

Das Serapeum lag hinter ihr, und sie hatte den Zminis und die Häscher nicht mehr zu fürchten.

Da wandte sie zuerst den Blick dankbar nach oben und dann spähend gerade vor sich hin, und während sie schaute und das Auge sich satt schwelgen ließ, drang ihr ein leiser Ruf des Entzückens von den Lippen; denn vor ihr lag im silbernen Lichte der blanken Scheibe des jungen Mondes ein herrlicher, blühender Garten, und über den Palmen, die in schattigen Massen im fernen Hintergrunde alles überragten, ging der Abendstern auf. Vor ihr glitzerte und gleißte das Mondlicht in den steigenden und fallenden Tropfen des Springquells, und während sie, von dieser stillen Herrlichkeit bis in die tiefste Seele ergriffen, an die freundliche Selene dachte, die da oben ihren friedvollen Weg zog, an die in der Mondnacht jagende Artemis, die Nymphe des Springquells und die Dryaden, die jetzt vielleicht den gewaltigen Bäumen entschlüpften, um mit munteren Panen zu tanzen, erhob sich plötzlich wieder ein Gesang in feierlichen Rhythmen, und ihr entgegen scholl, von tiefen Männerstimmen gesungen, der Anfang des Psalmes:

„Danket dem Herrn und prediget seinen Namen, verkündiget sein Thun unter den Völkern;

„Singet von ihm und lobet ihn; redet von all seinen Wundern. Rühmet seinen heiligen Namen; es freue sich das Herz derer, die den Herrn suchen.“

Hier schwiegen die Männer, und als wolle er ihr Lob des Höchsten bestätigen, begann ein Frauenchor in heller Begeisterung den neunzigsten Psalm:

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Dann hob der Männerchor wieder an:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk.

„Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern.“

Und von neuem unterbrachen ihn die Frauen, und hell scholl ihnen aus der dankerfüllten Brust der Psalm des David:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen.

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

„Der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen.

„Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.“

Atemlos lauschte sie diesen Gesängen, von denen kein Wort ihr entging, und wie gern hätte sie die eigene Stimme in die der anderen gemischt, um dem gütigen

Vater im Himmel, nun auch der ihre, zu danken. Da lagen seine Wunderwerke ja vor ihr, und der Vers:

„Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit",

hallte in ihr nach, und es war ihr, als gelte er ihr und sei ihr von dem Frauenchor zugesungen worden.

Wie schöne, lustige, spielende Kinder, wie anmutige Menschen von der eigenen Art erschienen ihr jetzt die Götter, deren sie eben noch in frommer Erinnerung gedacht, neben dem gewaltigen Schöpfer und Lenker des ganzen Weltalls, dessen Thun unter den Völkern, dessen heiligen Namen, dessen Wunderwerke, Größe und Güte diese Lobgesänge feierten. Ein Hauch seines Mundes wehte die ganze Götterwelt, an die sie sich früher betend gewandt, auseinander wie der Herbstwind das bunte Laub welkender Bäume. Es war ihr, als umfasse er mit gewaltigen und doch liebreichen Armen den Garten vor ihr und mit ihm den ganzen Erdrund. Sie hatte auch die Olympier geliebt; doch wahre Ehrfurcht vor einem Gott erfaßte sie zum erstenmale in dieser Stunde, und es machte sie stolz, diesen mächtigen Herrn, diesen gütigen Vater auch lieben zu dürfen und sich von ihm geliebt zu wissen.

Das Herz schlug ihr immer schneller, und es war ihr, als brauche sie unter dem Beistande dieses Herrn keine Gefahr mehr zu fürchten.

Während sie dann wieder nach den Palmen hinter den Tamarisken schaute, über deren fächerreichen Kronen nun schon der Abendstern im Azurblau des nächtigen Himmels schwebte, erhob sich von neuem der Gesang, der vorhin verstummt war, und sie vernahm wieder den Gruß der Engel, der ihr schon einmal so tröstlich und

verheißungsvoll aus dem Evangelienbuche in die Seele gegriffen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Was sie damals so heiß herbeigesehnt hatte, jetzt, meinte sie, sei es gekommen.

Der Friede, die Ruhe, nach denen sie in Angst und Blut so schmerzlich verlangt, — sie erfüllten nun ihr Herz, und was sie umgab, wie still war es doch und wie friedvoll!

Ein wunderbares Heimatsgefühl durchdrang sie, und mit ihm die Ueberzeugung, daß sie hier diejenigen wiederfinden müsse, nach denen sie sich sehnte.

Wiederum erhob sie den Blick, um Ausschau zu halten, und nun gewahrte sie eine weiße Gestalt, die sich von den Tamarisken her näherte.

Es war Frau Euryale.

Sie hatte Agathe unter der Gemeinde gewahrt und den Gottesdienst verlassen, weil sie fürchtete, die Kranke könnte erwachen, ohne jemand in der Nähe zu haben, der sie verstand und den sie liebte.

Schnellen Schrittes kreuzte sie den Rasen. Jetzt lag der Springbrunnen hinter ihr, jetzt hob sie im Mondschein das Haupt, und Melissa schaute ihr in das liebe, gütige Antlitz.

Froh bewegt rief sie der Freundin zu, und als die Matrone die Veranda betrat, vernahm sie die schwache Stimme der Genesenden und eilte ihr entgegen.

Behend, als hätte die Freude sie verjüngt, sank Frau Euryale am Hauptende des Lagers der Erwachten auf die Kniee nieder, um sie mit mütterlicher Zärtlichkeit zu küssen und ihr Haupt sanft an die Brust zu drücken.

Während Melissa dann fragte und immer wieder fragte, mußte die Matrone sie zur Ruhe ermahnen und ihr zuletzt gebieten, es nun genug sein zu lassen.

Zuerst hatte die Erwachte zu wissen begehrt, wo sie sich befinde. Dann waren ihr die Lippen übergeströmt von Dank und Freude und von der Versicherung, daß ihr zu Mute sei, wie sich die Seligen fühlen müßten; denn Frau Euryale hatte mit gedämpfter Stimme berichtet, daß der Vater lebe, daß auch Diodor und ihr Bruder im Hause des Zeno Aufnahme gefunden, und daß es Andreas, Polybius und ihnen allen nach schweren Gefahren und Leiden wieder wohl ergehe. Auch daß die Stadt schon längst von dem Kaiser befreit sei, und Zeno einwillige, seine Tochter Agathe mit Alexander zu verbinden, hatte Frau Euryale erzählt.

Gehorsam der mütterlichen Beraterin ruhte die Genesende eine Weile; doch die Freude schien ihr die Kraft zu verdoppeln; denn sie wünschte Agathe, Alexander und Andreas zu sehen und — sie errötete dabei und ein rührend flehender Blick traf das Auge der Matrone — auch Diodor.

Aber der Arzt Ptolemäus war inzwischen in das Gemach getreten, und er gestattete an diesem Abende nur noch der Tochter des Zeno, an das Lager der Freundin zu treten.

Die ernsten Augen waren ihm feucht, als er beim Abschiede Frau Euryale zuraunte: „Alles gut. Auch ihr Geist ist gerettet."

Und er hatte recht gesehen.

Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schritt die Genesung vorwärts, steigerte sich die Kraft Melissas.

— Es gab aber auch so viel für sie zu sehen und zu erfahren, was wie Arznei auf sie wirkte, selbst wenn sie der Tod des Bruders und der gemordeten Freunde mit neuer Trauer erfüllt hatte.

Wie sie, so waren auch der Geliebte und Alexander auf dornigen Pfaden zu jenen Sternen geführt worden, die den Glückseligen leuchten und ihr reines Licht in die Herzen derer ergießen, denen eine höhere Wahrheit sich offenbart.

Als Christ trat Diodor Hand in Hand mit dem Bruder der Genesenden entgegen.

Was so vielen Alexandrinern das Herz für die Segnungen der neuen Lehre gewonnen, hatte auch sie zu ihr hingezogen, und die Gewißheit, die Geliebte bei den Christen zu finden, war dem Entschluß der Freunde entgegen gekommen, Zeno um Unterweisung zu bitten. Und sie war ihnen in einer so feurigen, hinreißenden Weise geworden, daß sich in ihrem empfänglichen Herzen Wißbegier und Wunsch in feste Ueberzeugung und begeisterte Sehnsucht verwandelten.

Agathe war die Braut Alexanders.

Der Verachtung der Mitbürger, von der der Jüngling gemeint, daß sie ihm den Besitz der Geliebten unerreichbar mache, dankte er ihn vielmehr; denn der Vater Agathens vertraute dem Manne willig sein Kind an, der es gerettet, und in dem er nun nicht mehr einen übermütigen Heiden, sondern einen von jenen Erniedrigten sah, die erhöht werden sollen.

Bevor die Wunde des Alexander sich geschlossen hatte, war ihm der Tod Philipps verschwiegen worden; er aber hatte in jenen Tagen dem Andreas bekannt, daß er entschlossen sei, in die Ferne zu fliehen, um Agathe nicht

wieder zu sehen und dem Bruder, über den er so viel Schlimmes gebracht, nicht auch die Geliebte zu rauben.

Bewegten Herzens hatte der Freigelassene ihm zugehört, und wenige Stunden, nachdem Andreas Zeno berichtet, was ihm der entsagende Jüngling vertraut, war dieser zu dem Genesenden getreten, um ihn als Sohn zu begrüßen.

Melissa fand nun in Agathe die Schwester, nach der sie so lange verlangt, und wie wohl that es ihr, das Auge des Bruders wieder hell und daseinsfroh leuchten zu sehen.

Alexander blieb übrigens auch als Christ und als Gatte der Tochter des Zeno ein Künstler. Das Vermögen, das Andreas sich erworben hatte — es gehörten dazu auch die Solidi, mit denen einst die Schulden des leichtsinnigen Malers bezahlt worden waren — wurde verwandt, um ein neues, schönes Gotteshaus an der Stelle zu erbauen, wo das Heim des Steinschneiders Heron gestanden.

Alexander schmückte es mit herrlichen Bildern, und da auch diese Kirche der schnell anwachsenden Gemeinde nicht mehr genügte, versah er auch andere neue Gotteshäuser mit Gemälden, deren hohe Schönheit in der ganzen Christenheit bekannt war, und die bewundert und erhalten blieben, bis finsterer Eifer die Kunst aus den Kirchen verbannte und ihre Werke zerstörte.

Melissa konnte nicht sicher in Alexandria bleiben.

Nach ihrer stillen Hochzeit im Hause des Polybius reiste sie mit dem jungen Gemahl nach Karthago, wo ein Oheim Diodors wohnte.

Die Liebe folgte ihnen auch dorthin und mit ihr

das Glück. Sie brauchten sich auch nicht lange verborgen zu halten; denn wenige Monate nach ihrer Hochzeit kam die Nachricht nach Karthago, der Kaiser sei von dem Centurio Martialis, hinter dem die beiden Tribunen Apollinaris und Nemesianus Aurelius gestanden hatten, ermordet worden. Gleich darauf war der Präfekt der Prätorianer, Macrinus, von den Truppen zum Kaiser ausgerufen worden.

Die Herrschaft dieses ehrgeizigen Mannes dauerte zwar kein volles Jahr, die Voraussagung des Magiers Serapion war aber dennoch an ihm in Erfüllung gegangen. Dem Zukunftskünder selbst kostete sie freilich das Leben; denn ein Brief von seiner Hand an den Präfekten, in dem er ihn an seine Voraussagung erinnerte, kam in die Hände der Mutter Caracallas, die die für den unglücklichen Sohn ankommenden Briefe zu Antiochia, wo sie sich aufhielt, eröffnete; ihre Warnung gelangte aber erst kurz nach dem Ende des Cäsar und bevor der neue Kaiser Macrinus den Wunderthäter schützen konnte, ans Ziel.

Seit der Thronbesteigung des neuen Herrschers hörte die Verfolgung derjenigen auf, die das Mißfallen des Caracalla erweckt hatten, und wie Diodor und Melissa konnten Heron und Polybius sich wieder sicher vor jeder Nachstellung unter das Volk mischen.

Diodor und andere Freunde sorgten dafür, daß der Verdacht der Verräterei, der sich an die Familie Herons geheftet hatte, als unbegründet anerkannt wurde. Ja, der Tod Philipps und das Schicksal Melissas und Alexanders stellte sie den edelsten Feinden der Tyrannei an die Seite.

Als der Kaiser Macrinus zehn Monate nach seiner

Thronbesteigung durch die Niederlage bei Immae, wo nur noch die Prätorianer tapfer für ihn fochten, nach einer schmählichen Flucht gestürzt, und der verderbte Großneffe der Julia Domna unter dem Namen Heliogabalus von der Armee zum Cäsar ausgerufen worden war, ließ der vierzehnjährige Kaiser zu Alexandria dem Caracalla, für dessen Sohn man ihn fälschlich ausgab, eine Bildsäule und ein Cenotaph errichten. Diese beiden Kunstwerke hatten viel unter dem Hasse derjenigen zu leiden, denen der unglückliche Ermordete so furchtbar wehe gethan; doch an gewissen Gedenktagen wurden beide mit schönen Blumen geschmückt, und als der neue Präfekt im Auftrage der Mutter Caracallas zu erforschen suchte, wer sie gespendet, erfuhr er, daß sie aus den schönsten Gärten der Stadt stammten, und daß eine Christin, Melissa, die junge Gattin ihres Besitzers, es sei, die sie stifte. — Das that dem Herzen der Julia Domna wohl, und sie hätte die Spenderin noch wärmer gesegnet, wenn ihr bewußt gewesen wäre, daß Melissa die Seele ihres verirrten Sohnes bis an ihr spätes Ende mit in ihr Gebet einschloß.

Der alte Heron, der auf das Gut des Diodor gezogen war und unter seinen Vögeln weniger mürrisch als früher fortfuhr, kleine Kunstwerke zu schaffen, schüttelte über dergleichen den Kopf, und als er einmal, nachdem seine Tochter wieder solche Liebesgabe gespendet, mit der alten Freigelassenen Dido allein war, sagte er verdrossen: „Wäre die Närrin mir gefolgt, würde sie heute wie Julia Domna ‚Kaiserin‘ heißen. Aber es ist auch so gut; nur daß Argutis, den sie überhaupt wie einen Blutsverwandten unseres alten makedonischen Geschlechtes halten, gestern

im Auftrage Melissas schönere Blumen auf das Cenotaph des Caracalla brachte als auf das Grab ihrer eigenen Mutter, das mag ihr neuer Gott ihr vergeben. Es steckt gewiß eine christliche Schrulle dahinter. Ueberhaupt halte ich es mit den bewährten Göttern, denen auch meine Olympias diente, die doch immer nur that, was vom Guten das Beste."

Der alte Polybius blieb gleichfalls ein Heide; die Kinder aber ließ er gewähren.

Er und Heron sahen die Enkel widerspruchslos als Christen erziehen; denn sie ahnten beide, daß der neuen Lehre die Zukunft gehörte.

Andreas blieb noch als Greis der treue Berater der alten und jungen Freunde. Im Sonnenscheine der Liebe, die ihn umgab, hatte sich sein strenger Eifer in nachsichtige Milde verwandelt.

Als es endlich zum Sterben kam und Melissa ihn kurz vor seinem Ende frug, welches ihm das liebste Wort aus der Schrift sei, dachte er kurze Zeit nach und entgegnete dann fest und bestimmt: „Da aber die Zeit sich erfüllet."

„Um meinetwillen," versetzte Melissa mit feuchten Augen.

Da nickte er ihr lächelnd zu, gab Diodor ein Zeichen, ihm den Siegelring, das einzige, was sein Vater aus der Zeit der Freiheit und des Wohlstandes gerettet, abzustreifen, und bat Melissa, ihn als Andenken an ihn zu behalten. Tief bewegt steckte sie ihn an den Finger; Andreas aber wies auf die Inschrift und sagte mit erlöschender Stimme: „Dein Weg, der eure und meiner... Der Wahlspruch des Vaters: ‚Per aspera ad astra!'...

Mich führte er ans Ziel, und auch Dich, auch euch... Doch der Spruch ist ja römisch... Ihr versteht ihn wohl kaum... Er bedeutet: ‚Auf steinigen Pfaden empor zu den Sternen!‘... Aber nein: ‚Unter des Kreuzes Last aufwärts zur Seligkeit hier und dort‘, das ist's, was er mir zuruft, und“ — dabei schaute er dem Liebling in das immer noch schöne Antlitz — „auch Dir — ich weiß es — auch euch!“

Dann schöpfte er tief Atem, und mit der Hand auf dem Haupte Melissas, die an seinem Lager niedergekniet war, schloß er in den stützenden Armen des Diodor die treuen Augen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ebers, Georg,

Gesammelte Werke

Bd.: 24

1893

48.562-24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11534435-5